

SPD-FRUST
Wie gefährdet sind
Klingbeil und Bas?

IMMOBILIEN
Wo Häuser
günstiger werden

RÄTSELHAFTER FALL
Die Deutsche aus den
Epstein-Akten

Die neue Arbeitswelt

Wirtschaftskrise und
KI-Konkurrenz: Der Alltag
im Job wird härter



Benelux € 8,40
Dänemark dkr 102,95
Finnland € 10,40

Frankreich € 8,80
Griechenland € 9,20
Italien € 9,20

Kroatien € 9,50
Norwegen NOK 149,-
Österreich € 7,80

Portugal (cont) € 8,80
Schweiz sfr 10,30
Slowakei € 8,80

Slowenien € 8,80
Spanien € 8,60
Spanien/Kanaren € 8,90

Tschechien Kč 260,-
Ungarn Ft 4190,-
Printed in Germany

3 Monate DER SPIEGEL für nur 39€ lesen



**Jetzt bestellen und sparen:
abo.spiegel.de/339**

oder telefonisch unter 040 3007-2700

Für Steinmeier ist der Auszug ein vorgezogener Abschied, der das Ende seiner zweiten Amtszeit vorwegnimmt.

Seite 28

Titel

Es ist ungemütlicher geworden auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Privilegien, die viele Beschäftigte jahrelang als Komfort empfanden, mit üppigem Gehalt, mobilem Arbeiten, Bonuszahlungen und Fitnessstudio-Abo, bauen Arbeitgeber nach und nach ab. Oder gleich den ganzen Arbeitsplatz. Ein sechsköpfiges SPIEGEL-Team rund um Titelautorin Maren Hoffmann aus dem Bereich Job und Karriere sprach mit Betroffenen aller Altersgruppen, Experten und Forscherinnen. Ihr Fazit: Erschöpft ist, wer Arbeit hat. Frustriert, wer welche sucht. Und wer sich mit Personalabbau befasst, hat alle Hände voll zu tun. Das bestätigte auch der Münchner Arbeitgeberanwalt **Kilian Friemel** (r.). Er kam in einem frühen Flieger und mit markigen Botschaften im Gepäck zum Gespräch mit Redakteur **Florian Kontek** ins Hamburger SPIEGEL-Haus. Der Arbeitsrechtler verhandelt gerade im Akkord über Personalabbau und sagt: Was wir erleben, ist erst der Anfang. Doch er hat eine Vision: »Wir brauchen wieder mehr Spaß an der Arbeit und am gemeinsamen Erfolg.«

Seiten 8, 16



Maria Feck / DER SPIEGEL

WM



Fritz Beck / DER SPIEGEL

Die Fußball-Weltmeisterschaft beginnt, aber kaum jemand traut der deutschen Nationalmannschaft den Titel zu. Gerade für Kapitän **Joshua Kimmich** wäre ein enttäuschendes Turnier wohl schwer erträglich. Es gibt derzeit kaum einen besseren deutschen Fußballer, ganz sicher keinen ehrgeizigeren. Aber ausgerechnet Kimmichs WM-Bilanz ist geradezu bedauerndswert. 110 Länderspiele hat er absolviert, die Anzahl von K.-o.-Spielen bei einer WM: null. SPIEGEL-Redakteur **Danial Montazeri** hat Kimmich in den vergangenen Monaten mehrmals getroffen. Auf dem Trainingsplatz, rund um die Spiele seines FC Bayern München und in seiner schwäbischen Heimat. Immer öfter ging es dabei um die nahende Weltmeisterschaft und damit verbundene Erwartungen. Kimmich sagt, er sei gelassener geworden. Sein Glück hänge inzwischen nicht mehr von Titeln ab. »Aber wer beobachtet, wie er daran arbeitet, alles zu verbessern, Mitspieler, Teamgeist, sich selbst, erlebt noch immer einen Getriebenen«, sagt Montazeri.

Seite 104

Epstein

Im Februar erfuhr SPIEGEL-Reporterin **Alexandra Berlin**, dass der Name einer Deutschen, die seit 2015 vermisst wird, in den Epstein-Dokumenten auftaucht. Ein mutmaßlicher Rekrutierer schickte demnach Fotos von Michele an den reichen Investor in den USA. Er bat um ein Ticket für »das deutsche Mädchen«. Etwa anderthalb Jahre später verschwand Michele. Sie war damals 22 Jahre alt. Ein Team des SPIEGEL und des ZDF-Formats »Die Spur« recherchierte gemeinsam. Alexandra Berlin und ZDF-Reporter **Lucas Eiler** versuchten herauszufinden, was mit Michele passiert ist. Die junge Frau träumte von einer Modelkarriere – wurde ihr das zum Verhängnis? Das Team hat sich mit dem Einverständnis von Michelles Familie auf Spurensuche begeben. Seit mehr als zehn Jahren bangen die Eltern und zwei Brüder um die junge Frau. »Sie erhoffen sich endlich Aufklärung und mehr Hilfe von den Behörden«, sagt Berlin. Inzwischen will die Polizei tatsächlich prüfen, ob ein Ermittlungsverfahren eingeleitet werden kann.

Seite 38



ZDF

DEIN SPIEGEL



Noch vor Kurzem demonstrierten Kinder und Jugendliche regelmäßig freitags für eine bessere Zukunft. Heute ist es ruhiger geworden um den Klimaprotest, obwohl die Probleme keineswegs kleiner geworden sind. Stattdessen verfügte Donald Trump gar den Austritt der USA aus dem Pariser Klimaabkommen. Wie soll man da als junger Mensch Hoffnung behalten? In der Titelgeschichte von DEIN SPIEGEL, dem Nachrichten-Magazin für Kinder, geht es um genau diese Frage. Jugendliche aus verschiedenen Regionen der Erde erzählen, wie sie die Klimakrise erleben. Eine Klimaaktivistin erklärt, wie sie vor Gericht für den Planeten kämpft. Außerdem im Heft: Zum 250. Geburtstag der Vereinigten Staaten stellen wir 25 US-Amerikanerinnen und -Amerikaner vor, die die Geschichte des Landes geprägt haben – von Präsident Thomas Jefferson bis zu Tennisspielerin Serena Williams. Und: Sommerzeit ist Zeckenzeit. In einem Quiz können Kinder (und die Eltern) ihr Wissen über die nervigen Parasiten testen. DEIN SPIEGEL erscheint am Donnerstag.

INHALT

TITEL

- 8 Berufswelt** Die neue Angst der Fachkräfte vor dem Jobverlust
- 16 Kündigungen** Ein Arbeitgeberanwalt über schnellen Stellenabbau

POLITISCHE BÜHNE

- 18** Länder wollen umstrittenen Paragraphen zur Politikerbeleidigung reformieren | Die Vertrauensfrage

DEUTSCHLAND

- 6 Leitartikel** Der wahre Verteilungskampf findet nicht zwischen Arm und Reich statt
- 24 SPD** Erste Planspiele für eine neue Führung
- 27 Ministerien** Wie das Auswärtige Amt umgebaut wird
- 28 Bundespräsident** Frank-Walter Steinmeier muss umziehen



Lubitz + Dörner / planpicture

Schufte härter!

Titel Unternehmen sparen am Personal und bauen Jobs ab. Selbst wer viel leistet, kann sich nicht mehr sicher fühlen.

Seiten 8, 16

- 31 Koalition** Teure Imageberatung für Wirtschaftsministerin Katherina Reiche
- 32 Energie** Warum eine Firma der Ukraine ein deutsches Kraftwerk schenkt
- 34 Sucht** Besuch in einer Entzugsklinik für Jugendliche
- 37 Verbände** Der VdK Bayern will seine Vorsitzende Verena Bentele loswerden
- 38 Justiz** In den Epstein-Akten taucht der Name einer vermissten Deutschen auf
- 42 Zeitgeschichte** Wie die Mächtigen der Welt reden, wenn sie unter sich sind

MEDIEN

- 44 Rundfunk** SPIEGEL-Gespräch mit MDR-Intendant Ralf Ludwig über die Angriffe der AfD und ihre Wähler
- 47 Karrieren** Quotenstar und Kampfsportler Christian Eckerlin wird für RTL zum Problem



Paulina Hildesheim / DER SPIEGEL

Frank-Walter Steinmeier

Das Staatsoberhaupt muss raus aus Schloss Bellevue.

Seite 28



Dominik Altsch / DER SPIEGEL

Inga Leschek

Die RTL-Managerin steht intern zunehmend in der Kritik.

Seite 47



Fritz Beck / DER SPIEGEL

Joshua Kimmich

Kann er Deutschlands Fußball-National-elf zum WM-Titel führen?

Seite 104

DEBATTE

- 48 Pränataldiagnostik** Der Bluttest auf Kassenkosten wirft ethische Fragen auf

AUSLAND

- 50 Frankreich** Das Land steht vor einem Wahlkampf der Extreme
- 53 Ortstermin** Auf der Insel Kinmen ist Taiwan so, wie China es sich wünscht
- 54 Großbritannien** Wie aus Kritik an einer angeblich zu woken Polizei Hass gegen Migranten wird
- 56 Essay** Präsident Trump ist lange nicht am Ende
- 58 Russland** Anwältin Marija Bonzler schickt Nachrichten aus der politischen Haft
- 60** Jerusalemer Patriarch Pizzaballa über die Lage der Christen in Israel | Korrespondentenkolonne aus Washington

REPORTER

- 62 Tierschutz** Bilanz der Walretter nach der gescheiterten Freisetzung
- 67 Homestory** Kniffelsucht

WIRTSCHAFT

- 68 Marken** Adidas will die Fußball-WM nutzen
- 72 Sozialsysteme** Was sagen Betroffene zur geplanten Pflegereform?
- 74 Aktienmarkt** Der riskante Börsengang von SpaceX
- 77 Geld** Wo Immobilien in den nächsten Jahren günstiger werden
- 78** Deutsche geben mehr für Streaming aus | Teure Tickets bei NBA-Finals



Kay Nietfeld / dpa

Szenarien für den Tag X

Die SPD fürchtet weitere Wahlniederlagen im Herbst. Könnten sie das Ende für Bärbel Bas und Lars Klingbeil bedeuten?

Seite 24



Kevin Dietsch / Getty Images

Trumps unrunder Geburtstag

Der Präsident wird 80 und wirkt müde – aber er hat die Welt in einen permanenten Überlebensmodus versetzt.

Seite 56



Jonas Berndt / DER SPIEGEL

Der Frust der Helfer

Der Buckelwal ist tot und zerlegt. Was sagen die Millionäre, die die missglückte Rettungsaktion organisierten?

Seite 62

WISSEN

- 80 Künstliche Intelligenz** US-Bürger protestieren gegen Rechenzentren
- 84 Erderwärmung** Die fragwürdigen Klimaversprechen eines deutschen Zementkonzerns
- 87 Mobilität** Elektroautos röhren wie Verbrenner
- 88** Ein Ebola-Überlebender berichtet | Was tun gegen Papierfischchen?

KULTUR

- 90 NSDAP-Datenbank** Künstler über ihre Familienrecherche
- 94 Geschlechterdebatte** SPIEGEL-Gespräch mit der Schriftstellerin Simone Buchholz und ihrem Sohn
- 98 Modernes Leben** Warum die Gen Z das Rauchen cool findet
- 101 Zeitgeschichte** Die »German Diaries« von Samuel Beckett
- 102 Film** Steven Spielberg und das wahre Wesen von Aliens
- 103** James-Bond-Computerspiel | Neuer »Lucky Luke«-Comic | Horrorfilm »Backrooms«

SPORT

- 104 Fußball** DFB-Kapitän Joshua Kimmich hofft auf seinen ersten WM-Titel
- 109** Randsportart Poledance | Haltungsnote: Flavio Cobolli
- 76** SPIEGEL-TV-Programm
- 97** Bestseller
- 110** Impressum, Leserservice
- 111** Nachrufe
- 112** Personalien
- 114** Posteingang
- 116** Hohlspiegel
- 117** Familienalbum
- 118** Niemals geht man so ganz

Tyrannie der Alten

Der politische Streit verläuft seit Jahrzehnten entlang der Linie zwischen Arm und Reich. Tatsächlich bedroht ein anderer Konflikt die Zukunft des Landes.

Von Christian Reiermann

Zum Wesen alternder Gesellschaften gehört, dass ihre politischen Debatten mit der Zeit ausleiern. Das Ringen der schwarz-roten Koalition um die Reform des Steuersystems und der Sozialversicherungen liefert dafür reichlich Anschauungsmaterial. Die gleichen Argumente sind in Dauerschleife zu hören: dass die Reichen nicht immer reicher, die Armen nicht immer ärmer werden dürften; dass starke Schultern mehr zu tragen hätten als schwache, kurzum: dass mehr Gerechtigkeit herrschen müsse.

Seit Jahrzehnten lautet die Konstellation: Arm gegen Reich oder andersherum. Dabei hat sich die Gefechtslage längst verändert. Von der Mehrheit der Bevölkerung verdrängt, von politischen Akteuren weitgehend ignoriert, bedroht ein anderer Konflikt Gegenwart und Zukunft des Landes: Alt gegen Jung.

Deutschland leidet unter der Tyrannie der Alten. Die Interessen nachrückender Generationen werden gegen vermeintliche Bedürfnisse der Älteren ausgespielt. Die Klage der Jungen, sie würden systematisch diskriminiert, ist berechtigt. Der schwarz-rote Koalitionsvertrag ist voller Beispiele dafür. Die Vereinbarungen der Vorgängerregierungen waren nicht besser.

Obwohl in der Rentenkasse wie im Bundeshaushalt Geld fehlt, hatte Schwarz-Rot nichts Eiligeres zu tun, als die Mütterrente zu erhöhen – ein Geschenk von zweifelhaftem Nutzen, das Milliarden kostet. Die Regierung lässt zu, dass Jahr für Jahr Hunderttausende erfahrene und gut ausgebildete Arbeitnehmer dank der sogenannten Rente mit 63 abschlagsfrei in den vorgezogenen Ruhestand gehen. Das Privileg belastet die Rentenkasse jährlich mit fast zehn Milliarden Euro, verschärft den Fachkräftemangel und kostet Wachstum. Wie die Regierung sich um die Interessen der jungen Generation sorgt, zeigt die Überlegung, beim Bafög zu sparen.

Ihre sozialpolitische Verantwortungslosigkeit paart die Regierung mit einer beispiellosen Verschuldung. Beides wird die ohnehin sinkende Zahl von Arbeitnehmern noch auf Generationen belasten, weil Sozialbeiträge steigen müssen und Steuern nicht gesenkt werden können. Schon jetzt ächzen die Arbeitnehmer unter einer Abgabenlast auf Rekordniveau.

Was junge Leute heute an Finanzamt und Sozialversicherungen abführen müssen, fehlt ihnen für die private Altersvorsorge. Dabei wäre diese dringend erforderlich, weil die gesetzliche Rente für sie nicht mehr ausreichen wird.

Um der drückenden Abgabenlast zu entkommen, passen viele Junge ihr Verhalten an. Sie flüchten in Teilzeitjobs, weil sie erwarten, dass sich mehr Einsatz ohnehin nicht lohnt. Nicht ihr Einkommen maximieren sie, sondern ihre Freizeit. Auf die fällt keine Steuer an. Die Umstände treiben eine wachsende Zahl junger Männer und Frauen ins Ausland. Aus beidem ist ihnen kein Vorwurf zu machen, sie verhalten sich ökonomisch rational. Dennoch sind beide Entwicklungen fatal, weil Arbeitskraft, Einsatzbereitschaft und Kreativität der jungen Menschen dem heimischen Arbeitsmarkt fehlen.

Um ihnen wieder eine Perspektive zu bieten, braucht es einen Paradigmenwechsel. Umverteilung muss sein –

zwischen Alt und Jung. Die Senioren, die weitgehend unbeschwert in Frieden und Wohlstand aufgewachsen sind, müssen zugunsten ihrer Kinder und Enkel verzichten. Das schließt die Jahrgänge der Babyboomer ein, die sich in den kommenden Jahren aus dem Arbeitsleben verabschieden.

Als Erstes sollte sich die Bundesregierung dazu durchringen, teuren Unfug wie die Mütterrente oder die Rente mit 63 zu streichen. Damit Arbeitnehmer aller Gehaltsklassen mehr Spielraum bekommen, in eigener Verantwortung fürs Alter vorzusorgen, ist auch eine Reform der leistungsfeindlichen Einkommensteuer geboten, mit Entlastungen nicht nur für untere und mittlere Einkommen. Heutige Nachwuchskräfte werden hoffentlich

einmal in obere Gehaltsregionen aufsteigen. Auch sie brauchen mehr Netto vom Brutto. Um die Entlastung für alle zu finanzieren, könnte die Mehrwertsteuer steigen.

Die Maßnahme gilt als ungerecht, weil Bezieher geringer Einkommen einen größeren Teil ihres Geldes für Konsum ausgeben und deshalb überproportional betroffen wären. Der Vorwurf geht fehl. In einer alternden Gesellschaft belastet die Mehrwertsteuer vor allem jene, die ihre Ersparnisse ausgeben, um ihren Lebensabend zu finanzieren. Es trifft also nicht die Falschen: Die Alten von heute sind die am besten versorgte Rentnergeneration der Geschichte.

Deswegen ist eine höhere Mehrwertsteuer nicht unsozial, genauso wenig wie geringere Rentensteigerungen, eine längere Lebensarbeitszeit oder eine Steuerreform, die allen mehr Geld lässt. Im Gegenteil: Das alles wäre ein Gebot der Generationengerechtigkeit.



Ihre Empfehlung wird belohnt

Werben Sie eine neue Leserin oder einen neuen Leser für den gedruckten SPIEGEL inklusive Zugang zu allen digitalen Inhalten des SPIEGEL. Wir bedanken uns mit einer wertvollen Prämie.



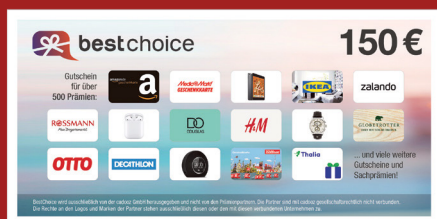
150 € Prämie

Erfüllen Sie sich selbst oder Ihren Lieben einen besonderen Wunsch!



150 €-Amazon-Gutschein

Über eine Million Bücher sowie DVDs, Technikartikel und mehr für Sie zur Auswahl.



150 €-BestChoice-Universal-Gutschein

Der Universal-Gutschein ist bei über 200 Handelspartnern einlösbar. Viel Spaß beim Shoppen.



Einfach jetzt bestellen:
abo.spiegel.de/p26

DER SPIEGEL für zunächst ein Jahr frei Haus inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle S+-Inhalte auf SPIEGEL.de sowie in der App und vieles mehr – für nur 7,10 € je Ausgabe, den gleichen Preis wie am Kiosk.

Raus aus der

TITEL

Berufswelt Die einen kommen nicht rein, die anderen sollen gehen, und wer bleibt, muss sich warm anziehen. Auf dem Arbeitsmarkt weht neuerdings ein kalter Wind. Selbst wer viel leistet, kann sich nicht mehr sicher fühlen.

Komfortzone





Berufseinsteiger Ritzert: »Es ist gerade echt hart«

Till Ritzert, 27, hat auf dem Weg zu seinem Traumberuf als Softwareentwickler alles richtig gemacht. So schien es. Studium an der Technischen Hochschule Mittelhessen in Gießen: Digital Media Systems, Schwerpunkt IT. Neun Monate lang arbeitete er studienbegleitend als Praktikant in der IT-Sparte eines Solartechnik-Start-ups in Baden-Württemberg, blieb in der Coronazeit bei der Stange, machte seinen Bachelor nach zehn Semestern und schrieb professionelle Bewerbungen.

Jetzt hat er einen Teilzeitjob in einem Supermarkt. Er räumt Regale ein, kassiert, zeigt Kunden, wo sie die frische Hefe finden. Nach 117 vergeblichen Bewerbungen habe er die Hoffnung aufgegeben, je in seinem Traumberuf zu arbeiten, sagt Ritzert. Viermal, so erzählt er, wurde er zum Gespräch eingeladen. Eines davon führte er mit einer künstlichen Intelligenz und kam eine Runde weiter. Das darauffolgende Gespräch mit einem Menschen endete mit den Worten, er sei sicher ein guter Juniorentwickler, aber man suche jemanden mit mehr Erfahrung. »Für Berufseinsteiger wie mich ist es gerade echt hart«, sagt Ritzert. »Wie soll ich denn

Berufserfahrung sammeln, wenn mir keiner eine Chance gibt?«

Mit diesem Problem ist Ritzert nicht allein. Ein Studienabschluss in einer gefragten Fachrichtung wie Informatik, BWL oder als Ingenieur kam vor wenigen Jahren noch einer Jobgarantie gleich. Hinzu kam: Die junge Generation wurde in dem Glauben groß, sie werde keine Probleme auf dem Arbeitsmarkt haben – schließlich machten die scheidenden Boomer, die sich nach und nach in die Rente verabschieden, mehr als genug Platz für die geburtenschwächeren Jahrgänge. Dass viele frei werdende Stellen nicht nachbesetzt werden und Unternehmen sich ganz anders aufstellen, ist in den Köpfen vieler Studierender noch nicht angekommen. Eine Umfrage des Karriereportals Stepstone vom November 2025 ergab: Drei Viertel blicken vor dem Studienabschluss positiv auf die mögliche Karriere – aber beim Berufseinstieg folgt die Ernüchterung. Mehr als die Hälfte der Befragten findet die Jobsuche schwierig, zwei Drittel berichten von überzogenen Erwartungen der Arbeitgeber, und fast drei Viertel haben auf Bewerbungen keine Antwort bekommen.

Erfahrenen Kräften geht es nicht besser: Viele große Konzerne, aber auch Mittelständler setzen derzeit im großen Stil auf Abbauprogramme, meist verbunden mit lukrativen Angeboten für den Vorruhestand. Volkswagen etwa will in den kommenden Jahren 50.000 Arbeitsplätze in Deutschland streichen, Bosch plant allein im Autozulieferbereich mit bis zu 22.000 Stellen weniger. Der Chemieriese BASF streicht ebenfalls Tausende Stellen, allein am Standort Ludwigshafen sind bereits 2800 Arbeitsplätze weg, und es sollen noch deutlich mehr werden. Oder das Traditionsunternehmen Ritter: Zum ersten Mal in der mehr als 110-jährigen Firmengeschichte baut der Schokoladenhersteller massiv Stellen ab – in der Verwaltung wird dort jeder zehnte Posten gestrichen.

Ungemütlich wird es auch für jene, die ihren Job behalten: Die Arbeit wird nicht weniger, oft müssen die verbliebenen Angestellten die Aufgaben der Ex-Kollegen mit übernehmen. Nach Monaten des Umbaus und nicht immer wertschätzender Prozesse haben sie oft das Vertrauen in den Arbeitgeber verloren – und weite Teile der Motivation. Im Hinterkopf sitzt fortan die Frage: Bin ich als Nächstes dran?

All diese Perspektiven verdichten sich zu einem klaren Befund: Der Wind auf dem Arbeitsmarkt hat sich gedreht. Das Phänomen beschränkt sich nicht auf die nackten Zahlen. Mit der Wirtschaftslaute geht auch ein kultureller Wandel einher, weg von New Work mit seinen harmonieorientierten Annehmlichkeiten, hin zu einer neuen Härte. Die Diskussion über die Viertagewoche? Scheint plötzlich weit weg. Freie Entscheidung über den Arbeitsort, das Gratismittagessen und der mit Getränken reich bestückte Teamkühlschrank? Das war einmal. Work-Life-Balance? Für eine steigende Zahl von Menschen heißt es derzeit: Hauptsache Work.

Der Kanzler ruft es seiner Bevölkerung ungeschönt zu: Wir sind zu faul, zu krank, zu verwöhnt. Das mag am Kern der Sache vorbeigehen, weil viele keine Schuld trifft an der misslichen Lage auf dem Arbeitsmarkt. Aber der Ton ist gesetzt für die neuen, ungemütlichen Zeiten.

Gut ausgebildet, leistungsbereit, arbeitslos

Das Jobcenter vermittelte den arbeitslosen Ritzert an eine sogenannte Jobakademie, wo er 30 Tage lang an seinen Bewerbungen feilte. »Mein Job ist es, einen Job zu finden«, lautete das Motto des Programms. Ritzert fand es hilfreich. Geholfen hat es nichts.

Kopfzerbrechen bereite ihm schon die Frage nach dem Wunschgehalt, sagt Ritzert. Meistens gebe er ein Jahresgehalt um die 48.000 Euro an. »50.000 Euro sei das Limit für Juniorstellen, habe ich mal gehört.« Da es von denen ohnehin so wenige gebe, rech-

ne sich wohl auch ein Masterstudium nicht, meint Ritzert: »Wenn du einen Masterabschluss hast, denken sicher alle, du willst mehr Geld, und laden dich erst recht nicht ein.«

Pflege und Handwerk suchen zwar noch immer händeringend nach Fachkräften, aber in vielen anderen Bereichen geht auf dem Arbeitsmarkt wenig bis gar nichts mehr. Wie groß das Problem wirklich ist, zeigt sich in den Arbeitslosenzahlen. Genauer: im Versicherungsbereich, also bei jenen Arbeitslosen, die nach dem Verlust des Jobs höchstens für die Dauer von zwei Jahren 60 oder 67 Prozent ihres letzten Nettoeinkommens als Arbeitslosengeld erhalten. Sie sind überwiegend gut ausgebildet und waren noch vor Kurzem voll im Arbeitsleben integriert. Viele Jahre lang hatten sie bessere Chancen, wieder einen neuen Arbeitsplatz zu finden. Die Arbeitslosenversicherung deckte für sie die Monate des Übergangs ab, sie fungierte eher als Drehscheibe zwischen zwei Jobs denn als Auffangnetz.

Alarmierender Anstieg

Doch diese Logik funktioniert so nicht mehr: Die Arbeitslosigkeit im Versicherungsbereich ist rapide gestiegen. Im April waren es mit 1,175 Millionen Menschen gut 376.000 mehr als noch vier Jahre zuvor – ein alarmierender Anstieg von 47 Prozent. Abgesehen von vorübergehenden Einbrüchen – der Finanzkrise 2009 und 2010 sowie der Coronapandemie 2020 und 2021 –, waren seit 2007 nicht mehr so viele Menschen auf das Arbeitslosengeld angewiesen. Heute ist die Gefahr wieder groß, dass danach nicht ein neuer Job auf sie wartet, sondern der Absturz in die Grundsicherung.

In diesem Jahr, so prognostiziert es das Nürnberger Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), wird die Zahl der Beschäftigten zum ersten Mal seit 2009 sinken. In der Industrie scheint sie im freien Fall. Mehr als 14.000 Arbeitsplätze im Schnitt gingen dort zuletzt Monat für Monat verloren, gut 480.000 insgesamt seit Herbst 2019. Darunter leiden inzwischen auch industrienähe Dienstleister wie Ingenieurbüros oder Kantinenbetreiber.

In der Folge ist die Zahl der offenen Stellen binnen drei Jahren kräftig gesunken: von knapp 2 Millionen Ende 2022 auf nur noch 1,26 Millionen Ende 2025 – ein Rückgang um mehr als ein Drittel. Eine Auswertung des Datenportals Statista kommt zu dem Schluss, das Land befinde sich in einer Übergangsphase von einem sehr starken Arbeitnehmermarkt, der bis 2022 vorgeherrscht habe, hin zu einem »ausgeglicheneren Arbeitsmarkt«. Es sei eine »Verschiebung der Machtverhältnisse« zugunsten der Arbeitgeber im Gange.

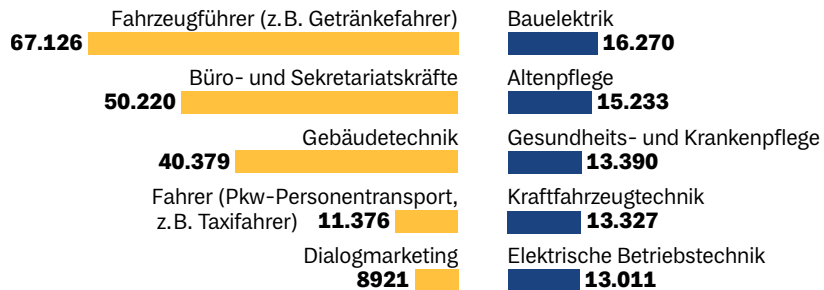
In vielen Branchen werde es für Arbeitssuchende plötzlich eng, beobachtet auch die Frankfurter Arbeitsrechtlerin Mira Ney, die

Zu viele Fahrer, zu wenig Bauplaner

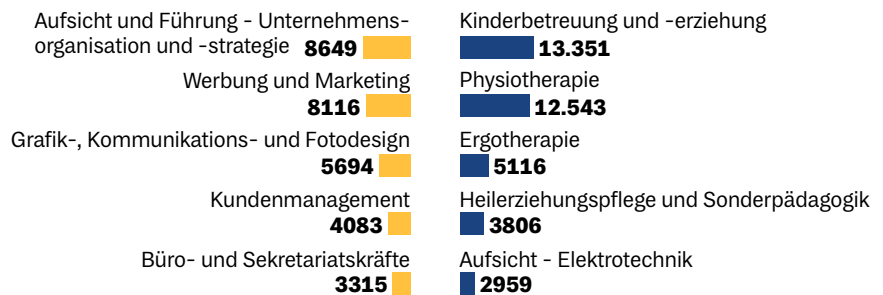
Berufe mit der bundesweit größten **Zahl an Arbeitslosen**, für die es keine offenen Stellen im gewünschten Beruf gibt (Arbeitslosenüberhang), nach Qualifikationsniveau, 2025

Berufe mit der bundesweit größten **Anzahl an offenen Stellen**, für die es keine passend qualifizierten Arbeitslosen gibt (Fachkräftelücke), nach Qualifikationsniveau, 2025

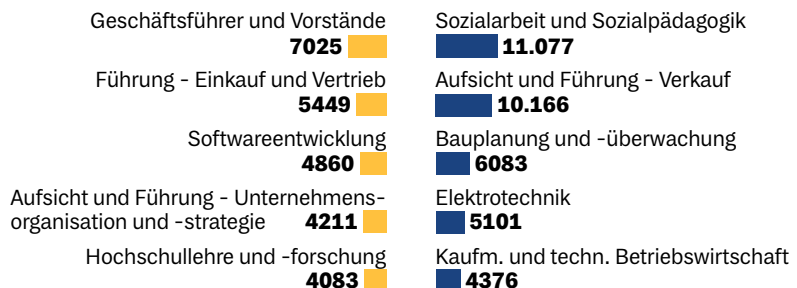
Ausbildungsberufe



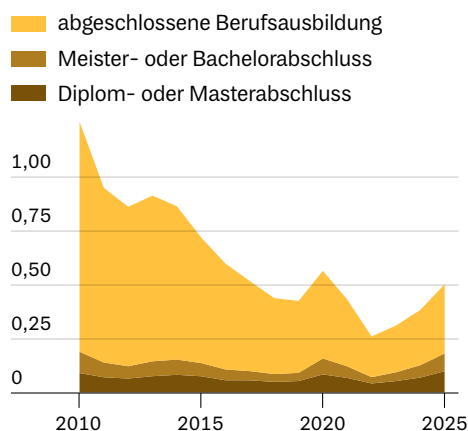
Meister- oder Bachelorabschluss



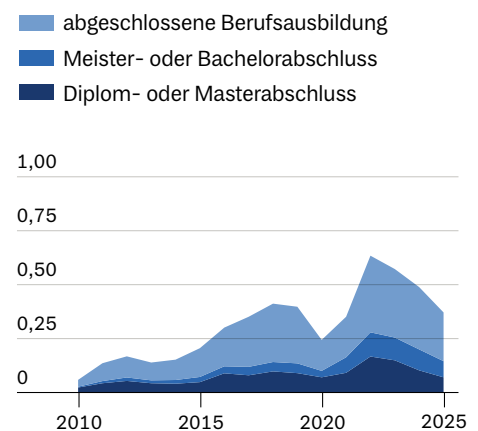
Diplom- oder Masterabschluss



Arbeitslose nach Qualifikationsniveau, für die es rechnerisch keine passenden offenen Stellen gibt, in Mio.



Offene Stellen nach Qualifikationsniveau, für die es rechnerisch keine passenden Arbeitslosen gibt, in Mio.



S-Quelle: Kompetenzzentrum Fachkräftesicherung am IW Köln

auf Arbeitnehmerseite berät: »Es betrifft längst nicht mehr nur die klassischen Industrien, etwa Automobil, Zulieferer oder Maschinenbau. Auch Beratungen und Professional-Services rekrutieren selektiver – ein Abschluss allein garantiert keinen Einstieg mehr.«

2025 gab es erstmals seit der Coronapandemie mehr qualifizierte Arbeitslose als offene Stellen: Während die Fachkräftelücke seit dem Höchststand 2022 um 42 Prozent geschrumpft ist, stieg die Zahl qualifizierter Arbeitsloser, für die sich keine passende Stelle findet. Sie hat sich seither fast verdoppelt.

Was sich da über den deutschen Unternehmen und ihren Beschäftigten zusammengebraut hat, wirkt wie ein Sturm: eine Verkettung diverser Faktoren, die einander verstärken. Die Coronapandemie und die daraus resultierenden Lieferengpässe, der russische Angriffskrieg gegen die Ukraine und der Energiepreisschock, nicht zuletzt der Handelskonflikt und das Zollgebaren des US-Präsidenten haben die deutsche Wirtschaft hart getroffen.

China, das jahrzehntlang ein wichtiger Absatzmarkt für deutsche Autos und Maschinen war, ist inzwischen selbst zu einem gefährlichen Rivalen geworden. Dazu kommen eigene politische Versäumnisse: das Hin und Her in der Klimatransformation, Überregulierung, Bürokratie oder ein fehlender einheitlicher EU-Kapitalmarkt.

Nach drei Jahren Rezession und Stagnation liegt die deutsche Wirtschaftsleistung gerade einmal auf dem Niveau der Vor-Coronazeit, und mit dem Irankrieg ist die Hoffnung geschwunden, dass es in diesem Jahr endlich wieder spürbar aufwärtsgeht.

Ausgerechnet jetzt müssen Unternehmen und ihre Beschäftigten eine Technologierevolution meistern. »Künstliche Intelligenz wird alle Jobs verändern, und das radikal«, sagt die Luxemburger Arbeitsmarktkönonomin Christina Gathmann. KI wird Arbeit noch weiter verdichten, alte Kompetenzen entwerfen und neue erfordern – wer da nicht mithalten kann, geht unsicheren Zeiten entgegen. Das merkt Arbeitsrechtlerin Ney auch in ihrem eigenen Umfeld: »Bei der künstlichen Intelligenz sehen wir bereits konkrete Folgen: Routinetätigkeiten verlagern sich in Systeme, gerade jüngere Anwältinnen und Anwälte werden für typische Einstiegsaufgaben schlicht weniger gebraucht.«

Die Rückkehr der Präsenzkultur

Weil Fachkräfte nicht mehr als unersetzbare Ressource gelten, ist vielerorts der Ton in den Betrieben rauer geworden. Statt Wohlfühlrhetorik gibt es klare Ansagen, auf Betriebsversammlungen rufen Manager statt Bonusprogramme den Überlebenskampf aus. Die Präsenzkultur ist zurück, Fehlzeiten werden gründlicher als früher geprüft.

Die Firmen geben den Druck weiter, unter dem sie selbst stehen. »Die sind verzweifelt«, sagt der Münchner Arbeitsrechtler Kilian Friemel, der oft für Arbeitgeber arbeitet. »Ein Unternehmen hat im Wesentlichen vier Kostenblöcke: Miete, Einkaufskosten, Energie und Personal. Miete und Energie kann ich nicht so schnell ändern. Am schnellsten geht es beim Personal – und da greifen sie jetzt alle an.« (Siehe Interview Seite 16.)

Es ist aber nicht nur der rationale Kostendruck, der das heimelige Club-Med-Gefühl aus den Betrieben vertreibt. Ökonomeprofessorin Jutta Rump erforscht und begleitet seit drei Jahrzehnten Restrukturierungsprozesse und strategische Personalplanung. »In vielen Führungsetagen ist so etwas wie Triumph zu spüren, die Machtverhältnisse endlich wieder geraderücken zu können«, sagt die Direktorin des Instituts für Beschäf-

tigung und Employability in Ludwigshafen. »Die haben jahrelang eine Fassade des attraktiven Arbeitgebers aufgebaut, aber in Wirklichkeit haben sie die Zähne zusammengebissen. Jetzt sind sie wieder am Ruder, und nicht selten zeigen sie deutliche Impulse zur Gegenreaktion.« Üppige Gehälter und großzügige Homeoffice-Regelungen? Zack, endlich wieder weg damit!

Als bemerkenswert empfindet die Ökonomin, wie schnell sich die Haltung gedreht hat. »Noch vor eineinhalb Jahren haben dieselben Unternehmen sowohl Bewerberinnen als auch ihrer Stammbesetzung den roten Teppich ausgerollt. Heute scheinen sie sich an nichts mehr davon erinnern zu können.« Warum auch? Fachkräfte gibt es in vielen Bereichen ja wieder im Überfluss. Junge Akademiker, so Rump, müssten nach ihrem Uniabschluss inzwischen 8 bis 15 Monate suchen, bis sie in einem Job landen – und der findet sich dann oft nicht einmal im erwünschten Bereich.

Selbst grundlegende Anstandsregeln scheinen für viele Arbeitgeber inzwischen obsolet. »Mitunter bekam ich erst nach fünf Monaten eine Rückmeldung«, erzählt eine junge promovierte Chemikerin, die nach eigenen Angaben 65 sorgfältig formulierte Bewerbungen verschickt hatte. Manchmal habe sie nicht einmal eine Bestätigung über den Eingang erhalten – von denselben Konzernen, die ihre Kommilitonen noch zwei Jahre zuvor mit Höchstgeboten umworben hätten.

Kurzfristig mögen Unternehmen mit diesen neuen Sitten rational handeln. Langfristig gefährden sie die Basis für ihren Erfolg. Heike Bruch leitet das Institut für Führung und Personalmanagement der Universität St. Gallen. Aktuell erforscht die Professorin, wie Organisationen gut mit Druck umgehen und »gesunde Hochleistung« erbringen können. Dafür haben Bruch und ihre Kollegen zwischen 2016 und 2024 mehr als 113.000 Beschäftigte aus über 800 Unternehmen befragt. Knapp die Hälfte der untersuchten Unternehmen nennt Bruch »High-Pressure-Unternehmen«: »Bei ihnen ist der Druck nicht nur punktuell hoch, sondern wird nach innen weitergegeben und sogar strukturell verstärkt. Etwa durch mehr Kontrolle, kurzfristige Ziele, getaktete Leistungsvorgaben.«

»Quiet Firing« heißt es im Personalerjargon, wenn zwar keine Kündigung ausgesprochen, der Job aber subtil ungemütlicher gemacht wird. »Die Bedingungen verschlechtern sich, Benefits werden entzogen, Verantwortungsbereiche schrumpfen, Zielvorgaben werden unrealistisch. Eine offene Trennung gibt es nicht – nur den Stein im Weg«, sagt Anwältin Ney, die auch Betriebsräte vertritt.

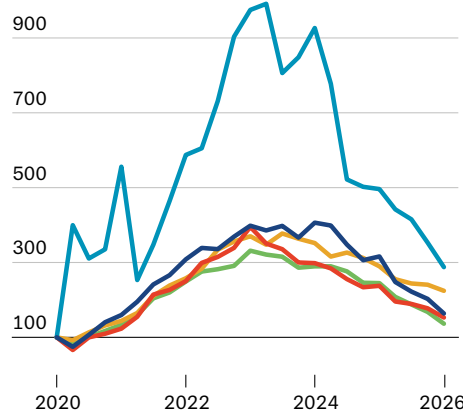
Bei SAP, Europas größtem Softwarekonzern, sollen Beschäftigte seit 2024 wieder

Arbeit ohne Extras

Häufigkeit der genannten Benefits in deutschen Stellenanzeigen, Index Q1 2020 = 100

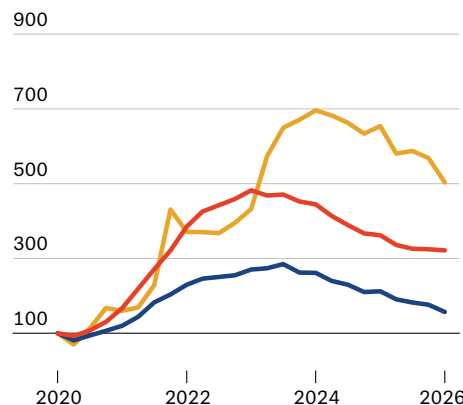
Zusatzleistungen:

- Bonus
- Weihnachtsgeld
- Firmenhandy
- kostenloses/bezuschusstes Essen
- kostenlose Getränke



Arbeitsmodelle:

- Viertagewoche
- Remote-Anteil
- Flexible Arbeitszeiten/Gleitzeit



Quelle: Indeed

regelmäßig im Büro oder beim Kunden arbeiten. SAP spricht von einer Orientierung an bis zu drei Tagen pro Woche; je nach Rolle und Umständen seien Ausnahmen vorgesehen, so das Unternehmen auf Anfrage des SPIEGEL. Der Betriebsrat zog dagegen vor das Arbeitsgericht Mannheim; nach einem Eilverfahren einigten sich beide Seiten zunächst auf eine Übergangslösung. SAP verteidigte den Schritt mit der Bedeutung persönlicher Zusammenarbeit: Regelmäßige Büropräsenz trage entscheidend dazu bei, neue Ideen zu generieren und so den Wettbewerbsvorteil zu sichern, hieß es vom Konzern damals.

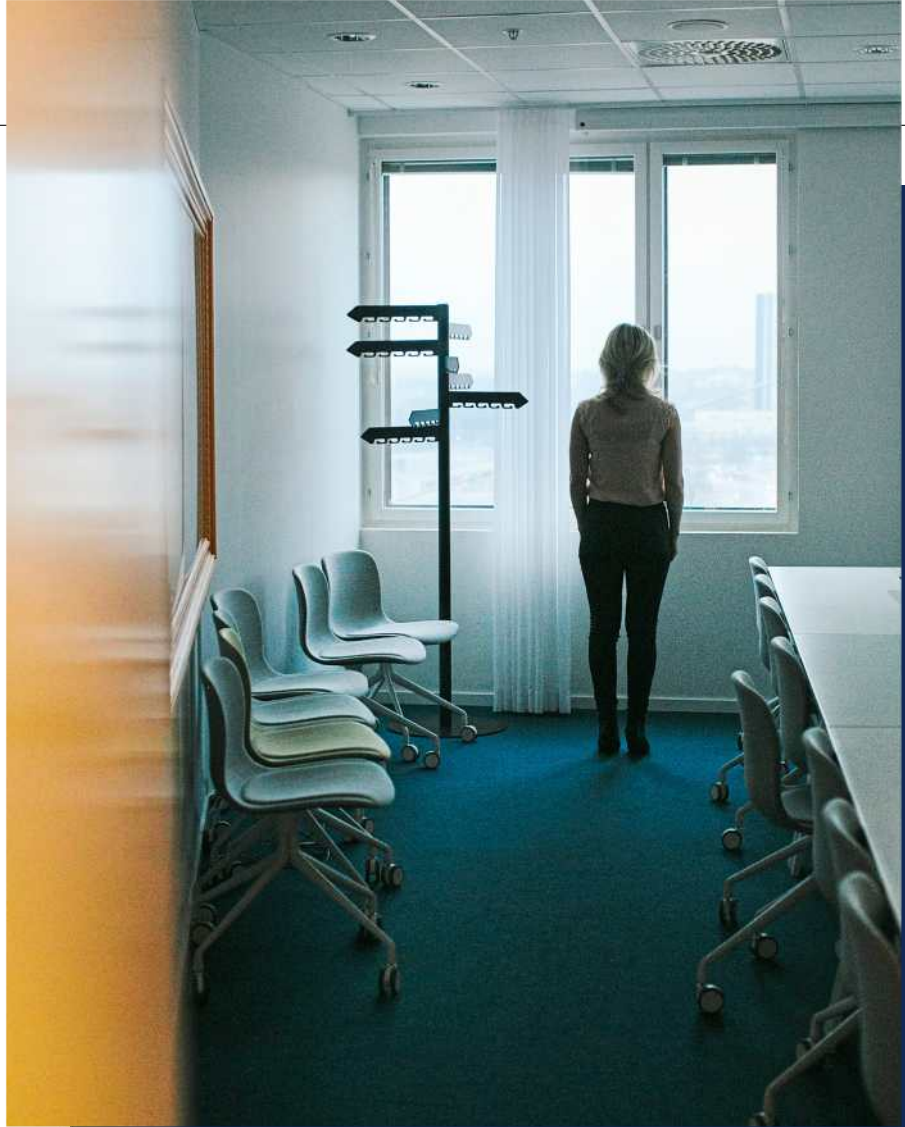
Auch die Deutsche Bank hat ihre Regeln fürs mobile Arbeiten angepasst. Nach Angaben der Bank gilt ein hybrides Modell, bei dem das Büro »zentraler Arbeitsort« sei; die Richtlinien ermöglichten »bis zu 40 Prozent« mobiles Arbeiten pro Woche, teilte eine Sprecherin der Bank dem SPIEGEL auf Anfrage mit. Einer der Präsenztage im Büro müsse auf einen Montag oder Freitag fallen. Für Beschäftigte der Hierarchiestufe »Managing Directors« gelte ein Tag Homeoffice. Zusätzlich seien zwei volle Wochen pro Jahr mobiles Arbeiten am Heimatstandort beziehungsweise im Heimatland möglich; bei ungeplanten Umständen könne »Ad-hoc-Flexibilität« genutzt werden, teilte die Deutsche Bank mit.

Beim Werbevermarkter Ströer gilt seit April eine Viertagepräsenzpflcht, Arbeiten vom Ausland aus ist gestrichen. Die Bewertungen auf der Bewertungsplattform Kununu sackten in den Keller. Das Unternehmen ließ eine Anfrage des SPIEGEL zu den Gründen für die Maßnahmen unbeantwortet.

»Kontrolle und Druck verschärfen die Probleme nur«, sagt Professorin Bruch: Die Menschen in diesen Unternehmen kämen oft an ihre Belastungsgrenze. Ganze Unternehmen geraten derzeit in eine sogenannte Beschleunigungsfalle, eine kollektive Überhitzung. Über die Zeit nehmen Konflikte, Frustration und Spannungen zu – und die Leistungsbereitschaft nimmt ab. Oft steigen Krankenstand und Fluktuation. »Identifikation, Regeneration und persönliche Bindung – das ist kein Wohlfühlprogramm, sondern die Voraussetzung für gesunde Hochleistung. High-Energy-Unternehmen sind daher nicht nur viel attraktiver, sondern auch wirtschaftlich deutlich erfolgreicher«, so Bruch.

Die Angst vor der nächsten Welle

Vor zwei Jahren, sagt Bernhard Jacobs, habe er immer gewusst, wessen Nummer er wählen soll, wenn er eine Fachfrage hatte. »Nun ist da niemand mehr.« Jacobs, 44, heißt eigentlich anders. Er arbeitet seit mehr als 20 Jahren in der Automobilindustrie, seit Jahren ist er in seinem Werk Vorsitzender



Die Zahl der Arbeitslosengeldempfänger ist um 47 Prozent höher als vor vier Jahren.

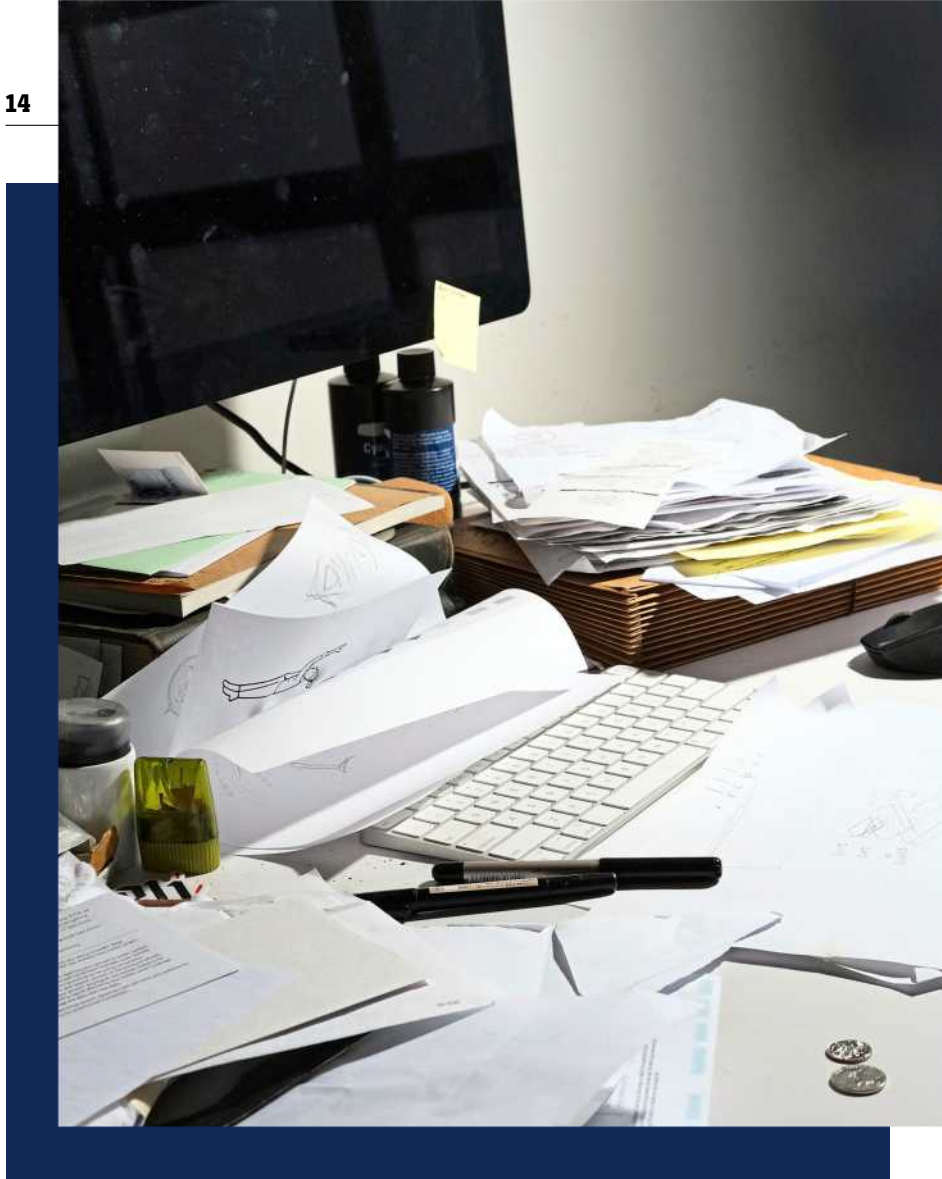
des Betriebsrats. 2025 hat sein Arbeitgeber knapp die Hälfte der Belegschaft abgebaut. Geblieben sind rund 600 Beschäftigte. Jacobs ist ein »Survivor«, wie es im Personalerjargon heißt, ein »Überlebender« – im Gegensatz zu den entlassenen »Victims«, den Opfern von Restrukturierung und Verschlingung.

Jacobs hat den Sozialplan mitverhandelt, die Abfindungen, die Härtefälle. Er hat Menschen verabschiedet, mit denen er Jahrzehnte zusammengearbeitet hatte. Manche seien wie Familie gewesen. Das sei »extrem traumatisierend«, sagt er. »Wie lange gibt es uns noch? Muss ich mir kommendes Jahr einen neuen Job suchen?«, diese Fragen trieben ihn um. Die Sorge, dass bald die nächste Welle kommt, liege über allem: »Eine ver-

gleichbare Situation habe ich noch nicht erlebt.«

Karriereberaterin Svenja Hofert begleitet Menschen in Phasen beruflicher Unsicherheit. Sie sagt: »Feste Teams, in denen Menschen jahrzehntlang im selben Büro sitzen und in denen Kollegen zu engen Freunden werden, gehören der Vergangenheit an. Wir alle werden ständig in wechselnden Konstellationen zusammenarbeiten müssen.« Wer heute einsteige, könne nicht mehr erwarten, die nächsten 40 Jahre denselben Job mit denselben Kollegen machen zu können.

Laut Hofert rächt sich nun eine Fehlentwicklung der vergangenen Jahre: »In der Coronazeit wurden mitunter mittelklassige bis schlechte Leute eingestellt, die unter



Knapp 90 Bewerbungen verschickt und zu keinem einzigen Vorstellungsgespräch eingeladen

normalen Umständen niemals angeheuert worden wären. Und Firmen haben ihre Gehälter auf utopische Niveaus angehoben, um als Arbeitgeber attraktiv zu sein.« Aber wenn ein Konzern kein Geld mehr verdiene, könne er diese Gehälter nicht bezahlen. »Diesem Realitätscheck müssen sich nun viele Menschen stellen.« Steigende Mieten, Lebensmittel- und Benzinpreise hin oder her.

Vom Berater zum Bittsteller

Auf LinkedIn bezeichnet sich Maximilian Senft, 38, als Interimsmanager. In Wahrheit ist er arbeitslos, schon seit mehr als einem Jahr. Er schämt sich dafür. Deshalb möchte er seinen richtigen Namen hier nicht nennen.

Als Unternehmensberater habe er zuletzt mehr als 150.000 Euro im Jahr verdient. Im Rückblick bedauert er, dass er die Hand gehoben hat, als Leute gesucht wurden, die freiwillig gehen: »Ich kann nur jedem raten: Behaltet euren Job, egal wie scheiße der ist.« Mehr als 200 Bewerbungen habe er verschickt. Dreimal sei er zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden. Eine Zusage bekam er nicht. Seine anfängliche Hoffnung, schnell wieder etwas Neues zu finden, ist längst tiefer Resignation gewichen.

Zu schaffen macht ihm das Gefühl, »dass alle an mir vorbeiziehen«. Ein ehemaliger Praktikant habe nun eine Führungsposition. Ein Kollege, mit dem er als Junior Consultant bei einer großen Unternehmensberatung angefangen hatte, sei inzwischen dort

Partner geworden. »Mein Timing war einfach katastrophal«, sagt Senft. »Noch 2018 haben Unternehmensberatungen jeden rekrutiert, der nicht bei drei auf dem Baum war. Ich hätte nie gedacht, dass die Suche so schwer werden würde.«

Als besonders bitter empfindet er den im Bekanntenkreis oft gehörten Ratschlag, er solle »mal vom hohen Ross runterkommen«. »Die Leute, die mir das sagen, kriegen alle ein sechsstelliges Jahresgehalt. Fahren in den Urlaub, haben eine Familie, ein schönes Auto – und meinen, ich soll jetzt von meinen Anforderungen runterkommen.«

Früher sei er ein kreativer, aufgeweckter, lustiger Typ gewesen. »Das ist komplett vorbei«, sagt Senft. »Als Arbeitsloser vereinsamst du total. Auch enge Freunde wollen sich dein Jammern irgendwann nicht mehr anhören.« Für zwei Wochen sei er in die Psychiatrie gegangen. Diagnose: tiefe Depression.

Karriereberaterin Hofert beobachtet eine grundsätzliche Verschiebung am Arbeitsmarkt: Es werden nicht mehr Spezialisten für bestimmte Stellen gesucht, sondern Menschen mit Schlüsselkompetenzen, die verschiedene fachliche Rollen einnehmen können. Für Hofert sind daher pauschale Empfehlungen wie »Studier Informatik« oder »Werd Lehrer« wertlos. Niemand könne vorhersagen, wo morgen Mangel herrsche und wo ein Überangebot, sagt Hofert. »Auch neue Weiterbildungen zum KI-Manager veralten schnell. Sich nur einmalig mit KI zu beschäftigen, reicht nicht. Das gehört zum lebenslangen Lernen.« Hofert empfiehlt: so früh wie möglich die eigenen Stärken analysieren und schauen, wie diese zu den aktuellen Gegebenheiten auf dem Jobmarkt passen.

Was aber, wenn die eigenen Stärken einfach nicht mehr gefragt sind? Silke Lehnert, 62, sucht bereits seit anderthalb Jahren einen neuen Job. Mehr als 30 Jahre lang hat sie in Personalabteilungen von Versicherungen und Banken gearbeitet und praktisch jede Station im Mitarbeiterlebenszyklus begleitet. Sie hat neue Mitarbeiter rekrutiert, Fach- und Führungskräfte beraten, mit Arbeitnehmervertretern verhandelt, Lohnabrechnungen verantwortet, sich ums Kostencontrolling gekümmert, Umstrukturierungen gestaltet, einmal sogar eine neue Personalabteilung aufgebaut. Als ihr 2024 betriebsbedingt gekündigt wurde, habe sie sich zunächst keine großen Sorgen gemacht, erzählt Lehnert. Knapp 90 Bewerbungen habe sie mittlerweile verschickt. Kein einziges Mal sei sie zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden. »Ich vermute, dass es an meinem Alter liegt.«

Lehnerts Fall macht deutlich, wie wenig politische Appelle mitunter mit der Realität zu tun haben. Sie würde ja nur allzu gern mehr und länger arbeiten, wie es Bundes-

kanzler Friedrich Merz (CDU) und auch Finanzminister Lars Klingbeil (SPD) fordern. Aber wer gibt ihr diese Arbeit? Statistisch sind die Chancen für ältere Arbeitslose ab 55 Jahren auf einen neuen Job nicht einmal halb so groß wie für ihre jüngeren Konkurrenten.

Sicher ist: Der Umbruch der Arbeitswelt ist nicht aufzuhalten. Es wird kein Weg daran vorbeiführen, Arbeit neu zu denken. Leadership-Professorin Bruch sagt: »Unsere Arbeitsmodelle stammen im Kern noch aus der industriellen Logik: Formalisierung, Zentralisierung und Fließbanddenken. Um in einer komplexen, vernetzten Welt schnell, effizient und erfolgreich zu sein, muss man anders führen und arbeiten.«

Ihre Ludwigshafener Kollegin Rump hält eine strategische Personalplanung für wichtiger denn je. »Die traurige Wahrheit ist, dass nicht alle Beschäftigten das Zeug mitbringen, um in einer durch KI veränderten Welt die gleiche gute Arbeit behalten zu können wie heute. Aber je vorausschauender Unternehmen ihre Leute darauf vorbeireiten, schulen und mit neuen Prozessen vertraut machen, desto mehr von ihnen werden auch in Zukunft produktiv und gefragt sein.«

Es sei ein Missstand, so Rump, dass immer noch nur rund ein Viertel der Unternehmen eine solch langfristige Personalstrategie verfolgt. Der Trend geht eher in die Gegenrichtung: Eine Befragung der Beratungsgesellschaft McKinsey von rund 1300 Personalverantwortlichen in zehn Ländern ergab: Im Schnitt haben deutsche Firmen ihr Weiterbildungsbudget pro Beschäftigtem verglichen mit 2025 um 30 Prozent gekürzt.

Das ist kurzsichtig. »Die strukturellen Herausforderungen, insbesondere der demografische Wandel und der Fachkräftemangel in Schlüsselbereichen, deuten darauf hin, dass sich der deutsche Arbeitsmarkt mittelfristig wieder stärker zu einem Arbeitnehmermarkt entwickeln könnte, sofern keine signifikante wirtschaftliche Krise eintritt«, kommentiert das Datenportal Statista die Arbeitsmarktdaten. Die dann fehlenden Fachkräfte müssten jetzt ausgebildet werden.

Ökonomin Rump fällt ein klares Urteil über die neue Härte der Arbeitgeber: »Das ist dumm.« Es brauche Jahre und viele Anstrengungen, um eine positive Arbeitgebermarke aufzubauen, »aber nur Sekunden, um sie zu zerstören«. In Zeiten von Internet und Social Media hinterlasse ein solches Verhalten unauslöschbare Spuren.

Das wäre für die Unternehmen nicht so schlimm, wenn sie dauerhaft am längeren Hebel säßen. Aber danach sehe es nicht aus, sagt Rump: »Von 2027 bis 2034 wird der Abschied der Boomer vom Arbeitsmarkt am stärksten wirken. Grob gesagt, kommt dann für zwei Beschäftigte, die in den Ruhestand

gehen, nur einer oder eine aus der jungen Generation neu auf den Arbeitsmarkt.«

Gut möglich also, dass Unternehmen, die heute Einstellungsstopps verhängen, in wenigen Jahren erneut dringend Leute suchen. Und wer sich dann bewirbt, weiß, welcher Arbeitgeber seine freundliche Maske fallen lässt, sobald es eng wird. Indem er zum Beispiel nicht einmal den Eingang einer Bewerbung bestätigt, sobald er es nicht mehr nötig hat.

Till Ritzert, der seinen Traum vom Job als Softwareentwickler inzwischen aufgegeben hat, schaut sich nun nach anderen Stellen um: als Consultant, Systemingenieur, Sales Manager, Administrator. Auch als Sachbearbeiter in verschiedenen Ministerien habe er sich schon beworben. Bisher ohne Erfolg.

»Interimsmanager« Maximilian Senft sagt, er lebe sehr sparsam und könne noch ein paar Jahre weiter hoffen. Aber er habe

das Gefühl, ihm fahre das Leben davon. »Ich würde gern zusammen mit meiner Freundin eine Familie gründen, vielleicht etwas im Münchner Umland kaufen, so wie alle in meinem Bekanntenkreis, aber mir fehlt komplett die Perspektive. Dass ich nun wegen der Arbeitslosigkeit kinderlos bleiben könnte, ist ein Gedanke, der mich fertigmacht.«

Silke Lehnert könnte im kommenden Jahr mit 63 in Rente gehen, allerdings nur mit Abschlägen von mehreren Hundert Euro im Monat. Das komme für sie nur infrage, »wenn es gar nicht anders geht«. Lehnert ist gelernte Bürokauffrau. »Ich könnte sicher auch als Assistenz einer Geschäftsführung arbeiten oder in einer Steuerkanzlei«, meint sie. Dem Staat auf der Tasche zu liegen, das belaste sie. Nebenher verkauft sie jetzt Handtaschen, selbst gehäkelte.

Florian Diekmann, Helene Endres, Florian Gontek, Maren Hoffmann, Ferdinand Holsten, Verena Töpfer

5

Jobsuchende Lehnert: »Ich vermute, dass es an meinem Alter liegt«



»Der Takt ist brutal geworden«

Kündigungen Arbeitgeberanwalt Kilian Friemel orchestriert Entlassungen im Akkord. Die Unternehmen geben ihm zufolge ein hohes Tempo vor. Und das sei erst der Anfang.

Friemel, Jahrgang 1975, ist Partner und Fachanwalt für Arbeitsrecht bei der Wirtschaftskanzlei Taylor Wessing. Er berät nationale und internationale Unternehmen sowie Arbeitgeberverbände in allen Fragen des Arbeitsrechts.

SPIEGEL: Herr Friemel, wie ändert sich die Stimmung am Arbeitsmarkt gerade?

Friemel: Vor zwei, drei Jahren kamen Bewerber direkt von der Uni und wollten häufig ein sechstelliges Gehalt, Viertagewoche und Homeoffice aus dem Ferienhaus. Hauptsache, Wellbeing im Job. Die kamen mit ziemlich wilden Ideen.

SPIEGEL: Und jetzt?

Friemel: Also Viertagewoche habe ich seit Monaten nicht mehr gehört.

SPIEGEL: Sie werden meistens von Arbeitgebern beauftragt. Was treibt Ihre Mandanten derzeit um?

Friemel: Die sind verzweifelt. Unternehmen haben im Wesentlichen vier Kostenschrauben: Immobilien, Einkauf, Energie, Personal. Miet- oder Eigentumskosten lassen sich schwerlich ändern, Einkaufs- und Energiekosten sind stark gestiegen und oft wenig verhandelbar. Bleibt das Personal – und genau da wird jetzt gedrückt. Und ich meine: jetzt. Es geht nicht um Stellenabbau, der irgendwann in zwei Jahren gemacht werden soll. Ich bin jeden Tag mit Kündigungen konfrontiert, die Arbeitgeber sofort umsetzen wollen: Da sollen 20 Leute gehen, da sollen die Quertreiber raus, da soll die Quote bei Fehlzeiten runter. Der Takt, den Personalabteilungen beim Stellenabbau vorgeben, ist brutal geworden.

SPIEGEL: In der Industrie verlieren gerade mehr als 14.000 Menschen ihren Job. Jeden Monat.

Friemel: Am härtesten arbeiten gerade die Personalabteilungen. Dass ich von denen abends E-Mails bekomme, auch sonntags, teils um 22 oder 23 Uhr – das kenne ich von früher so nicht.

SPIEGEL: Unternehmen wollen Sofortlösungen von Ihnen. Doch in Deutschland gilt ein umfassender Kündigungsschutz.

Friemel: Die meisten Arbeitsverhältnisse enden einvernehmlich. Selbst bei einer Kündigungsschutzklage wird sich in 90 Prozent der Fälle verglichen. Die Zahl der Arbeitsverhältnisse, die tatsächlich durch ein Ge-

richtsurteil enden, liegt unter einem Prozent. Der Druck liegt auf den Aufhebungsverträgen – und da sage ich manchmal: Freunde, etwas langsamer. Teilweise sollen Aufhebungen in unter einer Woche durchgebracht werden. Aber Arbeitnehmer brauchen zumindest fünf, sechs Tage, um ein Angebot auch mithilfe eines Arbeitnehmeranwalts in Ruhe anzuschauen. Das wollen Arbeitgeber gerade nicht mehr hören, da ist die Maßgabe: Hauptsache, raus, Hauptsache, schnell.

SPIEGEL: Und Leute umschulen, versetzen – ist das keine Option?

Friemel: In der Praxis wird so gut wie gar nicht versetzt. Die Arbeitsgerichte pochen darauf, dass die Versetzung vorrangig zur Kündigung ist, aber die Menschen arbeiten oft hoch spezialisiert in eng geschnittenen Teams. Abteilungen werden reduziert oder ganz abgebaut – und dann müssen die Beschäftigten gehen. Das ist die Realität.

SPIEGEL: Ihr Kollege Alexander Birkhahn hat mir einmal gesagt, am Ende kriege er auch den schwerbehinderten Betriebsrat auf die Straße.

Friemel: Die Einschätzung teile ich. Ich mache diesen Job seit 25 Jahren, habe mehr als 2000 Gerichtsprozesse begleitet. Dass ein Mitarbeitender nach einem gewonnenen Kündigungsschutzprozess an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt ist und sagt: Ich arbeite hier jetzt, bis ich 67 bin – das habe ich noch nicht erlebt.

SPIEGEL: Wie funktioniert das konkret, wenn jemand trotz Kündigungsschutz raussoll?

Friemel: Es gibt den wahren Kündigungsgrund – jemand ist etwa ein Choleriker, behandelt Kolleginnen schlecht, ist ein Unruhestifter. Niemand möchte mehr mit ihm arbeiten. Das ist aber kein Kündigungsgrund im Sinne des Kündigungsschutzgesetzes. Als Arbeitsrechtler sitze ich dann da, soll die Person rausbekommen, habe aber weder eine Abmahnung noch eine rechtliche Grundlage.

SPIEGEL: Und wie bekommen Sie es dann trotzdem hin?

Friemel: Dann geht die Suche los: Kann die Hierarchieebene der Person gestrichen werden, weil künftig direkt an die Geschäftsführung berichtet werden soll? Dann wäre eine betriebsbedingte Kündigung möglich. Oder gibt es ein größeres Fehlverhalten? Ich habe kürzlich eine Kündigung begleitet, bei der wir in Teamchats Nachrichten fanden,

in denen sich eine Führungskraft sehr herablassend und sexistisch über die Geschäftsführerin ausgelassen hat. Am Anfang gab es keinen Ansatz – und am Ende die fristlose Kündigung.

SPIEGEL: Juristisch ist das nicht haltbar.

Friemel: Das ist eine Frage der Beweiswertung und häufig auch, ob es einen Betriebsrat gibt, der Beweiserhebungen erschwert oder nicht. Solche Anknüpfungspunkte werden aufgebaut, dann kommt die Kündigung – und am Ende einigt man sich dann schon, glauben Sie mir.

SPIEGEL: Das Arbeitsrecht soll Beschäftigte schützen, aber über Zeit, Druck und Abfindungen biegen Sie es dann doch zurecht?

Friemel: Wer will als Beschäftigter zwei oder drei Jahre streiten, zu Hause sitzen – während der Arbeitgeber vielleicht schon 200.000 Euro anbietet, nur damit man nicht wiederkommt? Das macht etwas mit den Menschen. Wer Anfang sechzig ist, kurz vor der Rente steht und weiß, ich fasse woanders eh nicht mehr Fuß – das kann ich noch verstehen, dass man sich dann mit einer Klage im Job hält. Was ich nicht verstehe: Wenn jemand mit Anfang dreißig, hoch qualifiziert, sagt: Ich klage drei Jahre. Aus Prinzip.

SPIEGEL: Bei betriebsbedingten Kündigungen soll die Sozialauswahl vor ungerechtfertigtem Jobverlust schützen. Auch da haben Sie Spielräume?

Friemel: Zunächst: Ein Großteil der betriebsbedingten Kündigungen, die gerade durch die Presse gehen, sind meiner Wahrnehmung nach Freiwilligenprogramme. Da sucht man sich eine Beschäftigtengruppe aus einem Unternehmensbereich heraus und begleitet sie mit hoher Abfindung hinaus. Bei echten betriebsbedingten Kündigungen kommen Arbeitgeber desillusioniert zu mir: Ich habe in der Abteilung drei gute Leute – und die müssen gemäß der Sozialauswahl gehen. Sozialpunkte sammelt man über Betriebszugehörigkeit, Unterhaltspflichten, Alter. Es gilt: last in, first out. Ein junger Mensch, der gerade Nachwuchs bekommen hat und seine Immobilie tilgt, hat keinen Stich gegen den 59-Jährigen, dessen Kinder aus dem Haus sind und dessen Autos vor dem abbezahlten Haus stehen. Das ist schon bitter.

SPIEGEL: Bei einer Sozialauswahl können doch Altersgruppen gebildet werden, die das abfedern.

Friemel: Das stimmt, das sagt auch das Bundesarbeitsgericht. Praktisch ist es aber so komplex, diese Gruppen zu bilden, dass sie in der Realität kaum eine Rolle spielen.

SPIEGEL: Der Kündigungsschutz in Deutschland soll nun geschwächt werden – durch die Bundesregierung, aber auch durch die Arbeitsgerichte, die das in den vergangenen Jahren schrittweise getan haben.

Friemel: Da vollzieht sich gerade ein Paradigmenwechsel. Das Spiel ging lange so: Arbeitgeber kündigt. Beschäftigter reicht Kündigungsschutzklage ein. Es folgen Schriftsätze, Gerichtstermin, weitere Schriftsätze – das kann Jahre dauern. Lange stand der Arbeitgeber unter Druck, im Zweifel für mehrere Jahre Gehalt nachzahlen zu müssen, den sogenannten Annahmeverzugslohn.

SPIEGEL: Das Landesarbeitsgericht (LAG) Niedersachsen sprach einem Produktionshelfer jüngst nur einen Bruchteil davon zu – weil er sich erst einen Monat nach der Kündigung erstmals beworben hatte. Als Produktionshelfer sei er vielseitig einsetzbar.

Friemel: Arbeitgeber haben in Kündigungsschutzprozessen deutlich an Macht gewonnen. Ich kündige jemandem – und übersende ab Tag eins alternative Jobangebote. Da gibt es Personalabteilungen mit einem Alert auf Jobplattformen, die den betroffenen Personen Stellen vorschlagen. Bewirbt er sich und findet etwas Neues, ist das im Sinne aller Beteiligten. Erfolgt das nicht, erhält er mittlerweile keinen Annahmeverzugslohn mehr, wie auch die Entscheidung des LAG Niedersachsen zeigt. Ob die Kündigung wirksam war oder nicht, spielt dann oft keine große Rolle mehr.

SPIEGEL: Betriebsräte gibt es hierzulande nur noch in sieben Prozent der Betriebe. Dieses Jahr waren Wahlen, von März bis Mai.

Friemel: Das hat in den vergangenen Monaten dazu geführt, dass wir keine Restrukturierungen anstoßen konnten: Auf einmal wollten sich alle möglichen Menschen in den Betriebsrat wählen lassen – und genießen dann als Wahlbewerber bis zur Bekanntgabe des Ergebnisses und sechs Monate danach Sonderkündigungsschutz. Das ist ein schlechter Scherz.

SPIEGEL: Oder: Das ist der Sinn des Sonderkündigungsschutzes. Betriebsräte, die Kollegeninteressen vertreten, sind ähnlich wie Schwangere oder Elternzeitler besonders geschützt – das ist doch sinnvoll.

Friemel: Dass wir ganze Unternehmen dadurch blockieren, weil wir vor turnusmäßigen Betriebsratswahlen wie jetzt im Frühjahr 2026 auch zwingende Änderungen nicht vornehmen können, halte ich kaum für sinnvoll. Es macht Prozesse unflexibel und treibt Abfindungen in enorme Höhen.

SPIEGEL: Welche Rolle spielt künstliche Intelligenz beim Stellenabbau?

Friemel: Gerade noch eine geringe. KI-bedingte Kündigungen sehe ich eher ab 2027

oder 2028. Was ich jetzt schon spüre: Auf Juniorpositionen wird weniger eingestellt. Der Arbeitsmarkt für Berufseinsteiger ist rauer geworden. Es wird nicht mehr mit der Gießkanne eingestellt.

SPIEGEL: Beschäftigte merken den Druck auch daran, dass Benefits gekürzt werden wie Homeoffice oder Sonderzahlungen. Wie weit dürfen Arbeitgeber da gehen?

Friemel: Bei Back-to-Office-Entscheidungen ist die Rechtsprechung weitgehend pro Arbeitgeber. Ein Recht auf Homeoffice gibt es hierzulande nicht. Beim Weihnachtsgeld etwa sieht das anders aus: Was im Arbeitsvertrag steht, ist kaum angreifbar. Was in Betriebsvereinbarungen geregelt ist – Boni, betriebliche Altersvorsorge –, ist mit Dreimonatsfrist kündbar oder gegebenenfalls auch früher beendbar, wenn sich Arbeitgeber und Betriebsrat einigen. Der Betriebsrat kann nur das Wie mitgestalten, nicht das Ob.

SPIEGEL: Was ärgert Arbeitgeber an der betrieblichen Mitbestimmung am meisten?

Friemel: Die IT-Mitbestimmung. Ich berate ein Logistikunternehmen, das rund 700 IT-Tools einsetzt. Zur Einführung einzelner Anwendungen, etwa einer App zur Urlaubsplanung, verhandeln wir zwei Jahre. Unternehmen werden dadurch extrem belastet – und wollen in Deutschland nicht mehr investieren.

SPIEGEL: Oder sie verhindern Betriebsräte ganz, wie Sixt oder Ottobock das tun.

Friemel: Das gibt es. Aber man muss sich fragen: Wie entsteht klassisch ein Betriebs-

rat? Häufig geht die Gründung von Menschen aus, die eher keine Leistungsträger sind und Sonderkündigungsschutz wollen. Dass ein neuer Betriebsrat von der gesamten Belegschaft getragen wird, ist nicht der Regelfall. Häufig ist es eine kleine Gruppe, die vor allem eigene Interessen und die Sicherung des eigenen Arbeitsplatzes im Blick hat.

SPIEGEL: Das ist doch eine pauschale Unterstellung, dass vor allem die in den Betriebsrat gehen, die keine Leistungsträger sind.

Friemel: Sehr richtig. Die meisten Betriebsratsmitglieder wollen sich für ihr Unternehmen und die anderen Beschäftigten einbringen. Aber es gibt eben auch den nachvollziehbaren Wunsch von Beschäftigten, die eher leistungsschwach sind und ihren Arbeitsplatz in Gefahr sehen, sich hier Sonderkündigungsschutz zu verschaffen.

SPIEGEL: Sie sagten: Gerade sei eine verrückte Zeit. Wird sie noch verrückter?

Friemel: Der Personalabbau wird weitergehen, vor allem in den Managementebenen. Hierarchien werden weiter gestrichen. Wir stehen noch am Anfang.

SPIEGEL: Machen Sie sich Sorgen um den Wirtschaftsstandort Deutschland?

Friemel: Ja, sehr. Ich würde mir wünschen, dass die Unternehmen blühen, samstags gearbeitet wird, Überstundenzuschläge gezahlt werden – und alle mit Lust dabei sind. Wir brauchen wieder mehr Spaß an der Arbeit und am gemeinsamen Erfolg.

Interview: Florian Gontek

5

Jurist Friemel: »KI-bedingte Kündigungen sehe ich eher ab 2027 oder 2028«

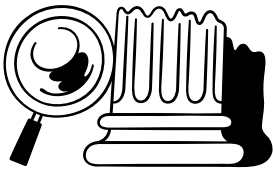




Vatican Media / CPP / IMAGO

▲ **Der Moment** Die beiden Männer scheint zunächst wenig zu verbinden: Pedro Sánchez glaubt an die Werte des Sozialismus, Papst Leo XIV. an den lieben Gott. Dennoch meint man auf gemeinsamen Bildern in den Blicken des spanischen Ministerpräsidenten und des Pontifex eine unmittelbare beidseitige Sympathie zu erkennen. Hier verstehen sich zwei ganz prächtig. Das Völkerrecht gelte es zu achten, sprach der Papst bei seinem Besuch in Madrid, in Barcelona forderte Leo zum Kampf gegen Femizide auf – beides Anliegen, die auch dem linken Regierungschef Spaniens am Herzen liegen. Die größte Einigkeit könnten die beiden jedoch in der Betrachtung einer Personalie haben, deren Bewertung aus katholischer und sozialistischer Perspektive deckungsgleich ausfallen dürfte: Es gibt ihn, den großen Widersacher. Er sitzt im Weißen Haus. KUZ

DEMOKRATIECHECK



Plus Den »Freien Sachsen«, einer Partei von Rechts-extremen und Neonazis, ist es nicht gelungen, den Oberbürgermeister in Aue-Bad Schlema zu stellen. Im zweiten Wahlgang unterlag Stefan Hartung knapp dem CDU-Kandidaten Marcus Hoffmann.

Minus Im Jahr 2025 erfasste die Polizei 85.800 politisch motivierte Straftaten, mehr denn je in der Bundesrepublik. »Wir sehen eine zunehmende Polarisierung, und das kann zu einer Radikalisierung führen«, sagte der Präsident des Bundeskriminalamts, Holger Münch. DK



Maskot / DEEPOL / plainpicture

BILDUNG

Buchgeschenke gestrichen

Gehen Eltern mit ihren ein- oder zweijährigen Kindern zur Vorsorgeuntersuchung zum Arzt, bekommen sie dort oft Bücher geschenkt. Die Aktion ist Teil des Programms »Lesestart 1-2-3«, mit ihm soll die Sprach- und Lesekompetenz gefördert werden. Doch damit soll Schluss sein: Nach SPIEGEL-Recherchen will das Familienministerium das Projekt ab 2027 nicht mehr fördern. Die Stiftung Lesen, über die das Projekt läuft, sieht darin ein fatales Signal. Die Förderung müsse in den Familien beginnen, es sei zu spät, erst auf die Kita zu setzen, sagt Sprecherin Laura Trost. Außerdem würden viele Kleinkinder nicht in die Kita gehen. Über die Vor-

sorgeuntersuchungen U6 und U7 können hingegen nahezu alle Ein- und Zweijährigen in Deutschland erreicht werden. Für Dreijährige gibt es zudem Bücher in teilnehmenden Bibliotheken. Das Projekt »Lesestart 1-2-3« gibt es in ähnlicher Form seit 2011. Die Zuwendung des Ministeriums beläuft sich über die 15 Jahre auf gut 40 Millionen Euro. Das Ministerium teilte mit, es liege »in der Logik jeder Projektförderung«, dass sie zeitlich befristet sei. Es betonte, wie wichtig die Lesekompetenz für den Bildungserfolg sei. Deshalb fördere es Forschung zum Lesenlernen und unterschiedliche Projekte für alle Altersgruppen. SUN

STRAFRECHT

Nur noch Kommunalpolitiker schützen

Baden-Württemberg und Sachsen wollen den umstrittenen Paragraphen zur Politikerbeleidigung stark reformieren: Auf der aktuellen Justizministerkonferenz setzen sich die beiden Länder dafür ein, Paragraph 188 des Strafgesetzbuchs (StGB) zumindest auf einen Kerngehalt zusammenzustreichen. Nach einem Vorschlag des baden-württembergischen Justizministers Moritz Oppelt (CDU) würde der Paragraph nur noch bei der

Beleidigung von ehrenamtlichen Kommunalpolitikern greifen, aber nicht mehr bei Berufspolitikern. »Spitzenpolitiker können und müssen eine harte Auseinandersetzung aushalten. Sie brauchen nicht die automatische Strafverfolgung, die Paragraph 188 StGB ausmacht«, sagt Oppelt. Stattdessen sollte man sich darauf besinnen, ehrenamtliche Politiker zu schützen. »Wir können es uns nicht leisten, dass sie das Handtuch werfen,

nur weil sie persönlichen, mitunter heftigen Angriffen ausgesetzt sind.« Bei Paragraph 188 kann die Staatsanwaltschaft ermitteln, ohne dass das Opfer einen Strafantrag stellt, außerdem gilt eine gegenüber der einfachen Beleidigung höhere Höchststrafe. Die sächsische Justizministerin Constanze Geiert hat sogar die komplette Abschaffung der Politikerbeleidigung in Paragraph 188 angeregt. Der Paragraph gerät immer wieder in die Kritik, er wird als überzogener Schutz von Politikern wahrgenommen. Ein Beschluss der Landesjustizministerinnen und -minister ist nicht bindend. Der Bundestag müsste das Strafgesetzbuch ändern. HIP

GEGENSTAND DER POLITIK

Die Achterbahn



Petra Schneider / IMAGO

Dorothee Bär (CSU) ist Bundesministerin für Forschung, Technologie, Raum- und neuerdings offenbar auch Achterbahnfahrt. So jedenfalls der Eindruck, den die Politikerin diese Woche im Europa-Park Rust erweckt hat. In offizieller Funktion wohnte sie dort »dem Beginn einer zukunftsorientierten Zusammenarbeit« zwischen der Europäischen Weltraumorganisation (Esa) und dem badischen Vergnügungspark bei. Hintergrund der feierlichen Absichtserklärung ist, dass auf dem Gelände des Parks bis 2028 ein neuer Themenbereich rund um die europäische Raumfahrt entstehen soll – auf Kosten des russischen Themenbereichs. Dessen bisherige Hauptattraktion, die Achterbahn »Euro-Mir«, wird nach 29 Jahren in Rente geschickt. Inspiriert war »Euro-Mir« von einer europäischen Raummission, die 1994 vom russischen Weltraumbahnhof Baikonur auch einen deutschen Astronauten zur russischen Raumstation Mir beförderte. Lang ist's her! Mit einer Länge von 984 Metern, einer Höhe von fast 30 Metern und Höchstgeschwindigkeiten von bis zu 80 Stundenkilometern ist »Euro-Mir« zwar noch technisch konkurrenzfähig, politisch aber ein wenig veraltet. Sie soll nun durch ein weniger russophiles Fahrgeschäft ersetzt werden. FRA

HIEROGLYPHE UNSERER ZEIT



Der deutsche Schilderwald ist seit dem 1. Juni etwas größer, denn Baden-Württemberg hat sein Nichtraucherschutzgesetz novelliert: Ein Rauchverbot gilt nun etwa auch für öffentlich zugängliche Innenräume, an Bus- und Straßenbahnhaltstellen und auf Kinderspielflächen. Verboten sind nicht nur klassische Kippen, sondern auch E-Zigaretten. Damit keine Missverständnisse aufkommen, zeigt das neue Verbotsschild neben der Zigarette einen Vaper. DEU

Bernd Weißbrod / dpa / picture alliance

DIE VERTRAUENSFRAGE

Der Prinzentrick der Bahn-Chefin

Von Ralf Neukirch



Ich bewundere Bahn-Chefin Evelyn Palla für ihre Chuzpe. Da sickert zu Wochenbeginn durch, dass die Eröffnung des Bahnhofs Stuttgart 21 voraussichtlich auf das Jahr 2031 verschoben werden muss. Grund soll unter anderem sein, dass mehr als 1000 Kilometer Kabel und Kabelschächte falsch verlegt worden sind. Das Ganze wird voraussichtlich wieder um mehrere Milliarden teurer als ohnehin schon geplant.

Im Vergleich zu Stuttgart 21 wirkt selbst der Berliner Flughafen wie ein professionell durchgezogenes Großprojekt. Das muss man erst mal hinbekommen.

Und was macht Palla? Sie fordert mehr Geld, viel mehr. 13 Milliarden will sie laut Unterlagen, die der SPIEGEL einsehen konnte, bis 2030 haben. Sonst werde das nichts mit dem gesetzten Pünktlichkeitsziel.

Nun sehe ich ein, dass die Bahn Planungssicherheit – sprich: Geld – braucht, um Züge, Schienen und Bahnhöfe zu erneuern. Ich weiß auch, dass die Politik die Bahn lange Jahre vernachlässigt hat und dass nun viel von dem nachgeholt werden muss, was früher versäumt wurde.

Trotzdem erinnert mich Pallas Vorgehen an den nigerianischen Prinzentrick. Das ist eine der bekanntesten Betrugsmaschen im Internet. Sie geht so: Ein Unbekannter nimmt per Mail oder in den sozialen Medien Kontakt mit dem potenziellen Opfer auf. Er gibt sich als reicher Geschäftsmann, Millionenerbe oder eben als nigerianischer Prinz aus.

Der Prinz will ein großes Vermögen ins Ausland schaffen, woran ihn leider technische,

bürokratische oder politische Gründe hindern. Es gibt allerdings einen Ausweg: Man möge doch das eigene Konto zur Verfügung stellen. Als Belohnung verspricht der Prinz dann einen schönen Anteil an den Millionen.

Natürlich gibt's bei der Sache einen Haken: Damit das Geld fließt, muss zunächst eine kleine Gebühr überwiesen werden, für Anwaltskosten, Zölle, Bankgebühren oder was auch immer. Sind ein paar Tausend Euro ge-

13 Milliarden,
dann kommen die
Züge pünktlicher?

zahlt, tauchen neue Hindernisse auf, die angeblich wieder mit Geld beiseitegeräumt werden können. Was nie auftaucht, sind die Millionen.

Nun würde ich Frau Palla nicht unterstellen, sie wolle die Politik betrügen. Aber woran erinnert Sie der Satz: Überweisen Sie noch 13 Milliarden, dann kommen die Züge pünktlicher? Irgendwie klingt das nicht gut. Es würde mich nicht wundern, wenn Frau Palla in zwei Jahren sagt: Noch mal fünf Milliarden, dann klappt's wirklich mit der Pünktlichkeit. Und noch zehn Milliarden, dann wird es auch was mit Stuttgart 41.

»Ich will nicht, dass wir da jetzt jedes Jahr neue Zahlen bekommen«, sagte der baden-württembergische Ministerpräsident Cem Özdemir, als er erfuhr, dass die Eröffnung des Bahnhofs wieder verschoben werden muss. »Aber es muss ja auch mal ein Ende haben.«

Dabei weiß jeder: Das Ende wird nicht kommen.

An dieser Stelle schreiben im Wechsel Susanne Beyer, Anna Clauß, Markus Feldenkirchen, Alexander Neubacher und Ralf Neukirch.

WAS HAT DAS MIT MIR ZU TUN?

Frauen dürfen Durchschnittslohn von Männern noch nicht erfragen

Seit dieser Woche verstößt Deutschland gegen EU-Recht. Bundesfrauenministerin Karin Prien (CDU) hat die Entgelttransparenz-Richtlinie nicht zum Stichtag 7. Juni in deutsches Recht umgesetzt. Grund ist die Sorge, Unternehmen in der derzeitigen wirtschaftlichen Lage mit zu viel Bürokratie zu belasten. Frauen verdienen in Deutschland durchschnittlich 16 Prozent weniger als Männer. Rechnet man Strukturunterschiede wie Teilzeitarbeit heraus, macht die Differenz bei gleicher Qualifikation und vergleichbarer Tätigkeit sechs Prozent aus. Seit 2017 können Beschäftigte in Deutschland Auskunft über den Median der Gehälter der Kollegen erhalten. 2023 einigten sich die EU-Staaten auf eine neue Richtlinie, durch die Beschäftigte den tatsächlichen Durchschnitts-

lohn der Kollegen mit vergleichbarer Arbeit erfragen können sollen. Die EU-Richtlinie verpflichtet Unternehmen ab 100 Beschäftigten zudem dazu, über das Lohngefälle Bericht zu erstatten und bereits im Bewerbungsverfahren über das Einstiegsgehalt zu informieren. Gehaltsansprüche können teils bis zu zehn Jahre rückwirkend eingeklagt werden. Nur für den öffentlichen Dienst gelten die Vorgaben bereits jetzt. Deutsche Gerichte könnten bestehendes Recht aber künftig stärker richtlinienkonform auslegen, bis Prien die Regelung anpasst. Laut einem Gutachten der Bundesregierung von 2023 nehmen Beschäftigte bislang ihr Auskunftsrecht kaum in Anspruch. Ein Grund: die Sorge, Vorgesetzte könnten ihnen die Anfrage negativ auslegen. MFH

AUFGEZEICHNET

Paragraf 188

Von Miriam Wurster



Eindeutig von der Meinungsfreiheit gedeckt

SPiegel Bestseller



Nächste
Woche als
Beilage im
SPiegel

Das Kulturmagazin

Buchtipps, Porträts, Interviews: SPIEGEL BESTSELLER informiert Sie über die wichtigsten Bücher, Filme und Alben auf den SPIEGEL-Bestsellerlisten. Lesen Sie in dieser Ausgabe:

Olivia Rodrigo

Die Musikerin begeistert die Gen Z ausgerechnet mit Rockmusik. Wir haben sie zum Interview in ihrem goldenen Käfig getroffen.

Jacqueline Harpman

Die belgische Autorin war lange vergessen. Nun wurde ihr existenzialistischer Roman „Ich, die ich Männer nicht kannte“ wiederentdeckt. Warum begeistert er heute wieder Leserinnen und Leser?

Isabel Allende

Sie ist eine der erfolgreichsten Autorinnen der Welt. Im Interview verrät sie ihre Schreibroutinen.



SPIEGEL-Gespräch Live im Thalia Theater

Stehen wir vor dem Abgrund – oder einer Neuordnung?

Deutschland blickt mit besonderer Spannung auf den kommenden September: In gleich zwei ostdeutschen Bundesländern, Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern, stehen Landtagswahlen an, bei denen die AfD stärkste Kraft werden könnte. Zugleich zeigt das Superwahljahr bereits jetzt, wie stark sich die politischen Gewichte verschieben – auch im Westen gehört die AfD längst zu den prägenden Kräften.

Wie soll eine wehrhafte Demokratie auf das Erstarken des rechten Randes reagieren? Was droht, wenn diese Partei tatsächlich einen Ministerpräsidenten stellt? Und was treibt die Wählerinnen und Wähler an, die ihr Kreuz bei der AfD machen?

Über demokratische Antworten auf Feinde der Demokratie diskutieren die Grünenpolitikerin und ehemalige Vizepräsidentin des Bundestags **Katrin Göring-Eckardt** und der Schriftsteller **Lukas Rietzschel** mit SPIEGEL-Chefredakteur **Dirk Kurbjuweit**.

Freuen Sie sich auf einen unterhaltsamen Abend mit uns.

Donnerstag, 25. Juni 2026, um 20 Uhr

Im Thalia Theater, Alstertor, 20095 Hamburg



Karten im Vorverkauf, an der Abendkasse und unter thalia-theater.de.

DEUTSCHLAND

Planen für den Tag X

SPD Lars Klingbeil und Bärbel Bas kämpfen mit einer frustrierten Partei. Intern wird bereits über Nachfolger spekuliert. Darunter sind alte Bekannte.

Es gibt sie noch, die Wohlfühltermine für Lars Klingbeil. So wie Montagabend in einem Festzelt nahe dem Kanzleramt. Ein PR-Magazin verleiht Preise für Politiker, SPD-Urgestein Franz Müntefering bekommt die Auszeichnung für sein Lebenswerk. Klingbeil hält die Laudatio.

Er berichtet, wie er 2005 in den Bundestag eingezogen ist, als Nachrücker mitten in der Legislatur – und mit einem Piercing in der Augenbraue. »Der Lars ist Juso«, habe der damalige Fraktionschef Müntefering ihn bei seiner ersten Fraktionssitzung vorgestellt. »Und das sieht man ihm auch an.« Die Leute im Publikum lachen.

Klingbeil hat noch eine weitere Pointe auf Lager. »Du hast mal gesagt, der SPD-Vorsitz sei das schönste Amt neben dem Papst«, spricht er den »lieben Franz« an. »Bärbel und ich haben dir das geglaubt.«

Da muss Klingbeil selbst lachen.

Das vermeintlich »schönste Amt neben dem Papst« ist für Klingbeil und seine Co-Chefin Bärbel Bas zu einem Albtraum geworden. Zwischen 11 und 13 Prozent rangiert die SPD in Umfragen. Der Rutsch in die Einstelligkeit wirkt derzeit näher als die mageren 16,4 Prozent, die die Genossen noch bei der vergangenen Bundestagswahl erzielten. Und schon die waren ein historisch schlechtes Ergebnis.

Erholung ist nicht in Sicht. Schwarz-Rot hat ein Reformpaket angekündigt, bis zur Sommerpause wollen sich die Koalitionspartner auf Eckpunkte einigen. Doch schon

jetzt drohen sozialdemokratische Länderchefs, dass sie Einschnitte in ihre Haushalte nicht mittragen werden. Und in Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und Berlin fürchten die Genossinnen und Genossen, dass Kürzungen und halbherzige Reformen ihnen den Wahlkampf vermiesen.

Alle Augen in der SPD sind nun auf die beiden Parteivorsitzenden gerichtet: Schaffen Bas und Klingbeil es, mit der Union tragbare Kompromisse auszuhandeln? Ihre eigenen Leute mitzunehmen? Eine Erzählung zu finden, die überzeugt? Und vor allem: Was passiert, falls sie scheitern?

Wie groß die Sorge in der Partei ist, lässt sich derzeit in den Landesverbänden ablesen. Innerhalb weniger Tage meldeten sich gleich mehrere SPD-Chefs aus den Ländern zu Wort, um ihrem Frust Luft zu machen.

Steffen Krach etwa, Spitzenkandidat der SPD für die Abgeordnetenhauswahl in Berlin, erklärte, er blicke nicht optimistisch auf die angekündigten Reformen. »Wer beim Wohnungsgeld und Elterngeld spart, die Kosten für das Deutschlandticket erhöht und eine bereits angekündigte Erhöhung des Bafög stoppen will«, schnüre kein Reformpaket, sagte Krach dem SPIEGEL. Er sehe keinen Reformprozess, so Krach, sondern nur Vorschläge für Kürzungen.

Auch der Bremer Bürgermeister Andreas Bovenschulte hat seinen Unmut bereits hinterlegt. »Die Verunsicherung der Bürgerin-

nen und Bürger über das, was gerade in Berlin läuft, ist mit Händen zu greifen«, sagte er. »Aktuell sind wir Weltmeister im Ankündigen. Das größte und umfassendste Reformprogramm seit Jahrzehnten – darunter machen wir es nicht mehr«, sagte er. »Wer solche Erwartungen weckt, steigert das Risiko, dass er sie am Ende nicht erfüllt.«

Bovenschulte, der gerade dem Bundesrat vorsitzt, warnte: Vorschläge wie eine Steuerreform, die nicht gegenfinanziert sei, oder Sparmaßnahmen bei der Pflege gingen auch zulasten der Länder. »Da werden wir bestimmt nicht mitmachen.«

Die Kritik in der SPD ist hart und laut. Sie zeigt, wie schlecht die Stimmung in der Partei inzwischen ist. Viele Genossinnen und Genossen sind wütend. Darüber, dass die Koalition ständig über Reformen rede, aber keine Konzepte präsentiere. Darüber, dass die Debatte sich bisher auf Leistungen wie Wohn- und Elterngeld konzentriere statt etwa darauf, hohe Einkommen und Vermögen in die Verantwortung zu nehmen. Und darüber, dass es keine Idee gebe, wie die Lage nach den Einschnitten und Kürzungen wieder besser werden soll.

Für die beiden SPD-Vorsitzenden ist das ein Dilemma: Einerseits müssen sie Kompromisse mit CDU und CSU finden. Andererseits werfen die eigenen Leute der SPD-Spitze schon jetzt vor, sich dem Koalitionspartner zu sehr unterzuordnen.

Hinzu kommt der Druck der drei bevorstehenden Landtagswahlen im September:



In Mecklenburg-Vorpommern geht es für die SPD darum, die Staatskanzlei zu verteidigen. In Berlin kämpft sie darum, das Rote Rathaus zurückzuerobieren. Und in Sachsen-Anhalt müht sie sich, nicht zum ersten Mal in ihrer Geschichte aus einem Landesparlament zu fliegen. In den Umfragen kratzt die Partei dort fast an der Fünfprozenthürde.

Sollte die SPD im September schlecht abschneiden, in Sachsen-Anhalt gar unter fünf Prozent fallen, könnte die Stimmung kippen. Die beiden Vorsitzenden müssten ein Ventil für den wachsenden Frust finden. Manche hoffen darauf, dass Klingbeil und Bas dann den Parteivorsitz abgäben. Doch ob die beiden dazu bereit wären? Vor allem bei Klingbeil zweifeln viele Genossinnen und Genossen daran. Der Mann aus Niedersachsen hat so viel Macht auf sich vereint wie kein Parteichef seit Sigmar Gabriel.

Dabei gab es von Anfang an Stimmen, die davor gewarnt hatten, Regierungsamt und SPD-Vorsitz zu kombinieren. Viele Skeptiker fühlen sich inzwischen bestätigt. Neben ihren Ministerien bleibe bei Bas und Klingbeil kaum Zeit für die Parteiarbeit, heißt es in der SPD.

Als Indiz dafür gelten intern etwa die Sitzungen des Parteivorstands. Die beiden SPD-Chefs würden sich aufgrund ihrer vollen Terminkalender kaum vorbereiten, berichten Mitglieder. Oft wirkten sie ratlos, setzten keine Impulse. Der Vorstand ver falle in Lethargie. Früher sei Klingbeil mit eigenen Ideen in die Sitzung der Gremien gekommen, sagt einer, der lange dabei ist. »Heute ist er im Überlebensmodus.«

Die Parteispitze finde deshalb keine einheitliche Erzählung, was die SPD im Reformprozess eigentlich erreichen wolle, heißt es in der Partei. Die beiden Vorsitzenden sendeten unterschiedliche Signale: Der eine mahnt, ohne Einschnitte gehe es nicht. Die andere warnt, der Sozialstaat dürfe nicht ausgehöhlt werden. Gleichzeitig räumen selbst Kritiker von Bas und Klingbeil ein, dass die Vorsitzenden nicht allein für die Probleme der SPD verantwortlich sind. Und kaum einer glaubt, dass durch einen Wechsel schlagartig alles besser würde. Man sehe zwar, dass die aktuelle Aufstellung nicht günstig sei, sagt ein führender Genosse. Das bedeute aber noch lange nicht, dass es helfe, daran jetzt etwas zu ändern. Zumal sich die Frage stelle, wer Klingbeil und Bas überhaupt ablösen könne.

So oder so haben die Planspiele für den Tag X, einen möglichen Rücktritt der Chefs, begonnen: Verteidigungsminister Boris Pistorius, der seit Jahren die Beliebtheitsrankings anführt, wird außerhalb der Partei als Erster genannt. In der SPD allerdings glaubt kaum jemand, dass der Mann aus Niedersachsen das noch wolle. Pistorius hält sich aus dem politischen Alltagsgeschäft der Koalition weitgehend heraus.

Einige in der Partei setzen daher auf Anke Rehlinger. Sie ist das Einhorn der SPD – eine



Ministerpräsidentin Schwesig:
Natürliche Kandidatin für höhere Ämter

sozialdemokratische Ministerpräsidentin, die im Saarland noch mit absoluter Mehrheit regiert. Doch Rehlinger will nicht nach Berlin, schon wegen der Distanz. Jeder Termin in der Hauptstadt bedeutet aus Saarbrücken eine Tagesreise. Das sei kaum zu schaffen, heißt es in ihrem Umfeld. Vor allem da auch Rehlinger im kommenden Jahr eine Landtagswahl bestehen muss.

Auch Manuela Schwesig gilt als Anwärtin auf den Parteivorsitz. Ihr Ehrgeiz ist groß, ihr Selbstvertrauen auch. Die frühere Familienministerin hat bundespolitische Erfahrung. Und in der SPD einen Ruf als unbittliche Verhandlerin.

Im September muss Schwesig ihr Amt als Ministerpräsidentin in Mecklenburg-Vorpommern verteidigen. Sollte sie ein gutes Ergebnis bekommen und womöglich trotz erstarkter AfD mit einer demokratischen Mehrheit regieren können, ginge in der SPD nichts mehr ohne sie. Schwesig wäre dann die eine natürliche Kandidatin für alle möglichen hohen Ämter – bis hin zur Spitzenkandidatur für die nächste Bundestagswahl.

Im Moment liegen die Sozialdemokraten in Mecklenburg-Vorpommern jedoch weit hinter der AfD. Und auch wenn Schwesig ein paar Punkte aufholt, muss sie nach der Wahl erst einmal eine Regierung bilden. Das wird schwierig genug, denn die bisherige rote Koalition könnte ihre Mehrheit verlieren. Eine Minderheitsregierung auszuhandeln, dürfte Wochen, wenn nicht gar Monate dauern – falls es überhaupt gelingt. Dass Schwesig in dieser Lage noch Zeit fände, bundespolitische Ambitionen zu verfolgen, gilt in Schwerin als unrealistisch. Perspektivisch aber müsste man mit ihr rechnen.

Jemand, der Zeit hätte, ist Alexander Schweitzer. Der Wahlverlierer aus Rheinland-Pfalz macht als Fraktionschef im Main-

zer Landtag weiter. Er ist aber auch Vizevorsitzender der Bundespartei. Eine Wahlniederlage ist nicht gerade ein Sprungbrett. Schweitzer wäre aber nicht der erste abgewählte Ministerpräsident, der es in der Bundespartei noch zu etwas brächte. Sigmar Gabriel führte nach seiner Abwahl als niedersächsischer Landeschef die SPD fast acht Jahre lang, Peer Steinbrück wurde trotz Wahlschlappe in Nordrhein-Westfalen Finanzminister und später Kanzlerkandidat.

Und dann ist da noch Hubertus Heil. Der langjährige Arbeitsminister und Parteichef Klingbeil sind sich in inniger Abneigung verbunden. Klingbeil wollte Heil daher weder im Kabinett noch an der Spitze der Fraktion sehen. Seit der vergangenen Bundestagswahl ist Heil trotz seiner Erfahrung und seiner erst 53 Jahre einfacher Abgeordneter.

In der SPD sind sie sicher, dass das Heil auf Dauer nicht reichen wird. Viele in der Fraktion haben den Eindruck, er warte nur auf eine Gelegenheit, in die erste Reihe zurückzukehren. Einigen Abgeordneten ist ein Auftritt nach der Landtagswahl in Rheinland-Pfalz in Erinnerung geblieben. Zwei Tage nach der Wahl habe sich Heil in der Fraktionssitzung als einer der Ersten gemeldet und zur Lage der SPD referiert. »Als stünde da nicht ein Abgeordneter, sondern der Fraktionsvorsitzende«, erzählt eine Genossin.

Auch öffentlich meldete sich Heil damals zu Wort: »Die Partei wirkt heute zu langweilig, zu behäbig«, sagte er. »Sie muss sich öffnen und nicht nur um sich selbst kreisen. Dafür braucht es Führung und Haltung.« Es klang, als würde sich da einer schon mal als Alternative positionieren.

Kaum jemand traut Heil zu, die Parteivorsitzenden oder den Fraktionschef Matthias Miersch vom Thron zu stoßen. Dafür sei er zu loyal, heißt es von jenen, die ihn gut kennen. Aber wenn er gerufen würde, stünde Heil wohl bereit.

Am Ende könnte genau das Klingbeil und Bas retten. Wenn niemand aufsteht, keiner sich als Alternative anbietet, bleiben sie womöglich auch über den Herbst hinaus Parteivorsitzende. Zur Wahrheit gehört allerdings auch: Je unbeliebter die beiden Vorsitzenden in ihrer Partei sind, desto unvorhersehbarer kann die Dynamik werden. Manchmal reichen dann kleine Steine, zur richtigen Zeit geworfen, um eine ganze Lawine auszulösen.

Hubertus Heil arbeitet derzeit an seiner Fitness und hat ein Buch geschrieben. »Der Angriff der Autokraten«, so der Titel. Laut Ankündigung des Verlags will er darin Wege aufzeigen, wie die Demokratie gegen ihre inneren und äußeren Gegner verteidigt werden kann.

Anfang Oktober soll es erscheinen – keine zwei Wochen nach der letzten Landtagswahl in diesem Jahr. So ein Zufall.

Sophie Garbe, Andreas Niesmann

Friedensverhandlungen mit Kollegen

Ministerien Außenminister Johann Wadephul baut das Auswärtige Amt um. Ein Spitzendiplomat verliert wichtige Zuständigkeiten, Staatssekretär Géza von Geyr könnte davon profitieren.

Géza Andreas von Geyr ist seit rund einem Jahr einer von zwei beamteten Staatssekretären im Auswärtigen Amt (AA). Höher kann ein Diplomat im Haus am Werderschen Markt in Berlin-Mitte kaum aufsteigen. Doch hinter vorgehaltener Hand sagen langgediente Diplomaten nun, Geyr erklimme demnächst eine weitere Stufe. Er werde inoffizieller »Vizeaußenminister«; die Folge einer Hausreform, die er selbst vorantreibt.

Wer ist der Mann, der die Außenpolitik unter Minister Johann Wadephul (CDU) schon heute prägt und seinen Einfluss weiter ausbauen könnte?

In den mehr als drei Jahrzehnten seiner Karriere hat sich der Diplomat Geyr den Ruf eines charmanten und zugleich machtbewussten Beamten erarbeitet. Er war in der EU-Kommission tätig, war Vizepräsident des Bundesnachrichtendienstes sowie Botschafter Deutschlands in Moskau und bei der Nato. Eine Weile war er unter der damaligen Ministerin Ursula von der Leyen Politischer Direktor im Wehrressort. Vor rund einem Jahr beförderte Außenminister Wadephul den 63-Jährigen zu einem von zwei beamteten Staatssekretären. Und betraute ihn mit dem Umbau seines Hauses.

Die Zentrale in Berlin wird neu geordnet. Ganze Abteilungen wurden aufgelöst, fusioniert oder neu zugeschnitten. Die Reform tüftelte Geyr mit seinem Staatssekretärskollegen Bernhard Kotsch aus. Und fast jeder im Haus ist davon betroffen. Weil alle Arbeitseinheiten in der Zentrale umbenannt wurden, erhielten fast alle der rund 3000 dort Beschäftigten am 6. Juni eine neue E-Mail-Adresse. Im Herbst müssen dann jene, deren Referate in andere Abteilungen wandern, ihre Büros wechseln.

Die Art und Weise, wie eine Institution gegliedert ist, spiegelt die Machtverteilung darin wider. Ändert sich die Organisationsstruktur, verschiebt sich oft auch die Macht.

Bislang galt die Abteilung 2 des AA als die mächtigste des Hauses. Sie war zuständig für die Sicherheitspolitik und beherbergte wichtige Länderreferate: USA, Russland und die Ukraine, Großbritannien, Kanada. Der Leiter der Abteilung 2 war zugleich Politischer Direktor des Amts und damit der wichtigste Beamte nach den Staatssekretä-

ren. Ähnlich handhaben es andere Staaten. Finden irgendwo diplomatische Verhandlungen statt, werden die Politischen Direktoren oft zu Chefunterhändlern.

Aktuell ist Dominik Mutter Politischer Direktor im AA. Den Titel behält er zwar, doch auf dem Papier verlor der Diplomat wichtige Länderzuständigkeiten. So wanderte das USA/Kanada-Referat in die neue »Amerikas«-Abteilung, in der erstmals Nord- und Lateinamerika vereint sind. Die Zuständigkeit für Russland und die Ukraine erhielt die Europaabteilung. Sein Verhandlungsgeschick dürfte der Diplomat Mutter künftig nicht nur in Friedensverhandlungen unter Beweis stellen müssen, sondern auch gegenüber anderen Abteilungsleitern, wenn er etwas von ihnen will.

Aus dem Auswärtigen Amt heißt es, der bisherige Zuschnitt der Abteilungen sei in Teilen noch der Logik früherer Jahrzehnte gefolgt, mit einem sicherheitspolitischen Fokus auf die USA und weniger auf Europa. Veränderungen in Europa und der Welt erforderten eine veränderte Arbeitsweise

Diplomat Geyr:

In den Augen mancher ein »Vizeaußenminister«



des Auswärtigen Dienstes. Der Politische Direktor habe, heißt es aus dem Amt, »bei der Steuerung aller sicherheitspolitischen Themen die zentrale Rolle auf Ebene der Abteilungsleiter«.

Einige Diplomaten deuten die neu zugeschnittene Rolle Mutters jedoch als Schwächung seines Postens. Selbst Befürworter der Reform geben zu, dass der Koordinierungsaufwand größer werde. Sie verweisen darauf, dass der Politische Direktor auch bisher auf ihm nicht unterstellte Referate zugehen musste, etwa bei den Atomverhandlungen mit Iran vor rund zehn Jahren. Mutter bekomme außerdem ein neues Referat »Aktuelle Konflikte und Bedrohungen« und sei fortan zuständig für all jene in seinem Haus, die sich mit Rüstungsindustrie und Rüstungsexportkontrolle beschäftigen, betonen sie. Zur Wahrheit gehört aber, dass die wichtigen Entscheidungen hierüber in anderen Ministerien getroffen werden, im Verteidigungs- und im Wirtschaftsministerium zum Beispiel oder gleich im Kanzleramt.

Der Verlierer der Reform sei der Politische Direktor, sagen erfahrene Diplomaten, während die beiden beamteten Staatssekretäre weiterhin direkten Zugriff auf alle Abteilungen haben. Einige im Amt deuten das als Aufwertung, die vor allem einem zugutekomme: Geyr ist für die wichtigsten Weltregionen zuständig. Erst kürzlich reiste er in die USA.

Im Amt sorgt die Reform der Staatssekretäre mitunter für Ärger. Geyr und Kotsch hätten nach ihrer Diplomatenausbildung rund 20 Jahre lang nicht in der Zentrale gedient, deshalb würden sie einige Arbeitsabläufe nicht verstehen, lautet ein Vorwurf. Geyr arbeitete zuletzt im Jahr 2000 in der Zentrale, Kotsch war lange im Kanzleramt tätig, zuletzt war er Botschafter im Vatikan.

Dagegen heißt es an der Spitze des Ministeriums, gerade der frische Blick von außen ermögliche den notwendigen Umbau. Außerdem sei die Reform mit den betroffenen Abteilungen besprochen, Einwände seien berücksichtigt worden.

Ein Punkt der Reform stößt immerhin auf breite Zustimmung: die Abschaffung der Abteilung »Stabilisierung«. Sie verwaltete die Mittel für humanitäre Hilfe und Aufbauprojekte und stand somit in Konkurrenz zum Entwicklungsministerium. Künftig entscheiden die Regionalabteilungen selbst, in welche Projekte Geld fließt.

Die Bundesregierung priorisiert ihre Aufgaben neu, das Auswärtige Amt muss sparen. Wadephul verschont die Auslandsvertretungen, umso härter trifft es die Zentrale. Durch die Reform fallen vier Unterabteilungen und neun Referate weg. »Das Gute an der Reform ist, dass sie im Inland stattfindet«, spoten Diplomaten, die den Umbau in Berlin aus der Distanz einer Botschaft verfolgen.

Christoph Schult

Bye-bye, Bellevue

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier muss in einen Übergangsneubau umziehen. Mittendrin sinniert er über sein Politikerleben.

An diesem Montag im Mai herrscht im Großen Saal von Schloss Bellevue eine konzentrierte Spannung wie vor einer heiklen Operation. Sogar der Bundespräsident ist aus seinem Arbeitszimmer heraufgekommen, um den Moment mitzuerleben, wenn in wenigen Minuten die Ära Bellevue als Sitz des Bundespräsidenten vorerst beendet wird. Seit 1994 ist das Schloss erster Amtssitz des Staatsoberhauptes. Etwa 80 Staatsbankette haben seitdem hier stattgefunden, mehr als 100 Ministerinnen und Minister erhielten ihre Ernennungsurkunden. Bundespräsident Steinmeier, Restauratorin Hanna Streicher und ihre Helfer blicken an diesem Mittag auf das deckenhohe lilafarbene Bild, vor dem all das stattgefunden hat. Das jeder aus dem Fernsehen kennt.

»Runter«, ruft die Restauratorin und gestikuliert mit den Armen, »runter, runter!« Die Mitarbeiter der auf Kunst spezialisierten Spedition auf ihren Gerüsten geben Seil nach, bis sich das Kunstwerk von Gotthard Graubner majestätisch wie in Zeitlupe nach vorn neigt und dann in einem großen Schwung locker auf die Vorderseite fällt.

Restauratorin Streicher wirft den Staubsauger an. Erst jetzt, sagt eine Mitarbeiterin aus dem Präsidialamt, begreife sie so richtig, dass es vorbei sei in Bellevue. Jedenfalls für die nächste Zeit.

Der Bundespräsident zieht um, in einen Büroneubau an der Spree, für einen Übergang. 205 Millionen Euro Steuergeld hat der gekostet, er wurde eigens für ihn geplant. Das Haus mit der bunten Keramikfassade, entworfen vom Architekturbüro Sauerbruch Hutton, steht an der Spree, gegenüber dem Kanzleramt. Die Renovierung und Sanierung von Schloss Bellevue, Bundespräsidialamt, Park und Sicherheitsanlagen soll acht Jahre dauern und gut 600 Millionen Euro verschlingen. Aber schon der Umzug selbst ist ein Kraftakt, eine ungeheure Logistikleistung. Denn wie zieht man einen Präsidenten um?

Allein die Ordenssachen: 180 laufende Meter Aktenordner.

Die Personalakten: 76 laufende Meter.

Die Bibliothek: 250 laufende Meter Bücher.

Die »Registratur«: 400 laufende Meter Akten in der Hängeregistratur und 50 laufende Meter Stehordner.

So stand es in der Ausschreibung des Bundespräsidialamts. Mehr als 950 laufende Me-

ter Material, die eben leider nicht laufen. Außerdem Geschirr und Tischwäsche, Möbel, Bilder, ein Flügel, Waschmaschinen und ein voll ausgestatteter Weinkeller. Die Kunstleihgaben gehen an die Depots zurück. Die Frösche und Molche aus einem trockenlegenden Teich wurden bereits von einem spezialisierten Ingenieurbüro umgesiedelt.

Der Präsident ist noch da. Im April hat er in seinem Arbeitszimmer mit dem Sortieren begonnen. Hohe Decken, auf dem Boden Bücherstapel. »Ich hasse eigentlich Umzüge«, sagt er, »die privaten wie die beruflichen.« Sie verlangten ihm ab, sich von Dingen zu trennen, die er eigentlich gern behalten würde.

Doch auch ein Staatsoberhaupt muss aussortieren. Umgeben von erster Wehmut führt Steinmeier durch den Raum, der die letzten neun Jahre sein Arbeitszimmer war. Hier, diese goldfarbene, hüfthohe Beethovenfigur will er mitnehmen. Dort, die Holzbilder gehen zurück in ein Depot. Da hinten an der Tür hängt die signalrote Robe, die Steinmeier im vergangenen Dezember zur Verleihung der Ehrendoktorwürde in Oxford bekam: Die nimmt er mit.

Für Steinmeier ist der Auszug auch ein vorgezogener Abschied, der das Ende seiner

zweiten Amtszeit vorwegnimmt. Nur wenige Monate wird er im neuen Haus zubringen, bis März 2027. Doch lässt sich nicht jede politische Karriere auch als eine Serie von Umzügen im Rhythmus der Legislaturperioden beschreiben? Eine Aneinanderreihung von Büros und Wirkungsstätten auf Zeit? Ein stetes Aus- und Einpacken im Takt der Ämter, die jemand in seiner politischen Laufbahn übernimmt? »Ich könnte nicht ohne Bücher, ich könnte nicht ohne Zeitungen, und ich könnte nicht ohne Kaffee«, sagt Steinmeier. Der Rest sei verhandelbar.

Der Bundespräsident ist 70 Jahre alt. Seit seiner ersten Amtszeit hat er am Schreibtisch seines Arbeitszimmers genau 1083 Gesetze unterzeichnet. Er findet, er sei insgesamt recht sesshaft geblieben. Privat sei er 1998 aus Hannover nach Berlin gekommen. Damals war er Kanzleramtschef unter Gerhard Schröder, »und in das Haus, in das wir damals eingezogen sind, kehren wir wieder zurück«. Beruflich kaum anders: »Immerhin sieben Jahre Kanzleramt, acht Jahre Auswärtiges Amt und demnächst zehn Jahre in Bellevue.«

Sein erster Umzug, erinnert sich Steinmeier, führte ihn 1974 von den Eltern weg nach Diepholz, Niedersachsen. Es ging zur Bundeswehr in die Kaserne, mit kleinstem Gepäck, »da wurde man vorher informiert, dass es nur einen sehr kleinen Spind gibt.«

In der Ausschreibung zum Umzug steht, das durchführende Unternehmen möge den Laderaum in den Lkw maximal auslasten. Um den CO₂-Ausstoß zu minimieren und Kosten zu sparen.

Natürlich sei der Ort vom Amt nicht zu trennen. Der Park werde ihm fehlen, sagt Steinmeier, auch für seine Arbeit. Denn eine Runde im Grünen löse zuverlässig Spannungen. »Je nach Staatsgast überlege ich mir: Ist es vielleicht lohnend, einen Gang durch den Park zu machen?« So manche Gäste hätten draußen freier gesprochen als im Delegationsgespräch. Das Gebäude selbst hat Steinmeier stets für wenig feudal gehalten. Bellevue sei in diesem Sinne eher »die gute Stube der Republik«, ein bescheidenes, preußisches Schloss. »Wenn es woanders stünde, wäre es sogar eher ein großes Herrenhaus.«

Seit einigen Wochen wird Bellevue um den weiterhin in seinem Amts- und Arbeitszimmer sitzenden Präsidenten herum leer-

Staatsoberhaupt Steinmeier:

»Die gute Stube der Republik«



Paulina Hildesheim / DER SPIEGEL, VG Bild-Kunst, Bonn 2026



Karolin Klüppel / DER SPIEGEL, VG Bild-Kunst, Bonn 2026

Restauratorin Streicher, Hausherr Steinmeier vor Graubner-Gemälde: »Runter, runter!«

gezogen. Staatsgäste kommen keine mehr, aber ständig geht die Tür. Es wird gepackt, geliefert, gehämmert und abtransportiert. Die Küche ist abgebaut, das KPM-Geschirr steht schon eingepackt in der Küche, die Teppiche sind eingerollt. Und je kleiner der Wirkkreis von Frank-Walter Steinmeier im Schloss wird, desto größer wird der von Steffen Tennler, der planmäßig die Regie übernommen hat. Der Umzug des Staatsoberhauptes ist die Krönung seiner Karriere.

Oberamtsrat Tennler, Abteilung Z, Referat Z2, Projektgruppe Umzug, steht in einem lebensbejahenden Schmetterlings-

hemd vor einem vollgeschriebenen Flipchart in seinem winzigen Büro im Nordflügel des Schlosses. Er ist der Dirigent in dieser gewaltigen Choreografie der Dinge.

Tennler weiß natürlich: Ein guter Umzug zeichnet sich durch Reibungslosigkeit aus. Reibungslosigkeit entsteht durch Planen. Und planen, das tun sie im Prinzip seit 2019, als intern der Gedanke reifte, dass nur der vollständige Auszug des Bundespräsidenten eine umfassende Sanierung möglich macht. Seit 2024 ist Tennler offiziell Umzugsbeauftragter.

Trotz aller Planung, gibt Tennler zu, habe jemand bei der Erstellung der Umzugsliste

drei Waschmaschinen und zwei Trockner vergessen. Die brauche die Küche für Tischwäsche und Handtücher, und die nehmen sie natürlich noch mit. Tennler lacht. Was sind schon drei Waschmaschinen gegen den Berliner Winter? Der, sagt Tennler, habe nämlich dazu geführt, dass auf der Straße vor dem Neubau, den sie hier die »Zielliegenschaft« nennen, keine Poller in den gefrorenen Boden gerammt werden konnten. Die ganze Baustelle habe sich so um Wochen verschoben.

Linker Hand blickt Tennler aus seinem Fenster in den Ehrenhof. Er habe es stets vermieden, sich bei Staatsbesuchen neugierig



Karolin Klüppel / DER SPIEGEL



Paulina Hildesheim / DER SPIEGEL



Karolin Klüppel / DER SPIEGEL

Umzugsbeauftragter Tennler, Bücher und Bilder in Steinmeiers Arbeitszimmer, Koch Barth: »Wir repräsentieren Deutschland auch im Glas«

rig hinauszulehnen. Das hätte die Symmetrie der Fassade auf den Bildern gestört.

Rechter Hand fällt sein Blick auf das Flipchart mit dem Zeitplan für den Umzug.

»Tag X + 23«, steht oben.

Tag X sei der Tag, an dem das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung ihnen den Schlüssel für das neue Gebäude überlässt. 23 Tage habe die Bundespolizei dann Zeit, es auf Bomben untersuchen zu lassen und es als »sicher« zu deklarieren. Das Bundesamt für Sicherheit und Informationstechnik kümmert sich um mögliche Abhörwanzen. Erst dann können sie mit ihren Kisten und Kästen ins neue Gebäude hinein.

»Etwa 700 Kubikmeter an Möbeln und Gegenständen werden wir umziehen«, sagt Tennler. 900 Umzugskisten aus wiederverwendbarem Kunststoff sind bestellt. Für jeden Mitarbeiter sind zwei Kisten vorgesehen. Es sind sehr viele Mitarbeiter, denn nicht nur das Schloss zieht ja ins neue Haus, sondern auch das benachbarte Bundespräsidialamt und die Wache, also die Bundespolizei, die im Empfangshäuschen sitzt.

Der Umzug selbst laufe dann so: Jeder Lkw, sagt Tennler, werde auf dem Schlossgelände kontrolliert und von Polizeihunden abgeschnüffelt. Nach der Beladung werde jeder einzelne Lkw dann mit Polizeibegleitung zum neuen Gebäude gefahren. Das erspare ihnen, den Inhalt am Zielort noch kontrollieren zu müssen.

Er arbeite noch, sagt Tennler, an einem Plan mit Zeitslots für jeden einzelnen Lkw, der in Bellevue abfähre und in der »Zielliegenschaft« ankomme. Denn auch das sei knifflig: Im neuen Haus gebe es nur eine

Laderampe für Lkw. Stauen dürfen sich die Fahrzeuge schon deshalb nicht, weil sie sonst die Einfahrt zur benachbarten Feuerwache blockieren könnten.

Tennler mag seinen Job, »besser als irgendwas, das im Rechner verschwindet«.

Und noch ein glücklicher Mensch hastet über die Gänge: Jan-Göran Barth, der Koch. Er trägt seine Kochkluft, kocht aber schon seit Wochen nichts mehr. Denn seine Küchengeräte sind schon abgebaut. Damit sie für den Umzug millimetergenau in den Aufzug passten, mussten die Mitarbeiter die Griffe von den Geräten schrauben. Ihre Öfen und Kühlschränke, sagt Barth, nähmen sie mit, »in der Hoffnung, dass sie drüben noch die acht Jahre durchhalten«.

Barth führt in den Weinkeller, um zu zeigen, wie er für den Umzug, klipp, klapp, die großen Kunststoffkisten für seine Weinflaschen auseinanderfaltet. »Wir repräsentieren Deutschland auch im Glas«, sagt er: Große Lagen, große Gewächse, zwölf Flaschen pro Kiste, insgesamt 6000 Flaschen müssen mit.

Barth muss das neue Gebäude kulinarisch staatsbankettfähig machen. Also auch dafür sorgen, dass oben im sechsten Stock, wo dann der große Saal ist, die Speisen heiß ankommen, obwohl im Erdgeschoss gekocht

wird. Neben einem Speiseaufzug werde es deshalb oben noch eine Anrichteküche geben, in der die Speisen auf den Tellern drapiert werden. Der Ausblick aus dieser Küche soll sagenhaft sein.

Man muss sich Barth als äußerst zufriedenen Menschen vorstellen. Welcher Koch kann sich schon an der Planung seiner Wunschküche beteiligen? Und das gleich zweimal? Barth hat im Neubau mitgeredet, und er wird auch an der Küche im frisch renovierten Schloss beteiligt sein. Er ist jung genug, um nach acht Jahren wieder zurückzukommen.

Unter den Sälen ist der Weinkeller leergezogen, der erste Stock trägt statt der Kunst rosa Flecken an der Wand. Im leeren Schloss wird es ab dem 13. Juni für zwei Wochen eine Pop-up-Ausstellung geben, die Akademie der Künste hat sie kuratiert, die Tickets sind umsonst.

Noch sitzt Steinmeier im Erdgeschoss in seinem Amtszimmer, eine Art Schlossgespenst mit Blick ins Grüne. Bald schon arbeitet er im fünften Stock mit Blick auf das Regierungsviertel. Wird das sein Bild der Republik verändern? So wie Architekten glauben, dass die Aussicht eines Menschen auch dessen Einsichten färbt? »Meine Lebenserfahrung ist: Einsichten muss man sich erarbeiten«, sagt der Bundespräsident. Egal wie schön die Aussicht sei.

Unbeirrt flattert die Standarte auf dem Dach von Bellevue. Die Spatzen pfeifen's herunter: Umziehen soll der Bundespräsident mit seinem Büro in Kalenderwoche 28. Dann weht sie auf dem neuen Haus.

Deike Diening

»Meine Lebenserfahrung ist: Einsichten muss man sich erarbeiten.«

Frank-Walter Steinmeier, Bundespräsident

Feuerwehr für Reiche

Koalition Wirtschaftsministerin Katherina Reiche ist so unbeliebt wie kein anderes Regierungsmitglied. Jetzt poliert ein Krisenkommunikator ihr Image auf – für viel Steuergeld.

Katherina Reiche, 52, gibt derzeit auffällig viele Interviews, schreibt Gastbeiträge und lässt fleißig Videos in sozialen Medien teilen. Kürzlich nahm sich die Wirtschaftsministerin sogar drei Stunden Zeit, um in einem Podcast nicht nur über Gaskraftwerke und Stromnetze, sondern auch über ihre Familiengeschichte und ihren Glauben zu sinnieren.

Die plötzliche Charmeoﬀensive dürfte kein Zufall sein: Seit Februar lässt sich die CDU-Politikerin von der Werbeagentur Scholz & Friends und der Kommunikationsagentur FGS Global beraten. Eines ihrer Spezialgebiete: Imagekampagnen, auch für besonders schwere Fälle. Hauptverantwortlich für ihre Beratung ist Joachim Koschnicke, früherer Wahlkampfmanager von Angela Merkel und Partner in der Berliner Dependence der US-Beratungsfirma FGS Global. Oft wird er als eine Art Public-Relations-Feuerwehr gerufen, wenn die Reputation der Kunden schon übel ramponiert ist.

Tatsächlich ist es um das Ansehen von Reiche in der Bevölkerung nicht allzu gut bestellt: Im Ministerranking der Meinungsforscher von Ipsos liegt sie abgeschlagen auf dem 18. und damit letzten Platz. Ihr neuer Berater Koschnicke will zu seiner Arbeit für Reiche nicht zitiert werden: »Zu Mandaten und Kundenbeziehungen nehmen wir aus Vertraulichkeitsgründen grundsätzlich keine Stellung«, teilte er mit.

Der Jurist und Ökonom gilt seit Angela Merkels Kanzlerschaft als ihr Vertrauter; er war mitverantwortlich für die strategische Planung im Konrad-Adenauer-Haus und betreute ihren Wahlkampf 2017. Einer, der weiß, wie Macht in Berlin funktioniert. Zwischenzeitlich war er Cheflobbyist bei Opel und bewahrte den Autobauer im Skandal um manipulierte Diesel-Abgaswerte vor härteren Sanktionen.

Reiches Image aufzupolieren, könnte eine noch größere Aufgabe sein – doch Koschnicke glaubt offenbar, ihr gewachsen zu sein. Eitelkeit spiele dabei eine Rolle, sagen manche. Andere glauben, Koschnicke handle aus Überzeugung, weil er viele von Reiches politischen Positionen teile.

Von seiner Erfahrung könnte Reiche profitieren – vor allem wenn es darum geht, im komplexen Berliner Machtbetrieb Allianzen zu schmieden und Verbündete zu finden.

Denn beim Wahlvolk populär zu sein, ist für Politikerinnen wie Reiche das eine. Mindestens genauso wichtig für ihren Machterhalt ist ihr Ansehen in der Unionsfraktion, im einflussreichen CDU-Wirtschaftsrat, in der Regierung und nicht zuletzt im eigenen Ministerium.

An diesen Stellen gibt es viel zu tun. Ihre Beziehung zum Koalitionspartner SPD gilt als belastet, die zum eigenen Haus als schwierig: Anfang Juni wurde sie in einer Betriebsversammlung hart angegangen. Personalvertreter warfen ihr mangelnde Sensibilität im Umgang mit Mitarbeitern vor. Das fand seinen Weg in die Öffentlichkeit, einmal mehr gab es so negative Schlagzeilen für Reiche.

Inhaltlich steht Reiche unter Druck von vielen Seiten. Ihre Energiepolitik, nahe an den Interessen der Gasindustrie, stößt auf Widerstand. Wie die Bundesregierung mit ihr noch die gesetzlichen Klimaziele erreichen will: unklar. Selbst in der Energiebranche, in der Reiche bis zu ihrem Amtsantritt als Vorstandschefin von Westenergie arbeitete, geht man auf Distanz. RWE-Chef Markus Krebber bezeichnete einen ihrer Pläne

Politikerin Reiche:
Plötzliche Charmeoﬀensive



Hans-Christian Plambeck

gar als »absurd«: das Vorhaben, Betreibern neuer Ökostromanlagen die Entschädigung zu streichen, falls ihre Anlagen wegen überlasteter Netze zu oft abgeregelt werden müssen. Bei einem Treffen Ende Mai lehnten die Energieminister aller 16 Bundesländer – darunter 8 mit unionsgeführten Regierungen – diesen Plan geschlossen ab. Auch gegen Reiches neues Heizungsgesetz, ein zentrales Wahlkampfversprechen der Union, regt sich im Bundesrat massiver Widerstand.

Im Ministerium, kurz BMWe genannt, ist man dennoch überzeugt, inhaltlich gute Politik zu machen. Reiches Staatssekretärin Gitta Connemann sagte Anfang Juni, das BMWe liefere – dies werde nur »nicht immer gut kommuniziert und nicht immer gut wahrgenommen«.

Nun soll Berater Koschnicke es mit einem kleinen Team richten. Im Wirtschaftsministerium wird er inzwischen regelmäßig gesichtet und nimmt auch an Sitzungen teil.

Billig wird das alles nicht. Die Partner von FGS Global rufen nach Angaben von Insidern Stundensätze von bis zu 1000 Euro auf. Bis zu 2.217.600 Euro pro Jahr seien für die Beratung durch FGS und Scholz & Friends eingeplant, meldete das Finanzministerium an den Haushaltsausschuss. Der Vertrag läuft zunächst zwei Jahre und kann zweimal um maximal ein weiteres Jahr verlängert werden. Gesamtkosten von fast neun Millionen Euro wären möglich, auch wenn man bei FGS glaubt, den eigenen Anteil unter einer Million pro Jahr halten zu können. Obendrein gab das Ministerium seit Oktober 2025 weitere 142.250 Euro für externe Redenschreiber aus, nachdem Reiche alle internen abhandengekommen waren.

Das alles steht im Widerspruch zum Koalitionsvertrag, in dem Union und SPD die »Reduzierung der Ausgaben für externe Berater« vereinbart hatten. »Bei Alleinerziehenden, Familien und Studierenden wird gespart, Katherina Reiche leistet sich Luxusberater«, kritisiert die Grünenabgeordnete Sandra Detzer.

Dabei ist FGS nur Subunternehmer der Agentur Scholz & Friends – weil FGS nach Angaben eines Brancheninsiders schlicht keine Erfahrung mit öffentlichen Auftraggebern habe. Das Konstrukt hat eine pikante Folge: FGS Global gehört mehrheitlich der US-Investmentfirma KKR, die laut einem Bericht des britischen »Guardian« zu den weltweit größten Investoren in fossile Energien zählt.

Der Grünenabgeordnete Michael Kellner fragte deshalb im Ministerium nach, wie man die Unabhängigkeit von FGS bei der Beratung zu Fragen der Energiewende einschätze. Die Antwort von Reiches Staatssekretärin Connemann lautete sinngemäß: gar nicht. Eine »unmittelbare Vertragsbeziehung« bestehe schließlich nur mit Scholz & Friends – nicht aber mit Koschnickes FGS Global.

Markus Becker, Stefan Schultz, Gerald Traufetter **S**

Kraftwerk zu verschenken, nur Selbstabholer

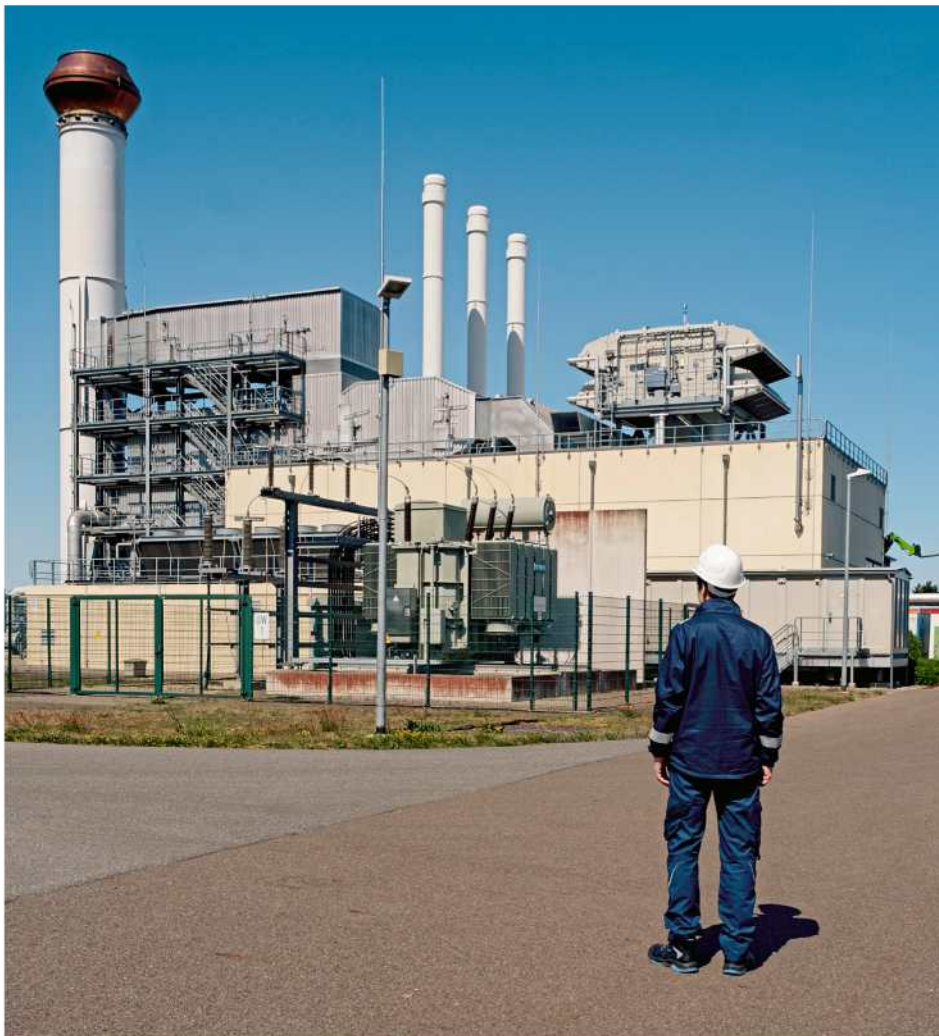
Energie Seit kein Gas mehr durch die Ostseepipeline fließt, steht ein Kraftwerk in Vorpommern still. Dann hatte der Betreiber eine Idee und die AfD ein politisches Thema.

Erik Kolstø hat ein Kraftwerk verschenkt. Der hochgewachsene Norweger steht an einem Freitag im Mai vor der Anlage in Lubmin, einer Gemeinde nahe Greifswald. Kolstø ist ein feinsinniger Mann, sein deutsches Lieblingswort ist »Werkstolz«. Und weil ihm Formulierungen wichtig sind, spricht er nicht von verschenken. Sondern von einer »Übertragung«. Er blickt auf das

Kraftwerk, das mal seine Anlage war. »Am Ende wird hier nur noch eine Wiese sein«, sagt er.

Das Kraftwerk ruht. Sein 100 Tonnen schweres Herz, eine Zweiwellen-Gasturbine, schlägt nicht mehr. Kein Lüftchen weht aus seiner Lunge, einem 32 Meter hohen Schornstein, kein warmes Wasser fließt durch seine Venen, dicke Leitungen, die das

Geschäftsführer Kolstø vor dem Kraftwerk: »Von Anfang an nicht wirtschaftlich«



russische Gas für das deutsche Netz erwärmen.

Das Kraftwerk soll umziehen. Der Empfänger zahlt Abbau und Umzug, aber sonst nichts. Die neue Heimat des Werks ist die Ukraine.

Manche sehen darin eine humanitäre Geste für ein Volk, das seit mehr als 1000 Tagen unter Kriegsfeuer steht. Andere sind wütend. »Wie viel Korn muss man eigentlich getrunken haben, um solche Politik zu machen?«, rief Leif-Erik Holm im Bundestag; der AfD-Abgeordnete will im September Ministerpräsident in Mecklenburg-Vorpommern werden. Sahra Wagenknecht schrieb, das sei »eiskalte Politik gegen das eigene Land«.

Warum macht Erik Kolstø das? Warum will seine Firma, die das Kraftwerk betreibt, ihr wertvollstes Objekt loswerden?

Wer sich dem Areal in Lubmin nähert, fährt an den mächtigen Blöcken des einstigen DDR-Atomkraftwerks Bruno Leuschner vorbei, das seit Jahrzehnten zurückgebaut wird. Das kostet Milliarden. Eine enttäuschte Hoffnung, genauso wie die Pipelines Nord Stream 1 und 2, die hier deutsches Festland erreichen und nun Bauruinen am Grund der Ostsee sind. 2022 gesprengt von einem ukrainischen Kommando, wie der SPIEGEL ausführlich recherchierte. Womöglich auf Geheiß staatlicher Stellen, davon geht der Bundesgerichtshof aus.

Die Sprengung veränderte vieles. Sie beendete auch das Geschäft von Erik Kolstøs Firma.

Kolstø führt in ein Bürogebäude und zeigt ein kleines Modell des Geländes. »IKG« steht über einem Bauwerk. So heißt Kolstøs Firma, die Industriekraftwerk Greifswald GmbH, und auch sein Kraftwerk. Er ist einer von zwei Geschäftsführern.

Das Kraftwerk hatte einen eindeutigen Zweck: Erdgas wurde aus Russland mit hohem Druck durch die mächtigen Rohre der Pipeline Nord Stream 1 gejagt, damit es die 1200 Kilometer lange Strecke zurücklegen konnte. In Lubmin musste der Druck sinken, um das Gas ins deutsche Netz einzuspeisen. Dazu brauchte man Wärme, und die lieferte das IKG.

Gas wurde verbrannt und damit eine gewaltige Turbine zum Drehen gebracht, sie trieb einen Generator an, Strom entstand, genug für bis zu 50.000 Haushalte. Die Abwärme wurde genutzt, um Wasser aufzuheizen, das zum kalten Gas geleitet wurde. Eine effiziente Kraft-Wärme-Kopplungs-Anlage (KWK) mit einer Leistung von 84 Megawatt also – in der Theorie.

»Das Kraftwerk war von Anfang an nicht wirtschaftlich«, sagt Kolstø vor dem Modell. Man habe für das Pipelinegas weniger Wärme gebraucht als gedacht. Das Kraftwerk sei selten gelaufen, selbst als das russische Gas noch floss. Stattdessen wurden drei gewaltige Gasheizkessel genutzt, die auch auf

dem Gelände stehen. Für Nord Stream 2 habe man gleich auf eine solche KWK-Anlage verzichtet.

Kolstø führt raus aus dem Büro, rein in eine Halle. Es rauscht. »Die Belüftung«, sagt Kolstø. »Damit keine Kondensate entstehen«, die Anlage soll nicht rosten.

Der Abbau hat schon begonnen. Am Boden liegen eine Brenngasschiene, Zähler, Wasserklappen, ein Turbinenträger. In der Hülle des Werks klaffen große Löcher, dort, wo einst das Warmwasser zur Pipeline gebracht wurde. »Die Systemtrennung hat begonnen«, sagt Kolstø. Sein Kraftwerk geht vom Netz.

Den Rest machen die Abnehmer. Sie werden einen Zaun um die Anlage errichten, ein Tor bauen. Der Schornstein, 32 Meter hoch, soll im Ganzen weggeschafft werden, auf einem Schiff vielleicht. Die Turbine, 100 Tonnen schwer, passt auf einen Schwerlast. »Es ist eine Herausforderung«, sagt Kolstø. Ein ganzes Bauwerk dieser Größe zu versetzen, das auf einer Fläche von 2500 Quadratmetern steht, das gab es nicht oft. Aus Dortmund zog ab 2002 ein Stahlwerk nach China um, in 4000 Seecontainern.

Die Öffentlichkeit erfuhr von der Sache aus dem »Nordkurier«. Die Zeitung berichtete über eine E-Mail des Lubminer Bürgermeisters Axel Vogt, einst in der CDU, inzwischen parteilos. Er ist zugleich Chef des Industriehafens nahe der Anlage. In dem Schreiben an Bürgermeisterkollegen und Gemeindevertreter warnte er davor, das Projekt könne »politisch instrumentalisiert« werden. Von den beteiligten Firmen habe er vergebens eine »öffentliche Kommunikationsstrategie« gefordert.

Kolstø sagt, man habe die Verantwortlichen in der Region stets informiert. Doch selbst das Schweriner Wirtschaftsministerium will die Sache mit dem Kraftwerk erst aus der Presse erfahren haben. So lässt sich leicht der Eindruck erwecken, man wollte etwas geheim halten. Von einem »Agenten-Krimi« schrieb der »Nordkurier« gar. Ein örtlicher Unternehmensvertreter beklagte, man wäre gern gefragt worden.

Axel Vogt, seit 2009 Bürgermeister in Lubmin, erlebte so manches Großprojekt. Als das russische Gas noch floss, habe er bis zu 2,75 Millionen Euro Gewerbesteuer bekommen, rund ein Drittel seiner Gesamteinnahmen. Er sagt: »Meine Bürger verstehen nicht, warum wir das Kraftwerk ausgerechnet an die Ukraine verschenken.«

In Mecklenburg-Vorpommern blicken die Menschen wie überall im Osten skeptischer auf die Hilfe für die Ukraine als in anderen Teilen Deutschlands. Hier wünschen sich etliche eine Rückkehr zu russischem Gas. Die AfD weiß das für sich zu nutzen. Sie trug das Thema in den Bundestag und in den Landtag, will erreichen, dass das



Bürgermeister Vogt in Lubmin:
»Ausgerechnet an die Ukraine«

Kraftwerk bleibt. Im Kreistag Vorpommern-Rügen stimmte die CDU einem Dringlichkeitsantrag der Partei zu.

Wenn man fragt, wie es zu dieser »Übertragung« kam, wird Kolstø einsilbig. Wer den Einfall hatte, sagt er zum Beispiel nicht.

Aber nachdem die Russen die Ukraine überfallen und die Gaslieferungen eingestellt hatten, hat das Werk seine Funktion ganz verloren. Anderthalb Jahre lang habe man nach einem Käufer gesucht, sagt Kolstø. Das Kraftwerk sei kein Standardprodukt. »Es ist, als würden Sie einen gebrauchten Maßanzug anbieten«, sagt er. Eine Handvoll ernsthafte Interessenten habe es gegeben. Gekauft habe niemand. Wohl auch weil Abbau und Abtransport Millionen kosten.

2024 entschied die IKG, die Anlage endgültig stillzulegen, und zeigte das an. Der Stromnetzbetreiber 50Hertz prüfte, ob sie systemrelevant ist, so will es das Gesetz. Ob sie also bei einem Engpass gebraucht wird, um das Stromnetz zu stabilisieren. Wird sie nicht. Die Bundesnetzagentur sah das genauso. »Wir wollten die Anlage verschrotten«, sagt Kolstø. Sein Aufsichtsrat war nicht begeistert. Man kam auf die Idee mit der Ukraine. In den Jahren 2023 und 2024 hät-

Ab dem kommenden Jahr könnte das Kraftwerk in der Ukraine Zehntausende Menschen mit Wärme und Strom versorgen.

ten viele Energieunternehmen Material wie Trafos an die Ukraine geliefert.

Der staatliche Energiekonzern dort, Naftogaz, wird die Anlage übernehmen. Es gibt einen Vertrag, in dem sei jedes Teil festgehalten, das die Ukraine bekomme, sagt Kolstø.

Seine Firma IKG gehört zu 51 Prozent der bundeseigenen Sefe. Das Unternehmen hieß mal Gazprom Germania und war der deutsche Ableger des russischen Konzerns. Nach der Invasion der Ukraine 2022 übernahm der Staat die Firma. Die Bundesrepublik ist also an der IKG beteiligt, dennoch ist es eine Entscheidung des Unternehmens, was aus dem Kraftwerk wird.

Aus dem Sefe-Geschäftsbericht lässt sich grob ableiten, dass das Kraftwerk 2022 noch einen Buchwert von etwa neun Millionen Euro hatte. Inzwischen ist es abgeschrieben und steht mit null Euro in den Büchern. Also ist es auch betriebswirtschaftlich sinnvoll, die Anlage der Ukraine zu überlassen. »Wir haben dadurch keinen wirtschaftlichen Nachteil«, sagt Kolstø. Das soll heißen: An Selbstabholer zu verschenken, ist günstiger, als selbst zu verschrotten.

An dem Umzug sind mehrere Firmen aus der Ukraine und Polen beteiligt. Eine Firma aus Aserbaidschan, spezialisiert auf Turbinen, fungiert als Generalunternehmer. Der Umzug soll im Juni beginnen und bis 2027 dauern. Ab dem kommenden Jahr könnte das Kraftwerk in der Ukraine Zehntausende Menschen mit Wärme und Strom versorgen. Kolstø sagt: »Jede Energiekomponente wird dort dringend gebraucht.«

Das Land setzt auf kleine Anlagen für eine dezentrale Versorgung, die sich leichter schützen lassen, etwa mit einem Drohnennetz. Der ukrainische Botschafter in Deutschland, Oleksij Makejew, sagt, die Anlage könne der Stromversorgung in Städten dienen, deren Netze Russland »gezielt zerstört« habe. In diesem Winter seien Millionen Menschen ohne Strom geblieben. Wo das Kraftwerk genutzt werden soll, sagt der Botschafter nicht; Naftogaz ließ eine Anfrage unbeantwortet. Auch Kolstø sagt dazu nichts Konkretes und begründet das mit der Sicherheit.

Die AfD behauptete, wenn das Kraftwerk weg sei, entfalle auch die Möglichkeit, später wieder russisches Gas zu bekommen. »Wirtschaftspolitische Vandalismus« sei das, schimpfte der AfD-Bundestagsabgeordnete Enrico Konning. In seinem Wahlkreis liegt die Anlage.

Dass irgendwann wieder russisches Gas durch die Pipelines fließt, ist unwahrscheinlich. Falls doch, kann Kolstø die Kritiker beruhigen. Für Nord Stream 1 brauche man das Kraftwerk nicht, sagt er. Die drei Kessel auf dem Areal reichten aus, um das Gas vorzuwärmen. Sie bleiben.

Jean-Pierre Ziegler

Ersatzeltern für Systemsprenger

Sucht Ihr Job gilt in der Psychiatrie als schwierig: Betreuer und Therapeutinnen geben Einblick in den Alltag mit jungen Drogenabhängigen.

»Hier steht noch viel Zeug auf dem Tisch, die Küche ist auch noch nicht fertig. Und die Stühle ranschieben, bitte!« Marilyn Vay sagt es laut und zu niemandem direkt. Die 44-Jährige klingt streng, aber nicht genervt. Die meisten Jugendlichen sind schon aufgestanden, um vor der Tür zu rauchen. Eine Patientin sitzt noch am Tisch, sie erhebt sich und räumt die letzten Tassen ab.

Es ist ein Montagabend im April auf der Suchtstation für Jugendliche im Klinikum am Weissenhof. Die psychiatrische Facheinrichtung liegt zwischen Feldern und einem Autobahnkreuz, eine Viertelstunde östlich von Heilbronn. Fast 600 Menschen jedes Alters, die psychisch erkrankt sind, können hier unterkommen. Zehn Plätze sind für drogenabhängige Patientinnen und Patienten zwischen 14 und 18 Jahren reserviert.

Zehn Betten für zehn Jugendliche. Platz für zehn Geschichten. »Das sind gerade so viele, dass es hier noch familiär zugeht«, sagt Marilyn Vay, eine der beiden Leiterinnen der Station.

Gleichzeitig sind zehn Betten wenig.

Bundesweit bieten rund 20 Kliniken einen fachlich fundierten Entzug speziell für Kinder und Jugendliche an, das sind etwa 200 Plätze. Der Bedarf aber scheint sehr viel größer, auch wenn es keine genauen Daten darüber gibt, wie viele junge Menschen abhängig sind. In einer Befragung gab 2020 mehr als jeder zehnte 12- bis 18-Jährige an, einen gestörten Umgang mit süchtig machenden Substanzen zu haben. Das wären mehr als eine halbe Million Minderjährige.

Auf der Warteliste für die Suchtstation im Klinikum am Weissenhof stehen derzeit knapp 20 Jugendliche, die voraussichtlich erst in drei bis vier Monaten eine Entgiftung antreten können. Drei bis vier Monate, in denen sie wahrscheinlich weiter Drogen nehmen, in denen sie noch abhängiger werden, schlimmstenfalls sterben.

Die mangelnden Kapazitäten sind ein Problem, zumal es in vielen Fällen nicht bei einem einzigen Entzug bleibt. Jeder fünfte Patient einer stationären Suchthilfeinrichtung beendet seine Behandlung nicht. Und wer die neun Wochen Entgiftung und Therapie auf der Suchtstation bei Heilbronn durchhält, ist danach noch lange nicht clean. Mindestens jeder Zweite werde danach rückfällig, sagt Stationsleiterin Vay.

Oft handeln Berichte über Sucht von jenen, die an ihr erkrankt sind. Dieser Artikel

soll davon handeln, wie es denen geht, die täglich mit Süchtigen arbeiten. Die mit dem Mangel konfrontiert sind, mit fehlenden Ressourcen und knappen Kassen. Und mit jungen Menschen, die gegen ihre Sucht kämpfen. Denen sie im besten Fall helfen können, denen sie aber auch häufig beim Scheitern zuschauen müssen. Was treibt sie an? Was gibt ihnen Kraft? Wie gehen sie mit Krisen und Rückfällen um?

Auf der Entzugsstation mit dem Namen »JADE – Jugend auf drogenfreiem Erfolgskurs« im Klinikum am Weissenhof kümmern sich rund 20 Betreuer, Therapeutinnen und eine Ärztin um die Jugendlichen. Der SPIEGEL hat sie an einem Nachmittag und einem Vormittag begleitet. Die Reportage ist Auftakt des Rechercheprojekts »Zwischen Rezept und Rausch«. Der SPIEGEL und das Medienhaus Correctiv haben sich vorgenommen, ein Lagebild zum Drogenmissbrauch in ganz Deutschland zu erstellen.

Nic Sturm, 28 Jahre, Betreuer: »Ich habe am Tag 300 Autos zusammengebaut. Das hat sich nicht schön angefühlt«

Halb vier am Montagnachmittag, in der Turnhalle findet Gruppensport statt. Zwischen den sechs Jugendlichen, die einen Ball über eine Matte pritschen sollen, steht Nic Sturm. Der Betreuer trägt Sportklamotten, die langen Haare hat er zu einem Zopf gebunden. Die Matte versperrt seinem Team

die Sicht, auch er ahnt nur, von wo der nächste Pass angefliegen kommt.

»Herr Sturm« nennen sie ihn hier. Der 28-Jährige wirft sich auf den Boden, erreicht gerade noch den Ball. »Safe, ich lieb's!«, ruft er. »Es macht so tolle Glücksgefühle, dass ich ihn gefangen habe!« Er ruft es etwas zu laut und zu begeistert, als wollte er den Jugendlichen dringend vormachen, dass man auch ohne Drogen eine gute Zeit haben kann.

Sturm absolvierte nach der Schule eine Ausbildung zum Fertigungsmechaniker und stand danach vier Jahre lang bei einem Autohersteller am Band, so erzählt er es. »Ich habe am Tag 300 Autos zusammengebaut und reiche Leute nur noch reicher gemacht. Das hat sich nicht schön angefühlt.«

Er kündigte und begann eine zweite Ausbildung zum Jugend- und Heimerzieher. Er habe sich in seiner Jugend selbst lange »anders gefühlt«, jeden Tag mehrere Stunden »gezockt« und sich von seiner Umwelt »isoliert«. Die Erfahrung helfe ihm jetzt dabei, sich auf seine Patienten und Patientinnen einzulassen.

Im Geräteraum sitzt eine Jugendliche auf der Bank, abweisend, blass. Sie fragt, ob sie zurück auf die Station gehen könne, als Sturm in einer Pause nach ihr schaut. Er lehnt sich erst mal an den Durchgang zum Geräteraum, schaut zur Decke, dann wieder zu der Patientin. »Lass mich kurz nachdenken«, sagt er. Mit seiner Antwort lässt er sich bewusst Zeit, so wird er es später erklären.

»Es war ausgemacht, dass du es probierst.« Die Jugendliche reagiert trotz. »Ich hab's Ihnen vorher gesagt, wenn es nicht geht, dann geht's halt nicht! Ich geh' jetzt gleich allein zurück!«

Sturm erlaubt ihr schließlich zu gehen, begleitet von einer Kollegin. »Sie ist gerade nur mit sich und ihren Gefühlen beschäftigt«, sagt er, als sie die Turnhalle verlassen hat. »Sie will etwas unbedingt und hat in diesem Moment keinen Zugriff auf ihr logisches Denken.« Seine Aufgaben seien: ruhig bleiben. Das Mädchen darin bestärken, dass es für sich sorgen will. Sich jedoch nicht erpressen lassen. Und die Gruppe im Blick behalten. Wenn eine geht, wollen die anderen vielleicht auch los.

Zu Hause, erzählt er, bewahre er etwa ein Dutzend Zettel auf, die ihm Jugendliche zum Abschied geschrieben haben, um ihm zu danken. Wie viele von ihnen wieder Drogen nehmen, wisse er nicht. Er möchte darüber auch nicht so lange nachdenken. Er wolle sich lieber auf die Patienten konzentrieren, mit denen er gerade arbeite. »Der Fokus liegt für mich darauf, was jetzt ist«, sagt er.

Julia Eisenhardt, 43 Jahre, Psychotherapeutin und Stationsleiterin: »Wir beeltern unsere Jugendlichen nach«

Es ist Montagabend. Die Jugendlichen haben gemeinsam gegessen und vor der Tür

Unterstützen Sie unser Rechercheprojekt



Sind Sie selbst betroffen, haben Sie Angehörige mit Suchtproblemen – oder arbeiten Sie mit suchtkranken Jugendlichen und jungen Erwachsenen? Dann freuen wir uns, wenn Sie sich an unserem Rechercheprojekt »Zwischen Rezept und Rausch« beteiligen. Den dafür konzipierten Fragebogen finden Sie über den QR-Code.



1



2



3

1 | Patientin im Klinikum am Weissenhof 2 | Betreuer Sturm mit Patienten 3 | Stationsleiterinnen Vay, Eisenhardt

geraucht, was sie zu festen Zeiten siebenmal am Tag dürfen. Die Zigaretten bekommen sie einzeln ausgehändigt, ein Entzug von allen Drogen auf einmal wäre zu viel.

Nun entspannen einige auf den Sofas im Aufenthaltsraum. Sie reden darüber, dass einem Jungen heute beim Sport das Hosenbein eingerissen ist und dass sich die Welt für eins der Mädchen gerade anfühlt wie ein Videospiel.

Auf dem Sofa sitzt auch Julia Eisenhardt. Die Psychologin arbeitet seit zwölf Jahren als Psychotherapeutin in der Klinik. Seit 2020 leitet die 43-Jährige mit Marilyn Vay die Suchtstation, in allen wichtigen Fragen stimmen sich die beiden eng ab.

»Ich habe Bauchschmerzen«, sagt eine Patientin. »Tut es die ganze Zeit weh, oder kommt es in Wellen?«, fragt Eisenhardt. »Die ganze Zeit. Auch schon gestern.«

Zur Stationsärztin ist das Mädchen damit noch nicht gegangen. »Mensch!«, schimpft Eisenhardt freundlich mit ihr. »Ich vergess' immer, die wichtigsten Dinge anzusprechen«, sagt das Mädchen. Eisenhardt tröstet sie: »Du hast halt so viele wichtige Dinge.«

»Wir beeltern unsere Jugendlichen nach.« So beschreibt die Therapeutin das, was sie da tut. In den Jahren der Sucht, aber auch davor hätten die meisten Patientinnen und Patienten Erfahrungen und Entwicklungsschritte verpasst. Einen Trotzanfall zu bekommen und damit nicht alleingelassen zu werden, zum Beispiel. Sehr wütend oder enttäuscht zu sein und das aushalten zu können.

Oder eben auch, sich Hilfe zu holen, wenn man Bauchschmerzen hat.

Eisenhardt ist deshalb nicht nur Therapeutin und Stationsleiterin, sondern jeden Tag auch ein bisschen Mutter. Was nicht bedeutet, dass sie den Jugendlichen ihre Wäsche hinterherträgt oder sie ermahnt, ihre Betten zu machen. Es geht vielmehr darum, eine Beziehung zu ihnen aufzubauen und ihr Vertrauen zu gewinnen. In schlechten Momenten für sie da zu sein, sich jedoch nicht alles gefallen zu lassen.

Auf der Station geht es vertraut zu, ein wenig wie in einer Familie oder in einer WG. Für die, die dort arbeiten, birgt das Herausforderungen. Sie müssten sich vor zu viel Nähe schützen und dürften nicht dem Glauben verfallen, ein Kind im Alleingang »retten« zu können, sagt Eisenhardt. »Das schaffen wir höchstens im Team, und selten im ersten Anlauf.«

Die Suchtstation sei innerhalb der Psychiatrie keine beliebte Arbeitsstelle, sagt Eisenhardt. Hier verhielten sich die Patientinnen und Patienten am ehesten respektlos, rebellisch, verweigernd. Sie selbst habe das nie abgeschreckt: »Es macht mir Spaß zu überlegen, wie ich sie dazu bringe, mit uns zu kooperieren.«

Das klappt oft, aber nicht immer. Es gebe Patienten, die sich an keine Regeln hielten,

die andere Jugendliche anstifteten und das Team spalteten. »Dann müssen wir aufpassen, dass wir hier nicht alle ausbrennen«, sagt Eisenhardt. Vorher müssten sie den Jugendlichen wegschicken, etwa alle zwei Monate komme das vor.

Eisenhardt hat auch mit Eltern zu tun, die verzweifelt und erschöpft sind. Die ihr Kind abgeben und danach geheilt zurückhaben wollen. »Nach dem Motto: »Bei den Jugendlichen ist eine Schraube locker, und wir drehen sie wieder fest! ... Es wäre schön, wenn es so einfach wäre. Doch die Wochen bei uns sind höchstens ein Anfang.«

Sie sagt Müttern und Vätern, dass ihr Kind an seiner Sucht sterben könne. »Und gleichzeitig rate ich ihnen loszulassen. Wenn Eltern die Schulden ihrer Kinder bezahlen und sie zu Hause konsumieren lassen, wieso sollten sie dann aufhören?«

In ihrer Freizeit trainiere sie den israelischen Kampfsport Krav Maga, erzählt Eisenhardt, um Stress abzubauen.

Und sie habe gelernt, sich über kleine Erfolge zu freuen: Neulich habe ein Jugendlicher seine Behandlung nach vier Wochen abgebrochen. »Wenigstens ist er nicht abgehauen, wie aus anderen Einrichtungen zuvor.« Auch wenn jemand rückfällig geworden ist und ein weiteres Mal aufgenommen werden möchte, sieht sie das nicht als Niederlage: »Es heißt doch, dass es bei uns nicht so schrecklich war.«

Ulrike Sartorius, 67, Betreuerin: »Die Jugendlichen fordern ständig unsere Aufmerksamkeit ein«

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück betritt Oskar die Suchtstation. Er ist etwa 34 Zentimeter groß und hier ein Star. »Er ist sooooo süß«, flötet eine 14-jährige Patientin, die sich zu dem Zwergschnauzer hinunterbeugt, um ihn zu streicheln.

Oskars Besitzerin heißt Ulrike Sartorius, ist 67 Jahre alt und qualifiziert in Tiergestützter Intervention, kurz TGI. Eine zierliche Frau mit fester Stimme und geschnürten Stiefeln, die grauen Locken zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie reicht der Jugendlichen die Leine und die Bauchtasche mit den Leckerlis, und alle drei gehen nach draußen in den Park, der die Gebäude der Klinik umgibt.

Seit 2019 bietet Sartorius in der Kinder- und Jugendpsychiatrie die Tiergestützte Intervention an. Mit ihren eigenen Hunden, dem Zwergschnauzer Oskar und einem großen Hund namens Erec, der sein Kinn auf jedem Tisch ablegen kann.

Die Patientin, mit der sie heute unterwegs ist, hat sich immer Oskar gewünscht. Um Weihnachten herum wurde sie von der Polizei am Stuttgarter Bahnhof aufgelesen und



Betreuerin Sartorius (l.):

»Wenn ihr Probleme habt, kommt zu uns«

eingeliefert, sie kam zunächst auf die Station für akute Krisenfälle.

Dort habe sie das Mädchen zum ersten Mal mit Oskar besucht, erinnert sich Sartorius. Die Patientin habe neben dem Hund gesessen und ihn gestreichelt, ein Spaziergang sei noch nicht möglich gewesen. Wegen Flucht- und Suizidgefahr, aber auch aufgrund der starken Entzugssymptome. »Von Woche zu Woche geht es mit ihr bergauf, sie kann sich besser konzentrieren und auf den Hund einlassen«, sagt Sartorius.

Sie habe oft Kinder und Jugendliche erlebt, die wenig Nähe zulassen konnten, die angespannt, frustriert oder schnell abgelenkt gewesen seien, und die dann wie versunken einen ihrer Hunde gekrault hätten, als wäre plötzlich alles gut. Die unvermittelt von sich und ihren Sorgen erzählt hätten, weil sie sich leichter öffnen könnten, wenn Oskar oder Erec dabei seien. In solchen Momenten liebe sie ihren Job.

Sartorius hat ihre Arbeitszeit vor zwei Jahren von 80 auf 30 Prozent reduziert, weil sie nicht ganz in Rente gehen wollte. Der Beruf sei zwar anstrengend, bereite ihr aber immer noch viel Freude.

Herausfordernd sei das ständige Zur-Verfügung-Stehen. »Es ist uns allen wichtig, dass wir den Jugendlichen vermitteln: Wenn ihr Probleme habt, kommt zu uns«, sagt Sartorius. Das helfe, Mobbing und andere Konflikte besser zu erkennen und zu entschärfen. »Aber dadurch steht die Tür zu unserem Stationszimmer immer offen, und die Jugendlichen wenden sich häufig an uns.«

Seit sie weniger arbeite, habe sie mehr Zeit, um sich um ihre Pferde zu kümmern und mit ihren Hunden das Mantrailing zu üben, also das Aufnehmen menschlicher Fährten. Und wenn jemand auf der Station

ausfalle, habe sie die Zeit und Energie, um flexibel einzuspringen.

Christian Grillo, 26, Betreuer: »An schlechten Tagen raucht mein Kopf«

Am Dienstagmittag findet eine Übergabe statt. Die Betreuerinnen und Betreuer, die heute eingeteilt sind, haben die Glastür zu einem Gruppenraum hinter sich geschlossen, um ungestört sprechen zu können. Wer hat schlecht geschlafen, wer ist heute schon ausgerastet, wer entwickelt sich gut? Ein neuer Junge ist aufgenommen worden: 17 Jahre alt, Konsum fast täglich, Cannabis und ein süchtig machender Hustensaft.

Christian Grillo macht sich Notizen, schüttelt zwischendurch den Kopf, reibt sich die Augen. »An schlechten Tagen raucht mein Kopf«, sagt er, »weil ich so viel mitdenken muss.« An guten Tagen habe einer der Patienten einen »Aha-Moment« und entscheide sich zum Beispiel dafür, sich nach der Entgiftung weiter therapieren zu lassen.

Grillo ist ein eher stiller Typ. Er trägt ein kariertes Hemd, die Haare sind an den Seiten rasiert und auf dem Kopf nach hinten gestylt. Er habe sich nach der Schule bei der Bundeswehr und beim Zoll beworben, »das hat zum Glück nicht geklappt«, sagt er. Mit den Jugendlichen zu arbeiten, mit ihnen zu scherzen, sie abzulenken, mit ihnen Ausflüge zu unternehmen oder das Einkaufen zu üben, mache ihn zufrieden.

Viele von ihnen fühlten sich als Außenseiter in der Schule, und sie hätten Eltern, die selbst überfordert, abhängig oder psychisch instabil seien. »Ich musste mit 14 Jahren um neun Uhr abends zu Hause sein«, erinnert sich Grillo. »Von den Jugendlichen hier höre ich oft, dass sie solche Grenzen nie gesetzt bekommen haben.«

Die Suchtgeschichten seien in den fünf Jahren, in denen er hier arbeite, »heftiger« geworden. Damit meint er mehr sogenannte Systemsprenger, die schon aus verschiedenen Maßnahmen herausgefliegen seien, mehr Mischkonsum, längere Schulabstinenz. »Ich finde es ein gutes Zeichen, wenn Jugendliche mehrmals einen Entzug bei uns machen. Wenn sie das nächste Mal kommen, sind sie schon weiter darin, sich eine Zukunft ohne Drogen vorzustellen.«

Manche seiner ehemaligen Patienten meldeten sich nach ihrer Behandlung und berichteten, dass es ihnen jetzt besser gehe. Einen jungen Mann treffe er hin und wieder per Zufall, berichtet Grillo. Er habe früher viel Alkohol getrunken, sich geprügelt, sich beinahe suizidiert. Jetzt sei er 22 Jahre alt und habe seine Ausbildung zum Logistiker fast beendet. »Eine starke Krise hatte er schon länger nicht mehr.«

Solche Fälle, sagt der Betreuer, gäben ihm Hoffnung.

Heike Klovert

Lukrative Doppelrolle

Verbände Verena Bentele führt den Sozialverband VdK. Doch der Landesvorstand in Bayern möchte den Ex-Paralympics-Star als Chefin loswerden.

Das Gespräch mit dem SPIEGEL führt Verena Bentele in einer Münchner Anwaltskanzlei. Nicht etwa in der Zentrale des Sozialverbands VdK Bayern, keine zwei Kilometer entfernt. Denn dort herrscht gerade dicke Luft.

Die VdK-Landesvorsitzende hat sich heillos mit dem Landesvorstand überworfen. Das Leitungsgremium hat die Chefin zum Rücktritt aufgefordert, mit einer Mehrheit von acht zu zwei Stimmen. Dagegen stimmen nur Bentele selbst und der Landesschatzmeister, ihr Vertrauter, der ebenfalls abberufen werden soll.

Inzwischen ist der interne Konflikt öffentlich eskaliert. Beide Seiten haben Stellungnahmen verbreitet, Bentele hat einen renommierten Medienanwalt eingeschaltet. Es geht für sie jetzt um ihren Job und ihren Ruf.

Verena Bentele, 44, ist die wohl bekannteste Soziallobbyistin Deutschlands. Von Geburt an blind, gewann sie zwölf Goldmedaillen bei den Paralympics, im Biathlon und im Langlauf. Nach ihrer Karriere im Sport wurde sie Behindertenbeauftragte der Bundesregierung. 2018 wechselte sie als Präsidentin zum VdK, den Landesvorsitz in Bayern übernahm sie 2023 zusätzlich. Bentele ist Mitglied der SPD, duzt sich mit Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier.

Der VdK wiederum gehört mit seinen mehr als zwei Millionen Mitgliedern bundesweit zu den großen Akteuren in der Sozialpolitik. Bentele ist das Gesicht ihres Verbands, in Bund und Land. Sie sitzt in Talkshows, spricht über Inklusion, über das Ehegattensplitting, über die Gesundheitsreform. Eine Kämpferin für die Schwachen.

Doch folgt man ihren Kritikern, tritt Bentele als Chefin ganz anders auf.

Im Mai verschickte der VdK-Landesvorstand in Bayern einen sechsseitigen Brief an die rund hundert Mitglieder des Landesausschusses, eines wichtigen Entscheidungsorgans des Verbands. Das als »höchst vertraulich« gekennzeichnete Schreiben liegt dem SPIEGEL vor.

Dort ist unter anderem von »einseitigen Personalmaßnahmen« und »Druckausübung gegen Mitarbeitende« die Rede. Bentele habe versucht, den Verband »so umzubauen, dass er ihr Instrument ist«. In der Bundesgeschäftsstelle in Berlin gebe es eine hohe Mitarbeiterfluktuation, und bei einer Personalie in Bayern habe sich die Chefin besonders fragwürdig verhalten: Bentele habe versucht, den stellvertretenden Landesge-

schaftsführer aus dem Amt zu drängen, unter »Aufstellungen von Falschbehauptungen«.

Die Mehrheit des Landesvorstands fühlt sich laut dem Schreiben »belogen und hintergangen«. Das Verhältnis sei »nachhaltig und unwiederbringlich gestört«. Es gehe »nicht nur um Stilfragen, sondern um konkrete Pflichtverletzungen«, präzisierte der VdK Bayern in einem Statement.

Bentele weist die Vorwürfe zurück und bezeichnet den Konflikt als »Diskussion darüber, in welche Richtung sich der VdK Bayern entwickeln sollte«. In Berlin verfüge man über eine »gut aufgestellte Geschäftsstelle«. Zur Personalie in Bayern sagt sie, sie habe »ein vertrauliches Gespräch ohne eine Entscheidung, ohne personelle Konsequenzen« geführt.

Die Sichtweisen prallen hart aufeinander. So erklärt etwa Hermann Imhof, stellvertretender Vorsitzender des VdK Bayern und Ex-CSU-Landtagsabgeordneter: »Der Verband und der Landesvorstand werden durch demokratische Mehrheitsentscheidungen geführt, wie es eine professionelle und moderne Verbandsführung vorsieht. Alleingänge passen nicht in diese Kultur.«

Bentele wiederum beschreibt sich im Gespräch mit dem SPIEGEL als Mannschafts-

Lobbyistin Bentele:
Kampf mit harten Bandagen



Theo Klein / epd-bild / picture alliance

spielerin: »Ich bin als ehemalige Leistungssportlerin zielorientiert und gut darin, in Teams zu arbeiten.«

Gekämpft wird mit harten Bandagen: So behauptet Bentele, als Folge des Streits habe ihre Assistentin die Landesgeschäftsstelle verlassen müssen, ihr als blinder Vorsitzender habe man so die Unterstützung entzogen. Der übrige Vorstand betont, die Assistenz stehe ihr nach wie vor zur Verfügung. Man verwahre sich auch gegen Anwürfe, im Landesvorstand seien nur »alte weiße Männer« vertreten, »die junge, ehrgeizige Frauen« an der Karriere hindern wollten.

Es geht wohl auch ums Geld. Bentele bezieht zwei Gehälter, eines vom VdK Bayern, eines vom Bundesverband, eine Konstruktion, die Bentele bestätigt. Laut Brief des Landesvorstands handelt es sich um »zwei gut bezahlte Dienstverträge«. Nach SPIEGEL-Informationen soll sie im Jahr deutlich sechsstellig verdienen, ungefähr wie eine Staatssekretärin im Bund.

Auf Nachfrage nennt Bentele keine Summen, betont aber: Ihre Bezüge seien von den Gremien abgesegnet worden. Und: »Die Höhe der Bezüge passt absolut zur jeweiligen Gehaltsstruktur in den Verbänden.«

Der Konflikt ist heikel für eine Organisation, die sich als Anwältin der kleinen Leute präsentiert. Die Kernaufgabe des VdK besteht darin, durch persönliche Rechtsberatung für seine Mitglieder Verbesserungen etwa bei der Rente oder bei den Sozialversicherungen zu erreichen.

Obwohl der Verband mehrere Hundert Angestellte hat, wird die Organisation im Wesentlichen von Ehrenamtlichen getragen. Auch Benteles Vorgängerin im Bund und in Bayern, Ulrike Mascher, eine ehemalige SPD-Staatssekretärin, bezog kein Gehalt.

Nun sorgt man sich im Verband um das eigene Bild. »Was ist denn da bei euch los?«, so werde er beim Sport oder in der Kirche bereits angesprochen, berichtet Hans-Josef Hotz, ehrenamtlicher VdK-Landesvorsitzender in Baden-Württemberg.

»Verena Bentele hat mit ihrer Medienpräsenz dafür gesorgt, dass der Verband bekannter geworden ist«, sagt Hotz. Für ihre Arbeit im Bund werde sie satzungskonform entlohnt. »Das ist ein Gehalt, für das man den ganzen Tag arbeiten muss.« Dass sie in Bayern zusätzlich Gehalt bekomme, sei ihm aber neu.

Bayern stellt mit 850.000 Mitgliedern den mächtigsten Landesverband im VdK. Bentele soll eigentlich mindestens bis 2027 amtieren. Doch nun könnten die Bayern ihre Frontfrau vorher absetzen.

Am 19. Juni trifft sich der Landesausschuss. Zur Diskussion vorgesehen: ein mögliches Verfahren zur Abberufung der Vorsitzenden.

Jan Friedmann

Die vermisste Deutsche aus den Epstein-Akten

Justiz Vor elf Jahren verschwindet eine junge Frau spurlos. Jetzt taucht ihr Name in den Epstein-Akten auf. Ihre Familie fragt sich: Was ist mit Michele passiert?

Jonas sagt, er erinnere sich nicht genau, an welchem Tag seine Schwester verschwand. Irgendwann Anfang September 2015 habe Michele ihren Koffer genommen und sei gegangen. Sie habe nicht gesagt, wo sie hinwolle, und auch nicht, wie lange sie weg sein werde, »aber das war normal«. Michele, damals 22 Jahre alt, war viel unterwegs, und selten erzählte sie ihrer Familie, wo sie hinfuhr. »Deshalb habe ich mir keine Gedanken gemacht«, sagt Jonas, der eigentlich anders heißt. Michele würde schon wieder

auftauchen, in einer Woche, spätestens in zwei. So sei es immer gewesen, wenn sie verreiste.

Dieses Mal nicht.

Ein Monat verging. Micheles Familie wandte sich an die Polizei und zeigte ihr Verschwinden an – doch die Beamten erklärten, man könne kaum etwas tun. Michele sei volljährig und dürfe gehen, wohin sie wolle: Eine aktive Suche sei erst möglich, wenn man Hinweise auf eine Straftat habe. Dass Michele sich seit Wochen nicht meldete, ob-

wohl sie das sonst immer getan habe, genügte den Beamten nicht.

Die Familie kontaktierte Micheles Freunde, aber niemand hatte etwas gehört. Ihr Handy war kaputt und lag zu Hause. Die Polizei sah keinen Grund, Micheles Spur intensiver zu verfolgen. Ein Jahr verstrich. Dann noch eins.

Micheles Eltern und Brüder wussten nicht, was sie noch tun sollten, und irgendwann, sagen sie, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu hoffen, dass Michele von selbst wieder auftaucht.

Und das tat sie. Aber anders als gedacht.

Ab Dezember 2025 veröffentlicht das US-Justizministerium Dokumente zum Gerichtsverfahren gegen Jeffrey Epstein. Der reiche Investor hatte Frauen und Minderjährige missbraucht und beging 2019 im Gefängnis Suizid. Er war gut vernetzt, verkehrte mit Prominenten wie Bill Clinton und Woody Allen. Als der Sexualstraftäter plötzlich tot in seiner Zelle lag, witterten viele Bürger eine Verschwörung.

Auf Druck der Öffentlichkeit und des US-Kongresses stellt das Justizministerium schließlich Millionen Dateien aus dem Prozess gegen Epstein ins Netz, darunter seine E-Mails, Fotos und Kurznachrichten. In den Dokumenten finden sich Promis und Politiker, die norwegische Kronprinzessin Mette-Marit und der damalige britische Prinz Andrew.

Und noch jemand kommt in den Dateien vor: Michele. Und ein Mann, der eine zentrale Rolle in Epsteins Netzwerk spielt.

Diese Geschichte handelt von einer jungen Frau, die von der weiten Welt träumte – und darin verloren ging. Die auf ihrem Weg möglicherweise Menschen begegnete, die sie ausnutzten. Es gibt wenige Gewissheiten, sicher ist nur: Seit fast elf Jahren vermisst eine Familie ihre Tochter und Schwester.

Ein Nachmittag im April 2026. Micheles Eltern haben Bilder auf einem Esstisch ausgebreitet. Annett und Vlado leben eigentlich getrennt, aber heute kommen sie zusammen, um durch alte Fotoalben zu blättern. Michele in der Trage auf Vlados Rücken, da war sie keine zwei Jahre alt. Als Kleinkind in einem rosa Satinkleid. Als Teenager mit blondierten Haaren. »Sie war ein ganz süßes Mädchen«, sagt Vlado. Und korrigiert sich sofort: »Ist sie immer noch. Hoffentlich.«

Annett und Vlado sind neben Michele die Einzigen aus der Familie, deren echte Identi-

Micheles Mutter Annett: »Sie hat gemacht, was sie wollte«



Melina Mörsdorf / DER SPIEGEL

tät in diesem Artikel genannt wird. Ihr Nachname und ihr Wohnort sollen nicht öffentlich werden. Zu groß ist ihre Sorge, dass sie sonst für immer mit dem Namen Epstein verbunden sind.

Die Familie hat diesem Artikel zugestimmt, weil sie hofft, zu erfahren, was mit Michele passiert ist. »Es liegt uns am Herzen, dass wir sie wiederfinden – egal in welcher Situation«, sagt Vlado. Doch die Suche nach der Wahrheit kostet die Familie Überwindung. Es ist schlimm genug, wenn das eigene Kind vermisst wird. Noch schlimmer ist es, wenn es vielleicht verstrickt ist in einen der wohl größten Fälle sexueller Ausbeutung.

Der SPIEGEL und das ZDF haben mehrere Monate lang zu Micheles Verschwinden recherchiert. Die Spur führte tief in Epsteins System; in eine Schattenwelt, in der das Modelbusiness in Missbrauch übergeht. Von Michele fehlt bis heute ein Lebenszeichen. Doch einige Menschen, die mit ihr zu tun hatten, rücken nun ins Licht der Öffentlichkeit.

Michele wächst als ältestes von drei Kindern auf, ein hilfsbereites, manchmal aufbrausendes Mädchen, so beschreiben sie ihr Bruder und ihre Eltern. Schon als sie klein ist, steht sie gern im Mittelpunkt: Sie tanzt, sie liebt Musik. Aber sie ist auch stur, lässt sich nichts sagen. »Sie hat gemacht, was sie wollte«, sagt Mutter Annett.

Als Teenager träumt Michele von einer Karriere als Model. Sie nimmt an einem lokalen Schönheitswettbewerb teil, wird für einen Katalog abgelichtet – so erinnern sich ihre Angehörigen. Annett ist nicht begeistert von den Plänen ihrer Tochter. »Ich wollte, dass sie einen soliden Job macht«, sagt sie. »Ich habe ihr gesagt: Jetzt siehst du schön aus, aber was machst du, wenn du 30 bist oder 40 und dich niemand mehr bucht?«

Doch Michele wünscht sich mehr als die Kleinstadt, in der sie aufwächst.

Sie besucht ein Gymnasium, aber statt zu lernen, feiert sie in der nahen Großstadt die Nächte durch. Anfangs hält Annett das für eine Phase: »Sie wollte eben unabhängig sein von den Eltern.« Doch Michele ist immer öfter unterwegs, geht immer weniger zur Schule. Schließlich verlässt sie sie ganz.

Irgendwann erzählt sie ihrer Mutter von ersten »Modeljobs«.

Es ist nicht leicht, die Jahre vor Micheles Verschwinden im Detail zu rekonstruieren. Manche Erinnerungen sind verschüttet, vieles verbarg sie vor ihren Eltern. Und zahlreiche Freunde, die der SPIEGEL und das ZDF ausfindig machen, wollen entweder nichts mitbekommen haben oder nicht über Michele sprechen – ob aus Angst oder Scham, ist unklar.

Es wirkt, als hätte die junge Frau mehrere Leben geführt, die sich nicht berühren.



Vermisste Michele:

Bis heute kein Lebenszeichen

Laut ihrer Familie zieht Michele 2012 vorübergehend nach Dubai. Ihrer Mutter habe sie gesagt, dass sie dort kellnere. Michele berichtet Annett demnach auch von einer Begegnung, die möglicherweise ihre Zukunft prägt.

Die Buddha-Bar in Dubai verspricht »pan-asiatische Küche« und ein »Erlebnis, das Sie umhauen wird«. Instagram-Bilder zeigen dunkle Räume und Goldverzierung. In diesem Restaurant wird Annett zufolge 2012 ein Mann auf Michele aufmerksam. Er spricht sie an, so habe es Michele ihrer Mutter erzählt. »Er sagte, er würde als Modelscout arbeiten und wäre immer auf der Suche nach hübschen Mädchen.« Der Name des Mannes: Daniel Siad.

Siad, ein bulliger Schwede mit algerischen Wurzeln, arbeitet nach eigenen Angaben als Vermittler für Models. Sein Job sei es, junge Frauen zu »entdecken« und sie Agenturen zu empfehlen – so hat er es in Interviews erzählt. Zumindest in Teilen scheint das zu stimmen: Es gibt Hinweise, dass Siad mit mehreren Modelagenturen Kontakt hatte, darunter Elite, eine der größten weltweit.

WER HAT HINWEISE?

Die Recherche zu Micheles Verschwinden ist eine Zusammenarbeit des SPIEGEL und des ZDF-Dokuformats »Die Spur«. Den Film »Vermisst: Die Deutsche aus den Epstein-Files« finden Sie in der ZDF-Mediathek. Für Hinweise zu Micheles Verbleib hat der SPIEGEL ein Postfach eingerichtet: michele@spiegel.de. Informationen werden vertraulich und auf Wunsch anonym behandelt.

Aber er hat offenbar eine zweite Aufgabe: Siad vermittelt mutmaßlich junge Frauen an reiche Männer. Einer von ihnen ist Jeffrey Epstein.

In den Dokumenten, die das US-Justizministerium freigibt, taucht Daniel Siad fast zweitausendmal auf. Spätestens ab 2009 steht er im Austausch mit dem Investor. Siad schlägt Epstein Frauen vor, schickt ihm ihre Fotos und Maße. Er preist sie als »wunderbare Schönheit« oder als »sehr höflich«. In einer Mail bezeichnet Siad sich als »Fischer«, der für Epstein Frauen fange, in Frankreich, Skandinavien oder Osteuropa.

Siad beteuert heute, er habe nicht gewusst, dass Epstein Models missbrauchen würde. Aber warum bietet ein angeblich seriöser Agent einem Investor überhaupt Frauen an?

Wenn Michele ab 2012 mit ihrer Mutter spricht, fällt nun öfter der Name »Daniel«.

Michele berichtet von Reisen: nach China, Großbritannien, Südamerika. Sie erwähnt Modeljobs und Fotoshootings, aber wenn man nach Details fragt, winkt sie ab. »Du hast von ihr keine Antwort gekriegt«, sagt Mutter Annett.

Michele erzählt ihrer Mutter von Luxushotels und teuren Trips. Als Michele und Annett 2013 Urlaub in Dubai machen, nimmt die Tochter ihre Mutter mit auf eine Jacht – dort lernt Annett nach eigenen Angaben auch Siad kennen. Er sei »aufgeschlossen und freundlich« gewesen, sagt sie. »Er machte eigentlich einen seriösen Eindruck.« Aber sie habe sich gewundert: ein Boot mit drei Decks und einem Privatkoch, der die Gäste umsorgt. Woher kennt ihre Tochter so reiche Leute?

Michele führt offenbar ein »Glitzerleben«, so nennt es die Mutter. Doch zu welchem Preis?

Vater Vlado sagt, er habe einmal mitbekommen, wie Michele mit Siad telefonierte. Er habe seine Tochter darauf angesprochen: Wer ist dieser Typ? »Michele sagte, sie würde für ihn als »Begleitperson« arbeiten«, so erinnert sich Vlado. Mutter Annett glaubt heute: »Siad hat Michele an reiche Leute vermittelt, die von ihr profitierten.«

Dass es eine Überschneidung gibt zwischen Model- und Escortbusiness, ist in der Branche ein offenes Geheimnis. In den Epstein-Dokumenten taucht mindestens eine Modelagentur auf, die ihm Frauen aus ihrem Katalog anbot. Es gibt Gerüchte über Models, die in die Prostitution gedrängt werden. Auch Daniel Siad scheint beides vermischt zu haben. Er verspricht Frauen Arbeit als Fotomodell – und bietet sie möglicherweise wohlhabenden Männern feil. So geschieht es wohl auch mit Michele und Jeffrey Epstein.

Michelles Name taucht in mehreren Nachrichten auf, die Siad an Epstein schreibt. Im Februar 2014 teilt er laut den E-Mails Bilder von ihr. Knapp einen Monat später fragt er

Epstein, ob dieser nicht ein Ticket für »Michele« schicken wolle.

Anders als in der ersten Nachricht fällt hier nur Micheles Vorname – doch dessen Schreibweise und weitere Details legen nahe, dass dieselbe Frau gemeint ist. Siad schreibt, er kenne Michele gut, sie sei »cool«. Er verspricht Epstein: »Du wirst sie lieben.«

Es ist offenbar Siads zweiter Versuch, die junge Frau mit Epstein zusammenzubringen. Zuvor habe der US-Investor das »deutsche Mädchen verpasst«, heißt es in einer Nachricht.

Die E-Mails enthalten keinen Hinweis, ob Michele und Epstein sich am Ende tatsächlich trafen. Zwei ehemalige Assistentinnen Epsteins, mit denen der SPIEGEL und das ZDF gesprochen haben, beteuern, sie hätten Michele nie gesehen. Der deutschen Polizei zufolge unternahm sie in dem Zeitraum, in dem die E-Mails verschickt wurden, keine Reisen in die USA.

Manche Frauen entscheiden sich selbstbestimmt, als Escort zu arbeiten. Doch bei Michele war das möglicherweise anders. Sie litt ihrer Familie zufolge unter einer Alkohol- und Drogensucht, die so stark war, dass sie zeitweise ihr Leben bestimmte.

Mehrfach sei Michele in Kliniken eingewiesen worden, so erzählen es ihre Eltern und ihr Bruder. Einmal habe ein Taxifahrer, der sie nach Hause brachte, den Notdienst gerufen, weil die junge Frau so alkoholisiert gewesen sei. Ein Deutscher, den Michele kurz vor ihrem Verschwinden kennenlernte,

Kurz vor ihrem Verschwinden probiert sie zum wiederholten Mal einen Entzug, diesmal sollte es wirklich klappen.

sagt, sie habe »permanent an Alkohol kommen müssen« und sich »alles eingeworfen, was nicht niet- und nagelfest war«. Tom, der in Wahrheit anders heißt, traf Michele wenige Wochen vor ihrem Verschwinden.

An einem Tag im Mai 2026 scrollt Tom durch sein Handy. Die Bilder, die er zeigen will, entstanden vor mehr als zehn Jahren – trotzdem hat er sie aufbewahrt. Auf einem Foto drückt Michele ihm einen Kuss auf die Wange. Auf einem anderen leuchtet hinter ihnen die Abendsonne. »Sie war ein total lieber Mensch«, sagt Tom. In der kurzen Zeit, die er mit Michele verbracht hatte, habe er sich »voll in sie verknallt«.

Tom und Michele lernen sich im Juli 2015 kennen. Er ist auf einer Geschäftsreise und übernachtet im Hotel, als Michele ihn abends im Restaurant anquatscht. »Wir sind ins Gespräch gekommen, hatten ein paar Drinks. Und dann nahm alles seinen Lauf.«

Tom erlebt mit Michele einen rauschhaften Sommer. Sie fahren zum Segeln und an den Strand und lachen »Tränen« zusammen.

Aber Tom sagt heute, er habe schnell gemerkt, dass es in Micheles Leben auch Abgründe gebe.

»Sie bekam permanent Anrufe. Teils wurde sie lauthals beschimpft.« Es sei um Foto-shootings gegangen, um Flüge, um Geld. »Ich hatte den Eindruck, dass sie ziemlich unter Druck gesetzt wird.« Tom vermutet heute, dass der Anrufer Daniel Siad gewesen sei.

Auch Micheles Vater erinnert sich, wie Siad Michele in den Wochen vor ihrem Verschwinden angerufen habe. Im August 2015 macht Vlado Urlaub im Ferienhaus der Familie, Michele kommt dazu. Ständig habe in dieser Zeit ihr Handy geklingelt. Als er gefragt habe, wer anrufe, habe Michele ihm ein Foto von Siad gezeigt. »Man hat gesehen, dass der nichts Gutes im Schilde führt«, sagt Vlado heute.

Beide – Vlado und Tom – berichten, dass Siad Michele scharf angefahren habe. »Sie hatte Angst vor ihm«, sagt Vlado. Siad habe augenscheinlich Macht über Michele gehabt, so schildern es Vater und Ex-Freund übereinstimmend. »Ich glaube, man hat ihre Drogensucht ausgenutzt«, sagt Tom.

Im August 2015, kurz vor ihrem Verschwinden, wirkt es dem Vater zufolge, als wäre Michele die Situation leid. Zum wiederholten Mal probiert sie einen Entzug, und jetzt soll es wirklich klappen. Abends, so erzählt Vlado, sitzen Vater und Tochter zusammen im Garten, grillen und sprechen über Micheles Zukunft. »Wir haben vereinbart: Wenn ich aus dem Urlaub zurück bin, suchen wir nach einer Wohnung für sie. Und nach einem richtigen Job«, sagt Vlado. Doch dazu kommt es nicht.

Die letzten Tage vor ihrem Verschwinden verbringt die junge Frau bei ihrer Mutter. Jonas, ihr Bruder, steckt damals im Schulstress, Annett arbeitet im Schichtdienst. Beide sagen, sie hätten von Micheles Leben wenig mitbekommen. Nur, dass sie irgendwann ihren Koffer nimmt und geht. »Tschüss, und raus aus der Tür«, sagt Jonas.

Seitdem fehlt von Michele jede Spur. Sie meldet sich nicht bei ihrer Familie, soziale Netzwerke, in denen sie aktiv war, bleiben stumm. Zwei E-Mail-Adressen, die sie nachweislich nutzte, funktionieren nicht. Auch Freunde haben nach eigenen Angaben keine Neuigkeiten von ihr.

Nach der Vermisstenmeldung im Oktober 2015 überprüft die Polizei, ob Michele in ihrer Heimatregion oder einem angrenzenden Bundesland registriert wurde. Auch in einem Nachbarland fragt sie nach – ohne Ergebnis. Weitere Nachforschungen stellen die Behörden damals nicht an, öffentlich gefahndet wird nach Michele nie. Man habe keinen Grund zu einer »großen Suchaktion« gesehen, sagt die Polizei heute.

Wohin führte die Reise, von der Michele nicht zurückkehrte? Und in wessen Auftrag

Kinderbilder von Michele: Die Polizei sah keinen Grund für eine große Suchaktion



Melina Mörsdorf / DER SPIEGEL

war sie womöglich unterwegs? Diese Fragen lassen sich bislang nicht abschließend klären. Ein altes Handy, das der SPIEGEL und das ZDF forensisch untersuchen ließen, lieferte nur Erkenntnisse über alte Freunde, aber nicht über die Zeit vor ihrem Verschwinden. Ein zweites Mobiltelefon liegt seit mehr als zehn Jahren bei der Polizei. Aus technischen Gründen sei eine Auswertung bislang nicht möglich gewesen, heißt es. Nun wolle man es erneut probieren.

Klar ist, dass Michele sich Anfang August 2015, vor dem Besuch bei ihrem Vater, in Frankreich aufhielt. Tom erinnert sich, dass er ein Hotel in Nizza für sie bezahlte, ihrer Mutter erzählte sie von einer Reise nach Saint-Tropez. Bilder zeigen Michele dort: Auf einem ist ein Mann zu sehen, der einen Arm um sie gelegt hat. Auf seinem Bauch prangt ein Tattoo der Hells Angels, einer Rockergruppe mit Verbindungen ins kriminelle Milieu. Michele hat die Fotos auf Facebook hochgeladen; es ist einer ihrer letzten Einträge.

Wie kam Michele an diese Leute? Hat jemand sie an sie vermittelt? Bislang gibt es darauf keine Antworten. Dem SPIEGEL und dem ZDF gelang es nicht, den Rocker auf dem Foto zu erreichen. Eine Telefonnummer, die ihm gehören soll, stellt Anrufe nur durch, wenn man vorher ein Passwort nennt – ein absolut unübliches Sicherheitssystem. Auf eine Nachricht reagiert er nicht. Eine Verbindung zwischen den Hells Angels und Daniel Siad, Epsteins mutmaßlichem Helfer, ist nicht bekannt.

Der SPIEGEL und das ZDF haben versucht, mit Siad über Michele zu sprechen. Er könnte vielleicht helfen, aufzuklären, was mit ihr passiert ist. Doch Siad hat auf mehrere Anfragen nicht reagiert. Ebenso wenig seine Anwältin.

Seit Siad prominent in den Epstein-Akten auftaucht, melden sich immer mehr Frauen, die nach eigenen Angaben von ihm rekrutiert wurden. Zwei mutmaßliche Opfer, mit denen der SPIEGEL und das ZDF gesprochen haben, sagen, Siad habe sie vor mehr als zehn Jahren an Epstein vermittelt. Beide erzählen, der US-Investor habe sie regelmäßig sexuell genötigt.

Einige Frauen machen Siad noch schwerere Vorwürfe. Eine Schwedin, die früher als Model arbeitete, bezeugt, Siad habe sie 1990 in Cannes vergewaltigt. Eine Deutsche erhebt ähnliche Anschuldigungen. Siad bestreitet, die Frauen zu kennen: Er habe »noch nie im Leben« jemanden vergewaltigt. Für ihn gilt die Unschuldsvormutung. Doch inzwischen wird in Frankreich, wo er wohnt, gegen ihn ermittelt: Es laufen fünf Anzeigen, unter anderem wegen Menschenhandels. Medien finden immer neue mutmaßliche Opfer, die Siad angeworben haben soll.

Die Frauen, die ihn in Frankreich angezeigt haben, schildern ein Muster: Siad habe



Sexualstraftäter Epstein, unbekannte Frauen: Siad schickte Epstein Fotos und Maße

sie angesprochen, ihnen Komplimente gemacht und eine Modelkarriere in Aussicht gestellt. So wie es bei Michele passiert sein soll.

Die junge Frau wäre heute 33 Jahre alt, elf Jahre älter als bei ihrem Verschwinden.

AUS DEN EPSTEIN-AKTEN

Sunday, February 16, 2014 10:05 PM

*I have only this picture of here taken in Dubai,
Daniel siad*

Sunday, February 16, 2014 10:09 PM

*Sorry I found some more pictures of Michele
Daniel siad*

Monday, March 10, 2014 7:37 AM

*Sorry the girl that I though was going to send me her pictures didn't receive yet anything from her but the time I was there her mother had some health complication, may be because of that. I was wondering if you would like to send a ticket for Michele the girl you missed from Germany.
She is a girl I know well very cool great fan person. you will love her.
Please let me know,
My warmest regards
Daniel siad*

Noch im März hieß es bei der deutschen Polizei, es gebe »keinen konkreten Hinweis auf eine vorliegende Straftat«, eine aktive Suche nach Michele sei daher nicht möglich. Dabei war der zuständigen Behörde wohl schon damals bekannt, dass Michele's Name in den E-Mails eines verurteilten Sexualstraftäters auftaucht, geschrieben von einem Mann, den die französische Justiz wegen möglicher Verbrechen verfolgt. Nach Recherchen des SPIEGEL und des ZDF kommt nun immerhin Bewegung in den Fall: Die Staatsanwaltschaft soll demnächst entscheiden, ob zu Michele's Verschwinden doch noch ein Ermittlungsverfahren eröffnet wird.

Deren Familie erfuhr erst durch die Reporter, dass ihr Name in den Epstein-Dokumenten auftaucht. »Es war ein Schock«, sagt Mutter Annett. »Dass sie vielleicht mit diesem Menschen zu tun hatte ...« Sie bricht ab.

Sie denke noch immer jeden Tag an ihre Tochter. Wenn sie in der Großstadt sei, suche sie in den Gesichtern der Passanten nach ihr. Am Bahnhof schaue sie den Drogensüchtigen in die Augen, in der Hoffnung, dass sie Michele erkenne. »Aber nichts«, sagt Annett. Ihr kommen die Tränen.

Was, glaubt sie, ist mit Michele passiert?

»Ich denke, dass sie nicht mehr lebt«, antwortet die Mutter. »Dass ihr etwas angetan wurde.«

Nikolai Antoniadis, Sophia Baumann, Alexandra Berlin, Roman Höfner, Michael Suntinger
Mitarbeit: Maike Backhaus, Lucas Eiler, Alina Reissenberger, Caroline Wiemann

Gehobenes Stammtischniveau

Zeitgeschichte Kanzler Helmut Kohl und die Mächtigen der Welt redeten auf dem G7-Gipfel 1995 Klartext untereinander. Eine bislang geheime Mitschrift des Treffens enthüllt die amüsanten, manchmal auch bizarren Dialoge.

Am Montag ist es wieder so weit: Die Staats- und Regierungschefs der sieben führenden westlichen Industriestaaten treffen sich zum jährlichen Weltwirtschaftsgipfel, dieses Mal in Évian-les-Bains am französischen Ufer des Genfer Sees.

Ob diese G7-Gipfel sinnvoll sind, ist strittig. Zu teuer, zu aufwendig, keine handfesten Ergebnisse, sagen Kritiker. Eine gute Gelegenheit, um sich vertrauensvoll auszutauschen, sagen Befürworter, oft ehemalige Staats- und Regierungschefs.

Ganz klären lässt sich der Streit schon deshalb nicht, weil die Protokolle der Treffen zumeist noch geheim sind. Da ist es ein glücklicher Zufall, dass gerade jetzt zumindest eine solche Mitschrift öffentlich wird – und was für eine. Das Papier stammt vom Gipfel im kanadischen Halifax 1995 und ist Teil einer Dokumentensammlung, die das Institut für Zeitgeschichte im Auftrag des Auswärtigen Amtes (AA) demnächst veröffentlicht*. Der SPIEGEL konnte die handgeschriebene, oft in Kurzform verfasste Mitschrift einsehen.

Kanzler Helmut Kohl, US-Präsident Bill Clinton, Frankreichs Staatschef Jacques Chirac, Londons Premier John Major und die anderen redeten dort erstaunlich offen. Sie jammerten über ihre Wähler – »wie es auch wirtschaftlich läuft, Leute sind nicht zufrieden« (Major) –, beklagten Konflikte mit widerspenstigen Parlamentarierinnen im Bundestag – die machten »riesigen Ärger« (Kohl) – und geißelten die Geldverschwendung der Uno mit ihrem Hauptquartier in Manhattan.

Kohl sagte laut Mitschrift: »Wir unterhalten – alle von uns – riesige Apparate in New York. Für Bundesrepublik völlig sinnlos.« Gastgeber Jean Chrétien schlug vor: »Viel leicht soll man VN (Vereinte Nationen – Red.) nach Baffin Island verlegen. Da will niemand freiwillig hin. In New York ist es zu schön.« Auf der arktischen Insel vor Kanadas Nordostküste sinkt die Temperatur im Winter auf minus 30 Grad.

Üblicherweise glätten Diplomaten Vermerke solcher Gespräche, lassen Lästereien, Witze, Peinlichkeiten weg. Doch die Mitschrift stammt nicht von einem Diplomaten, sondern von Jürgen Stark, der damals Staats-

sekretär im Finanzministerium war. Er saß in Halifax hinter dem Kanzler an einem Schreibtisch mit Faxgerät.

Die Staats- und Regierungschefs hatten vereinbart, jeweils nur ein Mitarbeiter – der sogenannte Sherpa – dürfe sie begleiten. Stark faxte daher seine Notizen an die deutsche Delegation, die in einem Nebenraum saß. Er habe den Kollegen nicht nur die Inhalte, sondern auch die Atmosphäre übermitteln wollen, sagt Stark heute, seine Mitschriften seien authentisch. Das ist zu befürchten, denn zeitweise sank der Austausch auf gehobenes Stammtischniveau ab.

Etwa bei der Diskussion der Wirtschaftslage. Da wählte Frankreichs Präsident Chirac – erstmals auf einem G7-Gipfel dabei – einen schrägen Vergleich, um die Liberalisierung der Finanzmärkte anzuprangern: »1980 hatten wir noch eine Zivilisation. 1980 hatten wir noch kein Aids. Heute haben wir Aids – auch die Spekulation ist eine Krankheit. Wir müssen die kranken Menschen kurieren und Spekulation bestrafen.«

Um die Wirtschaft anzukurbeln, schlug Chirac an anderer Stelle höhere Löhne vor. Das wollte Kohl nicht stehen lassen: »Für D kann ich Chirac-Analyse nicht teilen. Wir haben zu hohe Löhne, zu viel Freizeit, zu viel Missbrauch sozialer Leistungen. Missbrauchsfrage und Freizeitfülle moralisches Problem! [...] Wenn wir mit Japan konkur-

rieren wollen, müssen wir fünf Minuten früher aufstehen.«

Kohl war damals – fünf Jahre nach der deutschen Einheit – auf dem Höhepunkt seines internationalen Ansehens; niemand von den anderen verfügte über so viel Erfahrung wie der Kanzler, der seit 1982 regierte. Er war zugleich der einzige Gipfelteilnehmer, der Starks Notizen zufolge derart über sein Volk herzog. Wollte er seine Glaubwürdigkeit als verantwortlicher Weltpolitiker stärken, der auch die Schwächen des eigenen Landes sah? Oder fiel er nur in Wahlkampfretorik zurück? Schließlich hatte er schon ein gutes Jahrzehnt davor den Niedergang der deutschen Arbeitsmoral beklagt und eine Wende gefordert.

Das Treffen von Halifax ist als »Gipfel der Bescheidenheit« in die Geschichtsbücher eingegangen, die Gastgeber verzichteten auf Pomp. Die Sicherheitsmaßnahmen waren überschaubar, auf den Straßen herrschte eine Art Volksfeststimmung, wie Stark erzählt. Kohl und die anderen konferierten in den Räumen einer Anwaltskanzlei. Außer den sieben Staats- und Regierungschefs war EU-Kommissionspräsident Jacques Santer präsent, zeitweise kamen die Außenminister dazu. Am dritten Tag ergänzte Russlands Präsident Boris Jelzin die Runde.

Auf der Tagesordnung standen die großen Themen der Zeit: der Zustand der Weltwirtschaft und ihrer Institutionen, der Bosnienkrieg, die Lage Russlands. Es war Kohl, der darüber hinaus die Mega-Probleme der damaligen Zukunft (und heutigen Gegenwart) ansprach. Er warnte, ein globaler Temperaturanstieg von bis zu 4,5 Grad sei »wahrscheinlich«. Und dann der demografische Wandel, also die Überalterung westlicher Gesellschaften. Das sei eine »dramatische Veränderung«. In Deutschland etwa gebe es eine »idiotische Situation«: Die Jungakademiker fingen zu spät an zu arbeiten, gingen zu früh in den Ruhestand und lebten zu lange. Chirac stimmte zu, die anderen schwiegen. Konkretes folgte nicht.

Die Herausforderungen seien oft weit vorab erkannt worden, erzählt Zeitzeuge Stark. Aber es sei immer erst gehandelt worden, wenn unabweisbar gewesen sei, dass etwas getan werden müsse. Stark begleitete Kohl auf zahlreichen Weltwirtschaftsgipfeln. Er ist ein Befürworter solcher Treffen; sie würden »Vertrauen schaffen«.

Der kanadische Gastgeber Chrétien führte in Halifax ein strenges Regiment. Manchmal beendete er die Diskussion bereits nach wenigen Wortmeldungen. Dann hieß es etwa: »Nächstes Thema. Lagebeurteilung Jelzin!«

In Sachen Russland galt Kohl als Experte und führte auch hier das Wort. Er sei »heilfroh«, dass der Kalte Krieg abgeschlossen sei. Zwar müsse man darauf bestehen, dass in Russland Reformen vorangingen. Aber Kohl mahnte auch: »Wir können R. nicht behandeln wie fernliegendes Entwicklungsland.

Staatssekretär Stark 1997:

Am Schreibtisch hinter dem Kanzler



Sepp Spiegler / IMAGO

* Institut für Zeitgeschichte (Hg.): »Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland 1995«. De Gruyter; 1906 Seiten; 189,95 Euro.

R. ist großes Land. Es gibt viele Dummköpfe in Politik und Medien, die R. abschreiben.« Damit war klar, was Kohl von Kollegen hielt, die die Lage anders einschätzten.

Dann lobte der Kanzler Jelzin, dieser habe alle Zusagen aus den Einheitsverhandlungen 1990 eingehalten. Die Kollegen wollten bitte die Russen »mit Respekt + Kollegialität behandeln«, nicht wie eine zweitklassige Macht.

Japans Außenminister Yohei Kono wagte Widerspruch: »Wir sollten abwarten, ob Reformen in R. erfolgreich sind. Ja, Reformen benötigen Zeit, aber es muss Fortschritte geben.« Prompt fuhr Kohl ihn an: »Kollege aus Tokyo! Man kann Zweifel an der Durchsetzungsfähigkeit Jelzins äußern, aber es gibt keine Alternative zu Jelzin.«

Als Jelzin zu der Gruppe stieß, hatte er nur einige Fragen zu seinem Tschetschenienkrieg zu beantworten. Mehr findet sich nicht in den Mitschriften Starks, der allerdings nicht alles mitbekam, weil die Sherpas zwischen durch an der Schlusserklärung feilen mussten.

Ein anderes Mitglied der deutschen Delegation war damals Wolfgang Ischinger, seinerzeit Politischer Direktor im Auswärtigen Amt und heute Vorsitzender der Münchner Sicherheitskonferenz. Ischinger erzählt, auf den Gipfeln entwickle sich – wie in einer Schulklasse – eine Gruppendynamik, das mache sie so interessant. Wie selbstbewusst war der Neuling Chirac? Wie siegesicher fühlte sich Clinton noch, nachdem er 1994 seine Mehrheit im Kongress verloren hatte? Für wie stark hielten sich die Briten in ihrem Sonderverhältnis zu den USA? Nur ein Gipfel in kleiner Runde ermögliche solche »Momentaufnahmen der Befindlichkeiten der Teilnehmer«, sagt Ischinger.

Das galt natürlich auch für Kohl, der am Ende in Halifax auch Innenpolitik betrieb. Die Kanadier hatten vorab erklärt, dass sie über eine Reform der Uno sprechen wollten. Klaus Kinkel (FDP), Außenminister und Koalitionspartner Kohls, trommelte damals für einen ständigen Sitz Deutschlands im Sicherheitsrat der Uno: Die Bundesrepublik sollte den gleichen Status wie die USA, Russland, China, Frankreich, Großbritannien erhalten. Für eine solche Veränderung war Kinkel auf die Unterstützung möglichst vieler Länder angewiesen. Um niemanden zu verprellen, wollte er sich aus der Debatte über eine Uno-Reform lieber heraushalten. Als Sherpa Stark im Auswärtigen Amt vorab Positionspapire zu einer Uno-Reform anforderte, bekam er nichts, was er gebrauchen konnte.

Kohl hatte bis dahin Kinkel gewähren lassen, obwohl er dessen Idee für abwegig hielt. Doch als der Kanzler von der Blockadehaltung des AA erfuhr, beschloss er, die Reform-



Spitzenpolitiker bei G7-Treffen in Halifax 1995*: Gipfel der Bescheidenheit

debatte selbst voranzutreiben. Als erster Redner zu dem Thema verwies er in Halifax an den Briten Major, von dem er wusste, dass dieser ein scharfer Kritiker war. Stark notierte:

Major: Sind VN modern und effizient? Nicht so, wie sie sein könnten [...] Wir sollten uns einige Lächerlichkeiten der VN ansehen [...] Zahl der Gipfel einschränken. Wir erfinden immer neue Institutionen und streichen nicht vorhandene [...] Viele Sachverständige und Berater, man weiß aber nicht, was sie tun. Dazu Masse von Büchern und Broschüren; keiner würde sie vermissen, wenn es sie nicht gebe. Seit Jahren Sitzungen ohne Auftrag. Neues Konferenzzentrum in Addis Abeba: Kein Mensch weiß, wozu. [...] Helmut bat mich zu berichten, ich glaube, das getan und andere überzeugt zu haben.

Clinton: Ich kann nur sagen »Amen, Amen!« [...] Es stimmt, was John sagt, VN sind wie ein Krebsgeschwür [...]

Kohl: Was John gesagt hat, nachdrücklich unterstützen. [...] Wir brauchen brutale Bestandsaufnahme ohne Rücksicht auf Kontinent, Rasse, Herkunft.

Die Forderung nach einer Uno-Reform fand sich anschließend prominent im Kom-

munique des Gipfels. Als einige Monate später die Organisation ihren 50. Geburtstag feierte, fuhr Kohl gar nicht erst hin. Von einem ständigen Sitz Deutschlands im Sicherheitsrat ist heute nicht mehr die Rede, vergangene Woche scheiterte die Bundesrepublik bereits mit dem Versuch, sich als nicht ständiges Mitglied wählen zu lassen.

Auch Kohl musste im Nachgang des Gipfels eine kleine Niederlage einstecken, was in Halifax freilich nicht sofort erkennbar war. Wie bei allen G7-Treffen sprach die Runde kurz über eine Zusammenkunft im Folgejahr. Frankreich war als Gastgeber an der Reihe. Da meldete sich Kohl. Staatssekretär Stark notierte: »Kohl: Ein Wunsch: Bitte bei traditioneller frz. Küche bleiben und nicht Paul Bocuse.« Bocuse galt als »Koch des Jahrhunderts« (Restaurantführer Gault-Millau), aber der Kanzler, Lieblingsgericht Saumagen, war kein Freund der Nouvelle Cuisine. Chirac versprach: »Helmut bekommt, was er will!« – und brach sein Wort.

Beim G7-Gipfel in Lyon 1996 gab es Hechtklößchen mit Flusskrebsen, angerichtet von Paul Bocuse.

Klaus Wiegrefe

* Jacques Santer, Tomiichi Murayama, Helmut Kohl, Bill Clinton, Jean Chrétien, Jacques Chirac, John Major, Lamberto Dini

»Die AfD-Pläne würden teurer für die Beitragszahler«

SPIEGEL-Gespräch Bei einem Wahlsieg der AfD in Sachsen-Anhalt könnte zum ersten Mal ein Bundesland aus einer ARD-Anstalt aussteigen. Für den Intendanten des Mitteldeutschen Rundfunks Ralf Ludwig wäre das ein enormes Problem. Wie geht er damit um?



Ludwig, 1968 in Borna bei Leipzig geboren, ist seit 2023 Intendant des MDR. Zuvor war er Verwaltungsdirektor.

SPIEGEL: Herr Ludwig, Sie wollten ursprünglich Ihren juristischen Direktor mit in dieses Gespräch bringen. Warum?

Ludwig: Das war nicht meine Idee. Aber in Zeiten wie diesen kann es nie schaden, einen juristischen Beistand an der Seite zu haben.

SPIEGEL: Haben Sie Angst vor der AfD?

Ludwig: Nein.

SPIEGEL: Warum nicht?

Ludwig: Die AfD hat in unserem Sendebereich wie auch bundesweit eine große Anhängerschaft. Es ist unsere Aufgabe, die Themen, die diese Menschen beschäftigen, ernst zu nehmen. Der Rundfunkbeitrag ist ein Privileg. Daraus ergibt sich eine dienende Funktion für die Allgemeinheit.

SPIEGEL: Sie machen vermehrt Programm für ein AfD-Publikum?

Ludwig: In Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt vereint die Partei mehr als 30 Prozent der Wählerinnen und Wähler auf sich. Es ist unsere Verpflichtung, uns mit diesen Themen programmlich genauso auseinanderzusetzen wie mit allen Themen von anderen Parteien auch.

SPIEGEL: Bundestagspräsidentin Julia Klöckner sagte neulich in einem Interview mit der »Bild«-Zeitung, es sei problematisch, wenn sich die veröffentlichte Meinung immer mehr von der öffentlichen Meinung verabschiede. Trifft den MDR dieser Vorwurf?

Ludwig: Das würde ich so nicht gelten lassen. Wir haben eine dienende Funktion. Unsere Aufgabe ist es, das, was die Menschen bewegt, in unserem Programm widerzuspiegeln. Das machen wir. Und wir werden weiterhin und noch mehr rausgehen zu den Leuten, ihnen noch mehr Gesicht und Gehör geben.

SPIEGEL: Also noch mal: mehr Programm zugeschnitten auf die Anhänger einer in Teilen gesichert rechtsextremen Partei?

Ludwig: Nein, mehr Abbildung von Regionalität insgesamt für alle. Wir machen kein Programm für Rechtsextreme.

SPIEGEL: Die AfD gilt in Ihrem Sendebereich als gesichert rechtsextrem.

Ludwig: Nicht jeder, der eine Partei wählt, vertritt unbedingt auch alle deren Ansichten.

Das Gespräch führte die Redakteurin Vicky Bargel.

SPIEGEL: Sondern?

Ludwig: Ich habe 42 Jahre lang Fußball gespielt in einer Kleinstadt im Südraum von Leipzig. In einer Region, die stark geprägt ist von Strukturwandel, von gesellschaftlichen Veränderungen. Mit vielen aus der Zeit habe ich heute noch Kontakt, einige von ihnen wählen die AfD. Aber deswegen sind diese Menschen nicht automatisch rechts-extrem. Die wollen, dass sich was ändert.

SPIEGEL: In Sachsen-Anhalt steht die Landtagswahl bevor. Im Programm der AfD steht, sie wolle die Medienstaatsverträge nach gewonnener Wahl kündigen. Also Ihre Arbeitsgrundlage.

Ludwig: Die Parteien befinden sich mitten im Wahlkampf, und wie die Wahl ausgeht, wissen wir frühestens am Abend des 6. September. Sich jetzt schon zu sehr mit einem Was-wäre-wenn zu beschäftigen, ist aus meiner Sicht verfrüht. Ich vertraue auf die demokratischen Strukturen in Sachsen-Anhalt.

SPIEGEL: Dass die AfD im Landtag die absolute Mehrheit erreicht, ist nach aktuellen Umfragen nicht abwegig.

Ludwig: Sollte dieser Fall eintreten, dann wird der Spitzenkandidat als erste Amtshandlung die Medienstaatsverträge kündigen wollen. Wenn Sie mich fragen, kann er gar nicht anders, weil er es so prominent verspricht.

SPIEGEL: Und dann?

Ludwig: Der MDR-Staatsvertrag regelt dafür eine Kündigungsfrist von zwei Jahren. Das hieße, das Land Sachsen-Anhalt würde in dem Fall mit Wirkung zum 31.12.2028 aus dem MDR austreten. Den MDR würde es weiterhin geben, er würde aber nur noch von Sachsen und Thüringen getragen werden. Die Leidtragenden wären die vielen Menschen in Sachsen-Anhalt, die unser Programm nutzen und schätzen, die zum Beispiel unser Magazin »Sachsen-Anhalt heute« schauen oder den MDR im Radio hören. Auch die jungen Leute, die gerade erst beim MDR-Musikfestival Sputnik Spring Break waren, müssten darauf verzichten.

SPIEGEL: Was heißt das für den Beitragszahler?

Ludwig: Noch mal, die Leidtragenden wären in erster Linie die Menschen, die den MDR und seine unabhängigen Angebote sehr stark nachfragen und schätzen. Und bis jedenfalls Ende 2028 müssten unverändert Rundfunkbeiträge bezahlt werden. Dazu kommt: Wenn es den MDR in Sachsen-Anhalt nicht mehr gäbe, hätte die neue Landesregierung die Aufgabe, einen neuen öffentlich-rechtlichen Rundfunk aufzubauen. Und zwar einen, der den Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts entspricht. Er muss staatsfern sein, unabhängig finanziert und der Öffentlichkeit dienen. Und er darf eben nicht nur über Sachsen-Anhalt senden, sondern muss über ganz Deutschland, Europa und die Welt berichten. Ich gehe nicht davon aus, dass ein neuer Sender in Sachsen-Anhalt selbst



AfD-Wahlkampfsticker: »Wir machen kein Programm für Rechtsextreme«

Korrespondenten in die Welt schickt. Um den Vorgaben der Verfassung gerecht zu werden, müsste also auch eine neue öffentlich-rechtliche Anstalt vermutlich wieder mit ARD und ZDF zusammenarbeiten. Da sind Sie im Grunde wieder bei den Strukturen, die wir jetzt haben.

SPIEGEL: Könnte das Ihrer Ansicht nach wenigstens günstiger für den Beitragszahler werden?

Ludwig: Nein. Wie wollen Sie das machen, wenn Sie einen Sender ganz neu aufbauen müssten? Die AfD-Pläne würden teuer für die Beitragszahlerinnen und -zahler. Ich höre, dass die Partei ein steuerfinanziertes Modell will, nur entspricht diese Idee nicht den Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts, weil das dann nicht staatsfern wäre.

SPIEGEL: Ändert sich etwas für die MDR-Mitarbeiter in Sachsen-Anhalt, wenn die AfD gewinnt und Ernst macht?

Ludwig: Die Mitarbeitenden in Sachsen-Anhalt haben ihre Verträge mit dem MDR, die behalten ihre Gültigkeit. Auch die Immobilien blieben im Besitz des MDR.

SPIEGEL: Finanziell würde es für den MDR jedoch dünne nach 2028.

Ludwig: Da haben Sie recht, es würde ein Programmumfang in Höhe von 150 Millionen Euro wegfallen.

SPIEGEL: Im Wahlprogramm der AfD steht, die Rundfunkstaatsverträge »stehen für verkrustete Strukturen, Bevormundung, Bürokratie und Selbstbedienung«.

Ludwig: Das ist polemisch, populistisch, propagandistisch und trifft einfach nicht zu. Ich sage Ihnen jetzt mal was zum Programm der AfD: Ich bin in Mitteldeutschland tief

verwurzelt, ich bin gebürtiger Sachse. Ich werte es als historischen Vorteil, dass ich zwei Systeme persönlich erlebt habe, eine Diktatur und eine Demokratie. Und ich kann nur immer allen raten, sich noch mal mit der Zeit vor 1990 in der DDR zu beschäftigen. Pressefreiheit und Rundfunkfreiheit gab es damals nicht. Das gehörte zu den wichtigsten Forderungen der friedlichen Revolution. Zuvor wurde in der DDR nur das berichtet, was aus Sicht der Staatsführung berichtet werden sollte. Wenn ich mir das Programm der AfD durchlese, ist zu befürchten, dass wir uns in genau diese Zeit zurückbewegen. Das kann niemand, der vor 1989 in Thüringen, Sachsen oder Sachsen-Anhalt gelebt hat, noch einmal wollen. Da müssten bei den Menschen die Alarmglocken läuten.

SPIEGEL: Und trotzdem erlebt die AfD ausgerechnet in den Bundesländern der ehemaligen DDR so enormen Zuspruch. Wie kann das sein?

Ludwig: Die Frage müssen Sie der Politik stellen. Zudem ist das kein Phänomen nur in Mitteldeutschland.

SPIEGEL: Sie haben keine Antwort?

Ludwig: Es gibt darauf keine ostspezifische Antwort. Ich bin viel in meinem Sendegebiet unterwegs, gerade in den ländlichen Gebieten. Da gibt es sehr viele Menschen, die sich abgehängt fühlen. Die Infrastruktur passt nicht mehr, die jungen Leute ziehen vom Land in die Stadt. Diese Themen müssen angegangen werden.

SPIEGEL: Auch von Ihnen?

Ludwig: Genau da kommen wir ins Spiel! Denn wir müssen gerade in die ländlichen Gebiete gehen und darüber berichten, die

Leute vor Ort mit ihren Ängsten und Nöten ernst nehmen.

SPIEGEL: Wenn Sie der AfD und ihrer Wählerschaft so gut zuhören, warum ist der öffentlich-rechtliche Rundfunk trotzdem deren erklärtes Feindbild?

Ludwig: Die Betrachtung »Feindbild« mache ich mir nicht zu eigen. Unser Job ist es, nah dran zu sein, zu berichten, die Tatsachen widerzuspiegeln, die Leute nicht zu einer Meinung zu bewegen, sondern eine freie Meinungsbildung zu ermöglichen. Wenn wir uns daran halten, dann bin ich sicher, dass der Rückhalt in der Bevölkerung für uns weiter dasein wird. 73 Prozent der Bevölkerung vertrauen übrigens dem MDR.

SPIEGEL: Sie haben unter allen dritten Programmen die besten Einschaltquoten und mitunter sehr gute Zustimmungswerte. Der MDR wird geschätzt bei seinen Zuschauern. Trotzdem haben Sie eine enorme Zustimmung für eine Partei, die Sie abschaffen will.

Ludwig: Noch mal, die AfD ist kein Phänomen ausschließlich in unserem Sendegebiet. Schauen Sie auf die Wahlergebnisse in NRW, Rheinland-Pfalz oder Baden-Württemberg. Überall äußert sich gesellschaftliche Unzufriedenheit.

SPIEGEL: Ist der Vorwurf berechtigt, dass Sie ein zu einseitiges Programm machen?

Ludwig: Nein, wir machen kein einseitiges Programm. Klar kann eine einzelne Sendung, die eine gewisse Zielrichtung verfolgt, damit auch anecken. Wie wollen wir denn zum gesellschaftlichen Diskurs beitragen, wenn wir nicht auch Themen hin und wieder zuspitzen? Insgesamt jedoch bieten wir ein ausgewogenes Programm.

SPIEGEL: Gibt es eine Ansage, wie MDR-Journalisten mit der AfD umgehen sollen?

Ludwig: Bei uns gilt das Prinzip der inneren Rundfunkfreiheit. Die Redaktionen entscheiden frei nach ihrem Ermessen, welche Themen für sie wichtig sind, welche Themen in den Nachrichten kommen und wie man an sie herangeht. Da hat sich ein Intendant herauszuhalten.

SPIEGEL: Ist man sich in den Redaktionen einig, wie mit der AfD journalistisch am besten umzugehen ist?

Ludwig: Es finden Diskussionen statt, wie in jeder Redaktion des Landes.

SPIEGEL: Gibt es Schulungen für den journalistischen Umgang mit der AfD?

Ludwig: Nein.

SPIEGEL: Über Sie als Intendant sagt man, Sie seien ein »Sparkommissar«. Tatsächlich müssen Sie streng aufs Geld achten.

Ludwig: Es stimmt: Wir müssen schon jetzt mindestens 160 Millionen Euro sparen. Wir hatten ein strukturelles Defizit von 40 Millionen Euro jährlich. Jahrelang wurden wir von der KEF, also der Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten, dazu angehalten, unsere Rücklagen aufzubrauchen. Das haben wir gemacht. Nun hatte die KEF den angemeldeten zusätzlichen Finanzbedarf in ihrer

Kalkulation zuletzt überraschend um zwei Drittel gekürzt. Es wurde zum 1.1.2025 eine Beitragserhöhung um lediglich 58 Cent empfohlen. Und nicht mal diese haben die Politiker umgesetzt. Das bedeutet für uns de facto eine massive Budgetkürzung, wir sind als MDR aktuell nicht bedarfsgerecht finanziert. Jetzt warten wir auf die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts. Als Intendant bin ich der oberste Kaufmann des Hauses, es ist mein Job, die schwarze Null zu erreichen.

SPIEGEL: »Oberster Kaufmann des Hauses«, so definieren Sie die Rolle des Intendanten?

Ludwig: Als Intendant trage ich die Verantwortung für den gesamten Betrieb und die Angebotsgestaltung. Dass ich Kaufmann bin, steht dem aus meiner Sicht nicht entgegen.

SPIEGEL: Sie sind kein Journalist, kommen nicht vom Programm, und Sie sparen ausgerechnet dort. Das stößt vielen sauer auf.

Ludwig: Das stimmt nicht, wir sparen überall. Wir sparen an Strukturen, wir sparen in der Verwaltung, wir sparen an den Verbreitungskosten. Wir legen zum Beispiel gerade unsere beiden großen Programmdirektionen Halle und Leipzig zusammen, um Doppelstrukturen zu reduzieren. Wir kommen leider am Programm nicht vorbei.

SPIEGEL: Ihr Leitbild ist »MDR für alle« – dem werden Sie so gerecht?

Ludwig: Ich will nicht verhehlen, dass wir gerade Schwierigkeiten haben, die Zielgruppe der 30- bis 50-Jährigen zu erreichen. Da sind wir dabei, das Programmportfolio anders aufzustellen. Bei der ganz jungen Zielgruppe haben wir aber kein Problem. Sie würden sich wundern, wie viele Menschen zwischen 14 und 29 Jahren zum Beispiel auch Florian Silbereisen schauen.

SPIEGEL: Sie haben kürzlich verkündet, dass Sie ausgerechnet an Social-Media-Formaten und Podcasts sparen wollen. Wie passt das dazu?

MDR-Landesfunkhaus Sachsen-Anhalt:

»Schmerzlich, aber unvermeidbar«



Joko / picture alliance

Ludwig: Es ist ein Unterschied, ob man Podcasts am Start hat und damit Menschen erreicht oder ob man Podcasts am Start hat und damit niemanden erreicht. Wir stellen Podcasts ein, die monatlich weniger als 6000 Hörer haben.

SPIEGEL: Wie viele Podcasts betrifft das?

Ludwig: Wir hatten vor zwei Jahren noch 160 Podcasts, Ziel ist eine Halbierung.

SPIEGEL: Klingt, als hätten Sie eine ganze Zeit lang Programme an den Hörern vorbeientwickelt.

Ludwig: Wie jedes Medienunternehmen überprüfen wir unser Programmportfolio fortlaufend. Wir haben durch den wirtschaftlichen Druck aktuell eine größere Dynamik.

SPIEGEL: Sie stoppen auch die Produktion von »Tatort« und »Polizeiruf 110« für mindestens drei Jahre. Beim Zuschauer beliebtes Programm.

Ludwig: Wir müssen leider sehr kurzfristig größere Summen einsparen. Das ist für mich schmerzlich, aber unvermeidbar.

SPIEGEL: Sie stellen die Produktion des »Mittagsmagazins« ein. Unter Ihnen verschwindet der Osten aus der ARD.

Ludwig: Das ist Quatsch. Wir werden unsere Regionen weiter auch in anderen ARD-Formaten abbilden. Und noch mal: Wenn wir eine Beitragserhöhung auf 18,94 Euro monatlich bekommen hätten, wie es die KEF ursprünglich empfohlen hat, müssten wir diese Schritte nicht gehen. Im Übrigen hat die ARD den MDR noch nie im Stich gelassen, sie wird es auch jetzt nicht tun.

SPIEGEL: Sie begründen die Sparmaßnahmen immer mit der ausgebliebenen Beitragserhöhung. Haben Sie in den vergangenen Jahren nicht einfach über Ihre Verhältnisse gewirtschaftet? Immerhin sind Sie seit vielen Jahren für die Finanzen des MDR zuständig. Bevor Sie Intendant wurden, waren Sie der Verwaltungsdirektor des Hauses.

Ludwig: Nein, wir haben nicht über unsere Verhältnisse gelebt. Wie bereits gesagt, haben wir nach den KEF-Vorgaben unsere Rücklagen abgebaut. Wenn ich mir selbst etwas vorzuwerfen habe, dann dass ich zu sehr darauf vertraut habe, dass sich die Länder an ihre eigenen gesetzlichen Regelungen halten und die KEF-Empfehlung zur Anhebung des Rundfunkbeitrags umsetzen.

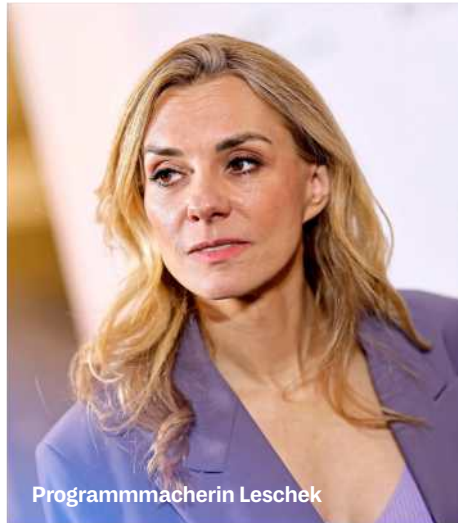
SPIEGEL: Also, wenn das Bundesverfassungsgericht Ende des Monats für eine Beitragserhöhung entscheidet, sind die finanziellen Sorgen passé?

Ludwig: Wenn der Beitrag, wie zuletzt von der KEF empfohlen, auf 18,64 Euro statt 18,94 Euro erhöht würde, müssten wir als MDR immer noch 30 Millionen Euro bis Ende 2028 zusätzlich sparen.

SPIEGEL: Scheint, als lägen die Probleme doch tiefer.

Ludwig: Es sind herausfordernde Zeiten. Wir gehen das aktiv an.

SPIEGEL: Herr Ludwig, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Christoph Hardt / Panama Pictures / picture alliance

Schwitziger und männlicher

Karrieren Der Kampfsportler und Quotenbringer Christian Eckerlin wird für RTL-Chefin Inga Leschek zum Problem.

Im vergangenen September erfüllte sich Inga Leschek einen Traum. Sie trainierte mit ihrem Idol. Die RTL-Programmmacherin stieg mit Christian Eckerlin in den Ring, dem bekanntesten deutschen Kämpfer der Mixed Martial Arts (MMA). »King of GerMMAny« nennt der 39-Jährige sich.

Eckerlin habe Leschek Schlagtechnik, Binarbeit und Timing beigebracht, ist später auf der RTL-Website zu lesen.

Ein Foto zeigt Leschek neben dem Kämpfer, die »begeisterte Anhängerin« lacht in die Kamera. Der Bizeps angespannt, der linke Arm um Eckerlins Hüfte gelegt. »Christian hat eine unglaubliche Power«, wird Leschek zitiert. »Da reicht ein strenger Blick, und man möchte sich in Luft auflösen.«

Leschek hat maßgeblich dazu beigetragen, Eckerlin groß zu machen. RTL überträgt seit 2024 seine Kämpfe. Zunächst im Stream, nun auch im Free-TV. Die Quoten sind gut, doch im Sender regt sich nach SPIEGEL-Informationen zunehmend Widerstand gegen den neuen Star.

Das hat mit aktuellen Ermittlungen gegen Eckerlin zu tun. Er soll auf T-Shirts, Hosen und Social Media für unerlaubtes Online-Glücksspiel geworben haben. Sein Anwalt teilt mit, Eckerlin habe zu keinem Zeitpunkt bewusst gegen Vorgaben verstoßen. Ein Vorsatz sei ausgeschlossen.

RTL erreichte dazu frühzeitig eine Warnung. Doch das hinderte Leschek augenscheinlich nicht daran, Eckerlin als ein Gesicht des Senders aufzubauen.

Dass Eckerlin mutmaßlich als hochrangiges Mitglied der berühmten Rockergruppe »Hells Angels« angehört, ist schon länger bekannt. Ebenso wie seine Verbindungen ins Rotlichtmilieu. Beides wurde bei RTL bislang toleriert. Doch nun steigt intern der Unmut darüber, wie stark der Sender Eckerlin in Szene setzt.

Mit der Kritik an Eckerlin wächst offenbar auch der Ärger über seine Fürsprecherin. Leschek, 48, ist eine der mächtigsten Medienmanagerinnen des Landes.

Sie sucht den Erfolg in alten RTL-Stärken. Leschek hat das Programm schwitziger und männlicher gemacht. Vor allem mit dem umstrittenen Kampfsport MMA, der auch viel in der RTL-Belegschaft zu brutal ist.

Die Kämpfer gehen in einem achteckigen Käfig aufeinander los, durch den sich am Ende bisweilen eine Blutlache zieht. RTL sicherte sich beim MMA-Veranstalter Oktagon für drei Jahre die Exklusivrechte im deutschsprachigen Raum.

Dem SPIEGEL sagte Leschek vor einigen Monaten, für das RTL-Programm gelte das Motto: »Wir scheißen uns nichts.« Was in ihrer Heimat Österreich so viel bedeutet wie: Wir nehmen keine Rücksicht. Aber mittlerweile scheißen sich einige bei RTL doch etwas.

Intern irritiert, dass Leschek gern neben Eckerlin posiert, einem Mann mit krimineller Vergangenheit. 2025 verurteilte ihn das Amtsgericht Frankfurt zu sieben Monaten Freiheitsstrafe auf Bewährung und einer Geldstrafe in Höhe von 100.000 Euro.

Mit den Ermittlungen wegen mutmaßlich illegaler Glücksspielwerbung, über die zuerst »Bild« berichtete, hat Eckerlin nun neuen Ärger am Hals.

Gegen Eckerlin wurde ein sogenannter Vermögensarrest verhängt: Er musste vorläufig rund 800.000 Euro hinterlegen. Eckerlin hatte offenbar für ein Online-Casino mit Sitz auf der Karibikinsel Curaçao geworben, das über keine Lizenz für den deutschen Markt verfügen soll.

Zwischenzeitlich habe er die Zusammenarbeit mit der Plattform eingestellt, teilt sein Anwalt mit. Er gehe davon aus, dass es sich um keine Werbung im strafrechtlichen Sinne, sondern um hiervon nicht erfasste bloße Imagepflege handle. Eckerlin habe darauf vertraut, dass der Betreiber alle erforderlichen Erlaubnisse besitze.

RTL hat laut einer Sprecherin von den Ermittlungen aus den Medien erfahren. Eine Überraschung dürfte es nicht gewesen sein. Schon im Herbst 2024 sei der Sender von der gemeinsamen Glücksspielbehörde der Länder auf den Fall hingewiesen worden.

Bei Dreharbeiten mit RTL habe Eckerlin nie Kleidung mit dem Aufdruck des Anbieters getragen. Auf Archivmaterialien sei der Sponsor verfremdet worden.

Aus den Augen, aber offenbar keineswegs aus dem Sinn. Nach SPIEGEL-Informationen gibt es mittlerweile interne Recherchen zu Eckerlin, maßgeblich vorangetrieben vom Bereich RTL-News.

Nervös geworden ist das RTL-Management auch wegen Veröffentlichungen in anderen Medien. Das ist zum einen der Podcast »Triggered« des Hells-Angels-Aussteigers Kassra Zargaran. In der jüngsten Folge ging es darum, wie nah Eckerlin der Rockergruppe steht.

Und da ist eine neue NDR-Dokumentation, die Eckerlin in der Kutte der Hells Angels zeigt. Im Film ist auch zu sehen, wie mutmaßlich hochrangige Mitglieder der Gruppierung bei Eckerlins Kämpfen auf prominenten Plätzen sitzen.

Sicherheitsbehörden schreiben den Rockern seit Jahren enge Verbindungen zur Organisierten Kriminalität zu. Eckerlins Anwalt teilt mit, es gebe keinen Zusammenhang zwischen den aufgeworfenen Vorwürfen und angeblichen Aktivitäten außerhalb des sportlichen Bereichs.

Dass die Personalie Eckerlin für RTL irgendwann zum Problem werden musste, lag auf der Hand. Hat der Sender sich mit Eckerlins Lebenswandel und seinen Geschäften befasst? Oder wollte man es nicht so genau wissen? Eine Sprecherin schreibt, der Sender beobachte alle Entwicklungen und tausche sich regelmäßig intern dazu aus.

Wer Eckerlin nur auf RTL-Kanälen verfolgt, bekommt von alledem wenig mit. In einer sechsteiligen Doku-Serie darf er sich als fürsorglicher Ehemann und Vater in Szene setzen.

Alexander Kühn, Timo Schober

Werdende Eltern spüren zu viel Druck

Pränataldiagnostik Immer mehr Schwangere machen einen Trisomien-Bluttest auf Kassenkosten. Als Mutter eines Kindes mit Behinderung besorgt mich diese Entwicklung.

Von Jennifer Meyer-Ueding

Die Augen meines Sohns sind geschwollen, durch millimeterweit geöffnete Lider blickt er mich an. Er drückt meine Hand. Vergebens versucht er, seinen Kopf weiter zu mir zu drehen. Er ist mit einem Ring fixiert. Die Konstruktion zieht seine Wirbelsäule in die Länge. So liegt mein 13-Jähriger auf der Intensivstation. »Manchmal frage ich mich, warum ich geboren wurde«, sagt er zu mir.

Das geht mir durch und durch. Aber wenigstens habe ich eine Antwort für ihn. Mein Sohn ist auf der Welt, weil ich ihn bereits liebte, als der Pränataldiagnostiker den Ultraschallkopf etwas zu lange über meinen Bauch gleiten ließ. Der Arzt hatte bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Am selben Tag erhielten wir die Diagnose: Spina Bifida, ein offener Rücken, der mit vielen körperlichen Komplikationen einhergeht. Mein Sohn ist deshalb auch heute noch schwerbehindert und hat die Pflegestufe 4. Das heißt, dass er umfassende Unterstützung in fast allen Lebensbereichen braucht.

Ich hätte mich damals gegen mein Baby entscheiden können. Rechtlich wäre ein Abbruch möglich gewesen. Trotzdem wollte ich das nicht. Warum? Weil meine emotionale Bindung zu meinem ungeborenen Kind schon zu stark war und mein moralischer Kompass mir sagte, dass es nicht richtig gewesen wäre. Das waren meine persönlichen Beweggründe, und ich möchte anderen weder meine Gefühle noch meine Moralvorstellungen vorschreiben. Diese Gesellschaft sollte jeder Schwangeren eine individuelle Entscheidung zutrauen und zugestehen.

Was ich allerdings nicht akzeptieren möchte, ist der Kontext, in dem Schwangerschaftsabbrüche zu oft stattfinden. In unserer Gesellschaft werden Menschen mit Behinderung häufig ausgegrenzt und abgewertet. Das erschwert werdenden Eltern die Entscheidung enorm.

In diesem Zusammenhang muss man auch die Debatte sehen, die es gerade um die Pränataldiagnostik gibt. Ihre Methoden sind vielfältig. Sie reichen von Ultraschalluntersuchungen wie bei mir, über Gewebeentnahmen an der Pla-

zenta, die Entnahme von Fruchtwasser bis hin zum nicht invasiven Pränataltest (NIPT), mithilfe dessen das Blut der schwangeren Person auf bestimmte genetische Veränderungen getestet wird. Nicht nur die Trisomien 13 und 18, die mit schwersten körperlichen und geistigen Behinderungen einhergehen, können damit erkannt werden, sondern auch Trisomie 21, also das Downsyndrom. Ein NIPT hat den Vorteil, dass er anders als eine invasive Fruchtwasserentnahme ohne das Risiko einhergeht, die Schwangerschaft zu gefährden.

Einige Pränataltests sind therapieorientiert. Mein Sohn wurde nach seiner Diagnose in der 24. Schwangerschaftswoche noch im Uterus operiert. Dadurch konnten seine körperlichen Einschränkungen gemildert werden. Schon allein deshalb weiß ich, dass die Pränataldiagnostik ein Segen sein kann.

Und trotzdem bereitet mir eine Entwicklung in diesem Bereich Sorgen: Seit 2022 übernehmen die gesetzlichen Krankenkassen in vielen Fällen die Kosten für die Bluttests – und es zeichnet sich ab, dass diese nun sehr viel häufiger angefragt werden als früher. Einer Auswertung von Versichertendaten der Barmer Ersatzkasse zufolge entschied sich im ersten Quartal 2023 jede dritte Schwangere für einen NIPT. Ein Jahr später war es schon fast jede

zweite. Das Ganze läuft also auf ein breitflächiges Screening hinaus.

Die Entscheidung, den NIPT zur Kassenleistung zu machen, bedeutet faktisch seine Normalisierung. Was die Kasse zahlt, erscheint medizinisch notwendig – und gesellschaftlich erwünscht.

Viele Schwangere entscheiden sich bei einem positiven Ergebnis für einen Abbruch. Die Folge der Tests ist also eine stillschweigende Selektion: Es werden wohl immer weniger Kinder mit Downsyndrom geboren. Diese Entwicklung lässt fragen: Wie perfekt muss ein Baby sein, um geboren werden zu dürfen?

Problematisch sind die Tests aber auch deshalb, weil sie zu selten mit echter Aufklärung kombiniert werden. Bei



Linaura Rain / Connected Archives

Schwangere Frau: Die Entscheidung für einen Abbruch ist zutiefst persönlich

einem negativen Ergebnis entscheiden sich die Schwangeren oftmals gegen weitere Untersuchungen und wiegen sich in »falscher Sicherheit«. Ohne ausreichende Beratung berücksichtigen sie nicht, dass die meisten Behinderungen nicht angeboren sind und der NIPT nur auf bestimmte Chromosomenanomalien testet. Die Behinderung meines Sohns beispielsweise hätte auf diese Weise gar nicht erkannt werden können.

Die steigende Zahl der nicht invasiven Pränataltests wirft so viele ethische Fragen auf, dass sich auch die Politik damit beschäftigen muss. Fraktionsübergreifend reichten im März Abgeordnete von Union, SPD, Grünen und Linken deshalb einen Antrag im Bundestag ein, der ein Monitoring der Bluttests auf Kassenkosten fordert. Die Politiker hoffen auf eine bessere Datengrundlage. Zudem regen sie ein interdisziplinäres Expertengremium an, das nicht nur die ethischen, sondern auch die rechtlichen und gesundheitspolitischen Grundlagen der Kassenzulassung der Tests prüft.

Ich halte das für richtig. Jede schwangere Person sollte selbst über ihren eigenen Körper entscheiden können und hat ein Recht auf Wissen. Das heißt im Umkehrschluss aber nicht, dass selektive Abbrüche bedingungslos unterstützt werden sollten. Denn wie jemand denkt, hängt auch von den Erwartungen und Wertvorstellungen seines Umfelds ab. Gesellschaftliche (Vor-)Urteile können einen Menschen zu bestimmten Entscheidungen drängen. Auch schlechte Rahmenbedingungen, fehlende Inklusion und unzureichende Unterstützungsleistungen stehen einer freien Wahl entgegen.

Als ich erfuhr, dass mein Kind eine Behinderung haben würde, war ich in einer glücklichen Partnerschaft, und wir waren finanziell abgesichert. Trotzdem kämpfte ich bis heute mit Hürden und Vorurteilen, weil ich mich bewusst für ein Kind mit Behinderung entschieden habe.

In einer Gesellschaft, die sich an Effizienz und Selbstoptimierung orientiert, geraten Menschen wie mein Sohn, die nicht diesem Ideal entsprechen, ins Abseits. Die hohe Nachfrage nach nicht invasiven Pränataltests ist ein Symptom dessen. Sie werden nicht primär für heilende Zwecke eingesetzt. Stattdessen dienen sie dazu, das Leben nach einem vermeintlichen Wert zu sortieren. Die Bluttests können sinnvoll sein. Doch ihre Generalisierung entspricht einer gesellschaftlichen Fixierung auf Leistungsfähigkeit.

Gleichfalls nicht neu ist die Fixierung auf die Kosten, wenn es um den politischen und gesellschaftlichen Umgang mit Behinderungen geht: Dem Recht auf Inklusion werden Kostenvorbehalte entgegengesetzt. Die Privatwirtschaft ist nicht ausreichend zur Barrierefreiheit verpflichtet, und daran wird auch die geplante Reform des Behindertengleichstellungsgesetzes nichts ändern. Zugleich entmündigt und überlastet ein chronisch unterfinanziertes Pflegesystem viele Menschen. Krankenkassen lehnen notwendige Orthesen, Hörgeräte oder Rollatoren ab. Unsere Gesellschaft bevorzugt gesunde und kosteneffektive Mitglieder. Wie oft schon sind mir behindertenfeindliche Witze aufgefallen oder unsägliche, entpersonalisierende Lautsprecherdurchsagen: »Der Rollstuhl möchte mit.«

Behinderung wird gesellschaftlich mit Leiden und Defiziten assoziiert. Menschen haben Angst vor Behinderung und Angst vor Menschen mit Behinderung. Diese Angst ist ein Resultat von Ausgrenzung. Wir haben kaum Kontakt zu

Menschen mit Behinderung – zumindest bis wir alt werden oder durch Krankheit eine Behinderung bekommen. Menschen mit und ohne Behinderung sollten nicht in Parallelwelten leben; Deutschland hat im Februar 2009 deshalb die Uno-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen ratifiziert.

Doch diese werde nicht ausreichend umgesetzt, bemängelte der Uno-Fachausschuss bei einer Prüfung im Jahr 2023. Die Experten kritisieren, dass Menschen mit Behinderungen hierzulande zu stark separiert würden: in Behindertenwerkstätten, in Förderschulen oder in speziellen Wohneinrichtungen.

Dabei sind Ignoranz, Diskriminierung und Bevormundung im Umgang mit Menschen mit Behinderung der falsche Weg. In ihrem Magazin »Ohrenkuss« verschaffen sich Autor:innen mit Downsyndrom in der Debatte über pränatale Selektion und den NIPT Gehör. Der Autor Ansgar Peters fordert: »Es müsste ein anderes Gesetz geben. Menschen mit Downsyndrom sollen geboren werden. Die Menschen haben so eine große Angst vor dem Downsyndrom. Und manche Ärzte haben echt keine Ahnung!«

Warum beziehen wir Menschen mit Behinderung nicht in den Diskurs ein? Die Philosophin Barbara Schmitz sieht zu Recht eine ethische Schieflage, wenn wir über Lebenswert urteilen, ohne die Betroffenen zu hören. Denn diese sind die Expert:innen ihres eigenen Lebens. Ein Leben, das für Außenstehende schwierig erscheint, kann für die betroffene Person tief erfüllend sein. Nicht der NIPT und nicht die Gesamtheit aller pränatalen Tests können prognostizieren, welche Lebensqualität ein ungeborener Mensch haben wird.

Die Entscheidung für einen Schwangerschaftsabbruch ist eine zutiefst persönliche, aber sie findet nie im luftleeren Raum statt. Strukturelle Ausgrenzung und stillschweigende Normen beeinflussen diese Entscheidung. Ein System, das durch Tests wie den NIPT suggeriert, ein Leben mit Behinderung sei grundsätzlich zu vermeiden, erzeugt Druck. »Was ist ein lebenswertes Leben?« bleibt eine individuelle Frage und verlangt eine individuelle Antwort. Diese Antwort unterscheidet sich nicht nur von Person zu Person, von Mensch mit Behinderung zu Mensch mit Behinderung, sondern manchmal von Tag zu Tag.

Es gibt Zeiten, die für meinen Sohn und mich nicht leicht zu ertragen sind. Im Krankenhaus auf der Intensivstation etwa, wenn er Schmerzen hat. Schon bevor mein Kind geboren wurde, wusste ich, Operationen würden zu seinem Leben gehören. Aber wir haben auch so viele schöne gemeinsame Momente, die ich um nichts in der Welt missen möchte.

Sommertage wie dieser: Ich renne meinem Sohn im Rollstuhl hinterher. Knapp vor der Eisdielen dreht er sich zu mir um. »Du wirst alt und langsam«, sagt er und lacht mich aus. »43 Jahre«, schnaufe ich zurück. Mit einem breiten Grinsen entgegnet er: »Ich werde 100 Jahre alt, und jeden Tag davon werde ich zwei Kugeln Eis essen.« Ich: »Warum?« Er: »Weil mein cooles Leben mit Eis noch besser wird.« **S**



Laura König

Jennifer Meyer-Ueding, Jahrgang 1982, ist Politikwissenschaftlerin und Agrarökonomin. Die freie Autorin hat drei Kinder und pflegt ihren körperlich schwerbehinderten Sohn.

AUSLAND

RN-Politiker Bardella,
Le Pen

Schatten der Radikalen

LFI-Gründer Mélenchon



Frankreich Am Ende der Ära Macron zerbröckelt die politische Mitte. Kräfte von rechts und links kämpfen um den Élysée-Palast. Die EU halten beide für ein lästiges Übel.

Sieht so die Zukunft Frankreichs aus? Um kurz nach vier steht Jean-Luc Mélenchon an diesem Sonntagnachmittag auf der Bühne und blinzelt in die Junisonne. Ein älterer Herr mit grauen Haaren, dessen größte Auffälligkeit darin besteht, dass er so unauffällig wirkt. Mit seinem blauen Anzug und seiner roten Krawatte sieht er aus wie ein Bankangestellter, der aus dem Ruhestand noch einmal am Schalter aushilft.

Aber als der Kandidat von La France Insoumise (LFI) endlich spricht, fällt plötzlich alles Träge und Beamtenhafte von dem 74-Jährigen ab. Seine Stimme ist so scharf wie sein Vortrag, in dem er die Präsidentschaftswahl im kommenden Jahr als Schlacht gegen den Faschismus beschreibt, als Kampf gegen den Kapitalismus und dessen Büttel in Brüssel. Als Mélenchon endet, recken Zuhörer die Faust in den Himmel und schmettern die »Internationale«, deren Refrain vom »letzten Gefecht« für Gerechtigkeit erzählt.

Wie konnte es so weit kommen? Als Emmanuel Macron im Jahr 2016 in den Wahlkampf zog, wollte er das Land vom alten Lagerdenken befreien. »Weder rechts noch links« war sein Wahlkampfmotto. Mit dem damals erst 38-jährigen Kandidaten sollte eine neue Ära beginnen, in der nicht die alten Schablonen zählen, sondern allein die Vernunft. Zunächst hatte Macron damit Erfolg. Er eroberte nicht nur den Élysée-Palast, sondern pulverisierte auch das alte Parteiensystem. Für ein paar Monate schien es, als würde der neue Präsident eine Revolte der Mitte anführen, die demokratischen Regeln folgt und unempfindlich ist gegen den Sirengesang des Populismus.

Zehn Jahre später muss man feststellen: Macrons Experiment ist spektakulär gescheitert. Das Zentrum, das Macron einst zur dominierenden Kraft der französischen Politik machen wollte, ist gespalten wie nie. Der scheidende Präsident ist so unbeliebt, dass sich seine ehemaligen Mitstreiter reihenweise von ihm abwenden. Édouard Philippe, einst Premierminister Macrons, hat schon 2021 seine eigene Partei gegründet und im vergangenen Jahr seinen alten Chef zum Rücktritt aufgefordert, was man als den ultimativen Akt der Emanzipation begreifen darf.

Das traurige Ende des Macronismus öffnet den Blick auf ein Szenario, das nicht nur Frankreich bedroht, sondern ganz Europa: ein Präsidentschaftswahlkampf, bei dem sich das politische Zentrum so zerlegt, dass im Frühjahr 2027 die Extreme triumphieren könnten. Frankreich wählt seinen Präsidenten in zwei Wahlgängen. Und derzeit sieht

es so aus, als ob die gemäßigten Kräfte derart viele Kandidaten ins Rennen schickten, dass diese sich selbst kannibalisieren.

Etwa 20 Politiker der Mitte spielen derzeit mit dem Gedanken, sich um den Job im Élysée-Palast zu bewerben, oder haben es schon angekündigt: darunter drei ehemalige Regierungschefs Macrons, der einstige Außenminister Dominique de Villepin, der frühere sozialistische Präsident François Hollande sowie der linke Europaabgeordnete Raphaël Glucksmann. Alle beteuern treuherzig, dass ihnen nichts wichtiger sei, als Frankreich und Europa vor den Radikalen zu bewahren. Doch in Wahrheit sorgen sie mit ihrem ziellosen Ehrgeiz selbst dafür, dass nicht nur die Chancen des Linkspopulisten Mélenchon steigen, sondern auch die des rechten Rassemblement National (RN).

Die Partei, 1972 als Front National gegründet von dem Algerienkämpfer und Holocaustleugner Jean-Marie Le Pen, ist heute laut Umfragen die mit Abstand stärkste politische Kraft in Frankreich. Was auch daran liegt, dass Marine Le Pen, Tochter des 2025 verstorbenen Parteipatriarchen, die Bewegung gründlich entrümpelt hat. Während sich die AfD in Deutschland über die Jahre weiter radikalisierte, setzte Marine Le Pen auf die gegenteilige Strategie. Mit der »Dédiabolisation«, der »Entteufelung«, wollte sie mit ihrem Vater und seiner offenen Sympathie für den Faschismus brechen – und so die Partei für Wähler der Mitte öffnen.

Kaum etwas verkörpert den erfolgreichen Abschluss dieser Operation so gut wie der gerade laufende Verkauf der Villa Montretout, des stattlichen Familienanwesens der Le Pens im Pariser Nobelparadeort Saint-Cloud. Einst inoffizielle Parteizentrale und Kulisse für unzählige politische Dramen und Intrigen, wird das herrschaftliche Gebäude nun geräumt und gänzlich unsentimental dem Makler übergeben. So unsentimental, wie Marine Le Pen sich zuvor von den Altlasten der Partei befreit hat.

Nachdem Marine Le Pen 2011 die Führung des Front National übernommen hatte, schmiss sie erst Neonazis und Holocaust-

leugner hinaus – und schließlich 2015 den Patriarchen selbst. Es war der ultimative Vätermord. 2018 taufte Marine Le Pen die Partei um in Rassemblement National: Nationale Sammlung, das klingt wesentlich weicher und versöhnlicher als Nationale Front. Letztes Überbleibsel des Faschismus ist die Flamme im Parteieblem, eine Reminiszenz an die historische Symbolik des italienischen Rechtsextremismus.

Heute tritt der RN nicht mehr antisemitisch auf wie einst unter Jean-Marie Le Pen. Im Herbst 2023, nach dem Terrorangriff der Hamas auf Israel, nahmen Marine Le Pen und ihr politischer Ziehsohn Jordan Bardella an einer Demonstration gegen Judenhass in Paris teil. Auch offene Islamfeindlichkeit verknüpfen sich die Parteioberen inzwischen.

Migrationspolitisch vertritt der RN immer noch eine radikale Linie. Als erste Amtshandlung nach einem Wahlsieg plant der RN ein Referendum, das dem Staatsoberhaupt die Autorität geben soll, das Land abzuschotten. Doch die deutsche AfD mit ihren Rufen nach »Remigration« von Einwanderern findet Le Pen inzwischen unappetitlich; sie hat die Deutschen eigenhändig aus der gemeinsamen Fraktion im EU-Parlament befördert.

Nach außen passt zwischen Le Pen und ihren erst 30-jährigen politischen Zögling kein Blatt. Aber Bardella, Kind italienischer Einwanderer, nutzt die Niederlagen und Affären aus Marine Le Pens langer politischer Karriere dazu, sich als unbelastete Alternative zu einer Frau zu präsentieren, die nun schon drei Präsidentschaftswahlen verloren hat. Derzeit ist die 57-Jährige wegen Veruntreuung von EU-Geldern von der Wahl 2027 ausgeschlossen. Wenn am 7. Juli ein Pariser Berufungsgericht das Urteil bestätigen sollte, wofür im Moment einiges spricht, ist der Weg für den jungen Parteichef frei.

Bardella beruft sich auf Ex-Präsident Charles de Gaulle, Idol der französischen Konservativen – und einstiges Feindbild von Le Pen senior. Mit wirtschaftsliberalen Positionen wirbt er um bürgerliche Stimmen. Unter Bardellas Führung hat der RN endgültig seinen Schrecken verloren. Seit 2024 sieht eine Mehrheit der Franzosen den RN nicht mehr als Gefahr für die Demokratie.

Und viele Bürger glauben, dass die Partei die Probleme des Landes lösen kann, nicht zuletzt die schwindende Kaufkraft, die viele Wähler als das drängendste Problem betrachten. »Jordan Bardella hat das bessere Bewerberprofil«, sagt der Wahlforscher Luc Rouban. »Das fängt damit an, dass er nicht Le Pen heißt.« Mit 34 Prozent Zuspriech ist

»Jordan Bardella hat das bessere Bewerberprofil. Das fängt damit an, dass er nicht Le Pen heißt.«

Luc Rouban, Wahlforscher

Bardella derzeit Frankreichs beliebtester Politiker.

Wenn man so will, ist Mélenchon das Gegenbild zu dem jungen Parteichef. Ein Mann, der seine politische Laufbahn als Trotzkiist begonnen und schon im französischen Senat gesessen hat, als Bardella noch gar nicht geboren war. Während Bardella ruhig und geschmeidig auftritt, umweht Mélenchon immer noch die leicht cholerische Aura des Volkstribuns.

Mélenchon war lange Mitglied der Parti Socialiste, hat aber schon vor Jahren mit ihr gebrochen und 2016 La France Insoumise (Das unbeugsame Frankreich) gegründet: eine linke Bewegung, wie es sie so wohl nirgendwo sonst auf der Welt gibt. Mélenchon vertritt wie Sahra Wagenknecht in Deutschland oder Bernie Sanders in den USA einen radikalen ökonomischen Populismus, verzichtet aber vollkommen auf migrationskritische Töne, die sich in den vergangenen Jahren ins Programm vieler linker Bewegungen eingeschlichen haben.

Mehr noch als auf wütende Arbeiter setzt Mélenchon auf die Millionen muslimischen Wähler in Frankreich. Bei seinem Wahlkampfauftakt in Saint-Denis, einem stark migrantisch geprägten Vorort von Paris, trugen Ordnerinnen und Besucherinnen Kopftuch, zwischen den LFI-Fahnen flatterte das schwarz-weiß-grün-rote Banner Palästinas.

Mélenchons Bewegung steht für einen sehr traditionellen linken Protektionismus, ist gleichzeitig aber auch durchzogen von einer manchmal leicht ins Esoterische neigenden Naturverbundenheit. LFI will nicht nur aus der fossilen Energie aussteigen, sondern auch die mehr als 50 französischen Atomreaktoren abschalten. Mélenchon kämpft für ein Verbot von Pestiziden und raunt bei seinem Auftritt in Saint-Denis dunkel von einer Epidemie der Unfruchtbarkeit. Es ist eine wilde Mischung, die erkennbar funktioniert: Bei der Präsidentschaftswahl im Jahr 2022 holte er 22 Prozent; damals fehlten ihm nur 420.000 Stimmen, um in den zweiten Wahlgang zu gelangen.

Der Soziologe und LFI-Experte Manuel Cervera-Marzal glaubt, dass sich in den vergangenen Jahrzehnten ein so tiefgreifender Wandel in der französischen Gesellschaft vollzogen hat, dass ein Triumph des Linkspopulisten möglich sei. »Mélenchon hat sich schon in Richtung eines Sieges vorgearbeitet«, schreibt er. »Nun sind die politischen, soziologischen und historischen Voraussetzungen gegeben, um ihn zu erringen.« Man mag das für etwas zu optimistisch halten angesichts der realen Umfragewerte, die zwischen 13 und 15 Prozent pendeln. Aber der Wahlkampfauftakt in Saint-Denis, bei dem sich weit über 10.000 Menschen auf dem Platz vor der Kathedrale drängten, zeigt, welche Anziehungskraft Mélenchon besitzt.



Europafahne auf Misthaufen im südfranzösischen Pessac: Schleichendes Ende der EU

Ein Sieg von LFI oder RN wäre nicht das Ende der Demokratie. Sowohl Mélenchon als auch Le Pen und Bardella haben – anders als Donald Trump in den USA – Wahlniederlagen bisher immer klaglos respektiert. Aber Europa steht unter Druck wie noch nie seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Das Beistandsversprechen der USA in der Nato bröckelt, während Wladimir Putin mit dem Gedanken spielt, sich Teile des alten Sowjetimperiums einzuverleiben. Kaum etwas ist in dieser Lage wichtiger als ein verlässliches Frankreich, das als einziges EU-Land über Atomwaffen und einen ständigen Sitz im UN-Sicherheitsrat verfügt. Doch wenn es eine Gemeinsamkeit der beiden Parteien gibt, dann ist es ihre Skepsis, wenn nicht Feindschaft, gegen EU und Nato.

Die Hoffnung ist, dass sich weder Mélenchon noch der RN zu drastischen Schritten hinreißen lassen, sollten sie einmal an der Macht sein. Optimisten sehen Giorgia Meloni als Beispiel, deren Wahl zur italienischen Ministerpräsidentin 2022 in Brüssel zunächst auch mit Schrecken verfolgt wurde, weil ihre Partei Fratelli d'Italia am äußersten rechten Rand steht. Im Amt entpuppte sie sich als eine der verlässlichsten Partnerinnen in der EU. Doch der Vergleich mit Meloni hinkt schon deshalb, weil der französische Präsi-

dent – gerade in der Außenpolitik – über nahezu unumschränkte Macht verfügt.

Sowohl Bardella als auch Mélenchon streben im Falle eines Wahlsiegs den Ausstieg Frankreichs aus dem integrierten Kommando der Nato an. Das transatlantische Bündnis sei eine »archaische Organisation, die schon am Ende des Kalten Kriegs hätte aufgelöst werden müssen«, heißt es im LFI-Programm. Die Distanz zur Nato korrespondiert mit einer Sympathie für Wladimir Putin, die durch den Überfall auf die Ukraine nur leicht getrübt wurde. Im Jahr 2014 finanzierte sich der RN über eine russische Bank. Diese Praxis wurde zwar gestoppt, und die Partei ging auf Distanz zum Kreml. Doch im Europäischen Parlament, wo Bardella Abgeordneter ist, verweigern seine Leute bis heute der Ukraine regelmäßig die Unterstützung.

Die EU sehen Bardella und Mélenchon vor allem als Hindernis und lästiges Übel, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. LFI betrachtet die EU als neoliberales Projekt, das es zu zähmen gilt. Der RN will den EU-Pakt zur Bekämpfung irregulärer Migration aufkündigen und aus dem europäischen Strommarkt aussteigen. Was beide eint, ist der Wille, französisches Recht über europäisches zu stellen – was ein schleichendes Ende der EU bedeuten würde.

So gesehen, schreibt der Essayist und ehemalige Präsidentenberater Jacques Attali, mache es keinen großen Unterschied, ob sich im kommenden Jahr der RN durchsetze oder Mélenchons Truppe: »Die einen wie die anderen wollen, dass Frankreich nur an seine Identität und Souveränität denkt.«

Leo Klimm, René Pfister

Was beide eint, ist der Wille, französisches Recht über europäisches zu stellen.

Taiwan, wie China es wünscht

Ortstermin Kinmen ist nur drei Kilometer von der chinesischen Küste entfernt. Auf der taiwanischen Insel wirkt der Konflikt mit Peking wie Folklore.

Drüben, in China, sagt Tsai Chiung-hua, würden die Shrimps nur die Hälfte kosten. Es sei toll. Man könne billig einkaufen, sich ein paar gegrillte Garnelen bringen lassen, Großstadtluft atmen und sich abends wieder hier, im verschlafenen taiwanischen Inseldorf Qionglin, ins Bett legen. »Morgens hin und abends zurück«, sagt der 84-Jährige. »Das Schiff fährt ja ständig. Es dauert nicht lange.«

37 Minuten braucht die Fähre von der Insel Kinmen, wo Tsai an diesem Frühlingmorgen vor seinem Dorfhaus steht, in die chinesische Millionenmetropole Xiamen, deren Skyline vom Strand aus zu sehen ist.

Hier das demokratische Taiwan, dort das autokratische China. Eine gute halbe Stunde für eine geopolitische Weltreise. Und für preiswerte Meeresfrüchte.

Kinmen gehört zu Taiwan, aber klebt an China. Fast 190 Kilometer trennen es von der taiwanischen Hauptinsel. Zum chinesischen Festland sind es an der engsten Stelle nur drei Kilometer. Süßwasser wird von dort importiert. Nicht wenige der 140.000 gemeldeten Insulaner haben Wohnungen in Xiamen.

Während viele in Taiwan die Volksrepublik vor allem als Bedrohung wahrnehmen, regelmäßig demonstriert durch Pekings Militärmanöver, mit denen Machthaber Xi Jinping seinen Anspruch auf Taiwan untermauern will, sehen es die Kinmenesen nüchtern. »Wenn sie angreifen, greifen sie direkt Taiwan an«, scherzt eine Taxifahrerin. »Kinmen können sie gratis haben.«

Kinmen ist so, wie Pekings Propaganda ganz Taiwan darstellt: eine zum Festland hin orientierte Gesellschaft, emotional mit der Volksrepublik verbunden, in jeder Hinsicht chinanah. Ein arges Zerrbild. Für Inselbewohner wie Tsai Chiung-hua aber ist es Lebensrealität.

Er war noch ein Junge, als eine blutige Schlacht an Kinmens Stränden die Zugehörigkeit seiner Heimat besiegelte. Am Ende des chinesischen Bürgerkriegs 1949 hatte der Kommunistenführer Mao Zedong auf dem Festland den Herrscher Chiang Kai-shek gestürzt. Chiang floh mit seinen Truppen nach Taiwan, konnte aber auch die kleine Insel vor Chinas Küste halten. Im Kalten Krieg stationierte er mehr als 100.000 Soldaten auf Kinmen, um Maos Vorstöße abzuwehren. Tsai erinnert sich, wie die Kommunisten noch Jahre nach Kriegsende Granaten rüberfeuerten. »Sie kamen bei uns im Dorf runter«, sagt er und deutet auf die Häuser

mit den geschwungenen Dächern im traditionellen Minnan-Stil.

»Ein Tag Bombardement, ein Tag Pause«, ergänzt sein Cousin, der neben ihm steht. Zu dieser stillen Übereinkunft fanden beide Seiten damals, um die Choreografie des festgefahrenen Gebietsstreits fortzusetzen, ohne die Arsenalen zu erschöpfen. Jahrzehnte ging das so. Heute lockt Peking Kinmen lieber mit sanften Mitteln – während es den Rest Taiwans mit Kriegsdrohungen traktiert.

»Wir kämpfen nicht mehr«, sagt Tsai. »Das Festland ist eh stärker.« Er spricht fasziniert vom riesigen Flughafen, den sie in Xiamen hochziehen. Am besten solle man eine Brücke bauen, wie China sie im April erst wieder vorgeschlagen hat. In Taipeh gilt das als vergiftetes Angebot: Peking, so die Sorge, strebe eine schleichende Annexion an. Wirtschaftsankreize gegen Eingliederung.

Auf Kinmen aber finden solche Ideen Anklang. Seit 2001 verkehrt die Fähre nach Xiamen und wird rege genutzt. »Du kriegst da drüben ein richtig gutes Fußbad«, erzählt eine Insulanerin. »Tolle Massagen«, pflichtet eine andere bei.

Umgekehrt ist Kinmen ein beliebtes Ausflugsziel für Chinesen aus der Küstenprovinz Fujian, die etwas Taiwanflair erleben wollen.

Inselbewohner Tsai mit Cousin:

»Das Festland ist eh stärker«



Den Einzeltourismus auf die taiwanische Hauptinsel hat China vor einigen Jahren als Druckmittel gegen die Regierung in Taipeh abgeklemmt, worauf auch Taiwan seine Einreiseregeln verschärfte. Für Kinmen jedoch gelten Ausnahmen. Die Festlandtouristen sind leicht zu erkennen an den gemieteten weißen E-Mopeds, mit denen sie im Höchsttempo 25 die Straßen runtersurren. Manche kommen, um im Kino Filme zu sehen, die in China nicht erscheinen dürfen.

Dass sie auf Kinmen ein besonders china-kritisches Taiwan zu Gesicht bekommen, muss Peking dennoch nicht befürchten. Der Bürgerkrieg ist zu Folklore abgeschmolzen. Souvenirläden verkaufen Messer, die aus einstigen Granathülsen der Kommunisten geschmiedet sind. Nur noch ein paar Tausend taiwanische Soldaten leisten Dienst, Taipehs Fokus gilt der Hauptinsel. Am Strand stehen alte Panzer als Attraktion. Ein Café bietet »Mao-Zedong-Milchtee« an – aus Feind wird Verkaufsschlag.

Am Hafenterminal hievt ein Chineser mit Schirmmütze sechs Schnapsflaschen aufs Gepäckband: Kaoliang, ein Ferment aus Sorghumhirse, 38 Prozent Alkohol, ist Kinmens Spezialität. »Zu Hause kosten sie dreimal so viel«, sagt der Mann. Mit der Fähre fährt er zurück aufs Festland, samt süffigem Taiwansouvenir.

An Bord des »Neuen Golddrachen« riecht es nach Auspuff und Sitzbezügen. Das Schiff nach China lässt Kinmens Westküste hinter sich, Xiamen nähert sich im Dunst. Ein Hotel, ein Leuchtturm, eine Mall.

Eine Durchsage fordert die Passagiere auf, ihren »Landsleuteausweis« bereitzuhalten. So nennt Peking das Dokument, das es Taiwanern ausstellt, damit sie einreisen dürfen. Zwingend will die Volksrepublik den Eindruck vermeiden, dass eine internationale Grenze überquert wird. Taiwanische Pässe betrachtet sie als ungültig.

Auf dem Schiff nimmt man es gelassen, auch wenn wohl kaum jemand die Scharade mit der »Inlandsreise« glaubt. Ein Vater in Trainingsjacke lässt seine Tochter auf dem Tablet YouTube-Videos gucken. Müsstest sie nicht gleich aufhören zu laden? Chinas Zensur blockiert westliche soziale Medien. »Wir haben eine taiwanische eSim-Karte«, sagt er. »Mit der können wir auch im Ausland alles öffnen.« Im Ausland.

Einer Taiwanerin fällt ein, dass sie den Maiskolben, den sie mitgebracht hat, nicht durch die Einreisekontrolle nehmen darf. Agrarprodukte sind verboten. Aber sie schwärmt vom anstehenden Chinaurlaub. »Es ist so bequem, so billig!«, sagt sie. Und dann, hinter theatralisch vorgehaltener Hand, als verriete sie ein Geheimnis: »Die Fußmassagen sind zu gut!«

Zur selben Zeit dringen sieben chinesische Militärschiffe in die Gewässer rund um Taiwans Hauptinsel ein.

Cornelius Dieckmann

Angst im Tempel

Großbritannien In Southampton fordern Demonstranten Abschiebungen, in Belfast brennen Häuser und Autos: Aus Kritik an einer angeblich zu woken Polizei wird Hass gegen Migranten.

Am Eingang liegen die orangefarbenen Tücher schon gebunden bereit. Wer den Sikh-Tempel an der Peterborough Road im südenglischen Southampton betritt, bedeckt den Kopf damit und zieht die Schuhe aus.

Am Fenster zur Hauptstraße hocken Männer mit Turban und langem Bart auf speckigen Sofas, eine Frau reicht heißen Kaffee. An den Wänden hängen Bilder des Goldenen Tempels in Indien, aus den Lautsprechern klingen Gebete weich und endlos. Ein friedlicher Ort, so der Eindruck. Doch seit einigen Tagen steht ein Mannschaftswagen der Polizei vor dem Tempel. Zum Schutz.

Einer der Männer am Fenster ist Harjap Singh, 77 Jahre alt. Er trägt eine weiße Kurta und einen schwarzen Turban. Sein Bart ist grau, die Brille sitzt streng im Gesicht. Singh hat den Tempel mit aufgebaut. Als die Gemeinschaft das Gebäude Anfang der Siebzigerjahre kaufte, war es eine heruntergekommene Kirche, die als Lagerhalle genutzt wurde. Sie sammelten Geld und renovierten. Ihr Gotteshaus, ihr Gurdwara mit den goldenen Kuppeln, gehört seitdem zu Southampton, so wie die Menschen, die hier beten, kochen, essen und helfen.

Ein, zwei Mal im Monat besuchte auch Vickrum Digwa den Tempel. Anfang Juni wurde er wegen Mordes zu 21 Jahren Haft verurteilt. Er hatte im vergangenen Dezember Henry Nowak getötet, einen 18-jährigen Studenten. Seit dem Urteil gibt es Proteste vor Polizeiwachen und Drohungen gegen Sikhs. Erst nur in Southampton, inzwischen aber brennen auch im nordirischen Belfast Häuser und Autos. Eine Welle des Rassismus hat Großbritannien erfasst.

Singh legt die Hände auf die Knie und sagt: Die Sikh-Gemeinschaft von Southampton trauere um Henry Nowak. »Wir alle haben Kinder«, sagt Singh. In den Tempeln der Stadt werde seit Nowaks Tod für ihn gebetet. Der Täter aber sei verhaftet, verurteilt, hart bestraft worden. »Die Gemeinschaft hat kein Verbrechen begangen«, sagt Singh. »Eine Person hat ein Verbrechen begangen.«

Für viele Briten ist der Fall jedoch nicht erledigt. Im Laufe des Prozesses wurden Bodycam-Aufnahmen öffentlich, die zeigen, wie die Polizei in der Mordnacht mit Nowak umgegangen war. Der Täter hatte Nowak niedergestochen. Als die Beamten eintrafen, behauptete er, Nowak habe ihn rassistisch beleidigt und angegriffen. Nowak sagte, er

sei verletzt und könne nicht atmen. Die Polizisten glaubten nicht ihm. Sie behandelten Nowak wie einen Verdächtigen, legten ihm Handschellen an. Wenig später starb er.

Da gibt es auch nichts zu beschönigen. Die Polizei hat versagt. Sie hat einen sterbenden jungen Mann nicht als Opfer erkannt, den Mörder nicht als Täter. Aus Angst, sich rassistisch zu verhalten? Die Aufnahmen lassen einen verstehen, warum die Leute hier wütend sind. Aber die Wut hat sich ausgebreitet.

Binnen weniger Tage wurde aus dem Mordfall von Southampton ein nationaler Kulturkampf. Der Rechtspopulist Nigel Farage forderte »pure, kalte Wut«. Er warf Polizei und Politik vor, aus Angst vor Rassismusvorwürfen Minderheiten mehr Schutz zu gewähren als Weißen. Auch der US-Vizepräsident JD Vance mischte sich ein. Henry Nowak sei »so gestorben, wie eine Zivilisation stirbt«, schrieb er auf X.

Und nun brennt es auch noch in Belfast. Dort hatte am Montagabend ein Mann einen anderen mit einem Messer schwer verletzt; der Verdächtige ist ein Asylbewerber aus dem Sudan. Einen Abend später stehen Häuser und Autos in Flammen, Maskierte ziehen durch die Straßen. Southampton hat den Ton gesetzt: Nun kann jede neue Gewalttat als Beweis gelesen werden – für verlorene Kontrolle und einen Staat, der die eigenen Leute nicht mehr schützt.

Sikh Singh im Tempel in Southampton: »Die Gemeinschaft hat kein Verbrechen begangen«



Dass diese Erregung solche Wucht bekommt, liegt unter anderem am politischen Kalender. In Makerfield, einem Wahlkreis im Nordwesten Englands, wird am 18. Juni ein neuer Abgeordneter für das Unterhaus gewählt. Makerfield ist zum Test geworden: für den geschwächten Premier Keir Starmer und für die Frage, wie weit Farages Partei Reform UK in das alte Labour-Milieu vorgedrungen ist.

Für Labour tritt Andy Burnham an, der Bürgermeister von Greater Manchester, ein Politiker, der im alten Labour-Milieu noch verstanden wird: nördlich, bodenständig, nah an den Leuten. Er gilt als möglicher Nachfolger Starmers. Und er kandidiert ausgerechnet in einem Wahlkreis, der wie gemacht ist für Farages Erzählung von der verratenen Arbeiterklasse: postindustriell, mehrheitlich weiß, vom Brexit geprägt. In Makerfield wird diese Wut politisch vermesen, in Southampton steht sie auf der Straße.

Nur wenige Minuten vom Tempel entfernt liegt jene Polizeistation, von der aus die Beamten im Dezember ausrückten. In der vergangenen Woche ist es hier schon einmal eskaliert: Demonstranten warfen Steine und Flaschen. Seitdem kommen sie Abend für Abend.

An diesem Sonntag führt der Weg durch ein Southampton, das nicht im Ausnahmezustand ist, sondern in seiner gewöhnlichen Unordnung daliegt: vorbei an einer Autowaschanlage, an einem Laden für Schnaps, Bier und Zigaretten, der sich »Champaigne Charles« nennt, an einem rumänischen und einem vietnamesischen Restaurant, einem polnischen Geschäft, an dessen Schaufenster die Worte »gesund und lecker« kleben, direkt neben einem Foto mit fettigen Krakauern. Vorbei an einem chinesischen Take-away und einem arabischen Obsthändler, der Wassermelonen auf den Bürgersteig gekarrt hat. Es ist das alltägliche Nebeneinander der britischen Einwanderungsgesellschaft.

Dann taucht die Polizeiwache auf, und vor ihr stehen diejenigen, die nicht so tun wollen, als wäre nichts geschehen. Es sind vor allem ältere Männer und Frauen, dicke Jacken, Flaggen, Schilder, starre Gesichter. Manche haben Klappstühle mitgebracht, andere lehnen auf Gehhilfen und Rollatoren. Es sind Rentner, Arbeiter, Leute aus den Reihenhäusern und Vororten, die »white working class«, die sich nicht als Rand begreift, sondern als das alte Zentrum des Landes. Sie sprechen von Nowak, von Gerechtigkeit – und der Zukunft ihrer Kinder.

Eine Frau ruft in ein Mikrofon, sie habe sich früher mal bei der Polizei beworben. Sie sei nicht genommen worden. Heute sei sie froh darüber. Die Polizei sei nicht mehr die Polizei, zu der sie einmal gewollt habe, sagt sie. »Zu woke«, zu vorsichtig. Die Beamten hätten vergessen, wofür sie da seien.

Ein Mann fordert, der Täter und seine Familie sollten »direkt nach Indien abgeschot-

ben« werden. Und eine Frau sagt: »Wir sind wütend, weil wir es satt haben, wie Bürger zweiter Klasse in unserem eigenen Land behandelt zu werden.« Dann wendet sie sich direkt an den Premierminister: »Keir Starmer, du bist ein verdammter Wichser.« Es ist die Sprache von Menschen, die sich im eigenen Land übergangen fühlen: roh, gekränkt, sicher, dass andere mehr Schutz bekommen als sie. Schließlich ruft sie den Satz, der an diesem Abend immer wiederkehrt: »I can't breathe!«

»I can't breathe«, stimmen die anderen ein. »Ich kann nicht atmen.« Henry Nowak sagte diese Worte, nachdem er niedergestochen worden war und die Polizei ihn dennoch wie einen Verdächtigen behandelte. Worte, die seit George Floyd politisch aufgeladen sind: Floyd starb 2020 in Minneapolis. Zuvor hatte ein Polizist minutenlang auf seinem Hals gekniet. Sein Satz erinnert seither an tödliche Gewalt von Polizisten gegen Schwarze.

»Runter mit euch«, schreit ein Demonstrant ohne Schneidezähne. Vor der Wache in Southampton gehen die Menschen auf die Knie, so gut sie können. In den USA wurde das Knien nach Floyd zu einer Geste des Protests auf Straßen, vor Rathäusern und in Stadien. Jetzt knien sie in Southampton.

Der Journalist Joel Budd hat ein Buch über die weiße Arbeiterklasse in Großbritannien geschrieben, also auch über jene Menschen, die vor der Polizeiwache von Southampton Parolen skandieren. »Underdogs. The Truth About Britain's White Working Class« heißt es, die Wahrheit über die weiße britische Arbeiterklasse. Sein Argument ist verblüffend, weil es der bequemsten Erklärung widerspricht: Britische Arbeiter seien nicht besonders rassistisch, sagt er. Jedenfalls nicht als Klasse. Entscheidend sei vor allem das Alter. Je älter, desto fremdenfeindlicher. »Menschen fällt Veränderung oft schwer«, sagt Budd, »besonders wenn sie sie nicht aus der Nähe erleben.«

Budd beschreibt die Lage der weißen Arbeiterklasse als Mischung aus Peripherie und verllorener Aufstiegserwartung. Die Zukunft liegt meist in London: die gut bezahlten Stellen, die Universitäten, die Netzwerke. Viele weiße Arbeiterfamilien aber leben woanders. In den Schulstatistiken zeige sich, sagt Budd, dass Kinder weißer Arbeiterfamilien besonders schlecht abschneiden, vor allem nach der Pubertät. Nicht, weil sie weniger könnten, sondern weil sie irgendwann nicht mehr daran glaubten, dass Anstrengung sie herausführen werde. Einer, der mit 15 Jahren ahnt, dass er nicht studieren, nicht nach London ziehen, nicht in jene Welt aufsteigen wird, in der die Zukunft verteilt wird, verliert den Grund, sich anzustrengen.

Für die Eltern ist das oft schwer zu ertragen. Viele haben ihr Leben auf das Versprechen gebaut, dass es den Kindern besser gehen soll. Nun wird es brüchig. Aus Sorge wird Kränkung. Und aus Kränkung kann der



Brennende Autos nach Ausschreitungen in Belfast: Auch hier rufen sie »I can't breathe!«

Verdacht werden, dass andere mehr Aufmerksamkeit bekommen als die eigenen Kinder. Soziale Medien verschärfen diesen Eindruck. Messerangriffe und andere Überfälle verbreiten sich schnell, oft ohne Kontext, aber mit maximaler emotionaler Wucht. Jeder Clip scheint zu sagen: Siehst du, es wird schlimmer. Wer in seiner Timeline einen Angriff nach dem anderen sieht, glaubt nicht an Statistiken – er glaubt dem Gefühl.

Dieses Gefühl bleibt nicht in Southampton. Der nächste Schauplatz ist Belfast. Auch hier rufen sie inzwischen Henry Nowaks letzte Worte: »I can't breathe!«

Für Farage und seine Partei ein Geschenk: die Wut in Southampton, die Ausschreitungen in Belfast. Für Labour ist das riskant. Wer zur Ruhe mahnt, gilt schnell als kalt. Wer die Wut ernst nimmt, hilft womöglich denen, die sie politisch bewirtschaften.

Im Gurdwara an der Peterborough Road ist daraus eine Sicherheitsfrage geworden. Sikhs seien nun einmal sichtbar, sagt der alte Singh. Das sei Teil ihres Glaubens. Man erkenne sie am Turban und am Bart. Männer, so beschreibt er es, würden plötzlich auf der Straße anders angeschaut. Kinder mit Patka,

dem Tuch, unter dem Sikh-Jungen ihr Haar binden, fallen in der Schule auf.

Singh zeigt auf einen Mann mit weißem Turban, der sich auf einem der Sofas niedergelassen hat. »Da drüben sitzt ein Arzt«, sagt Singh. »Er zieht Ihnen die Zähne.« Er lacht. Es ist sein Zahnarzt. Der Mann lebt gleich neben dem Tempel. Er erzählt von seinem neunjährigen Sohn. Ein Kind habe in der Schule zu ihm gesagt: Geh zurück in dein Land. Der Junge habe es dem Vater erst später erzählt, fast beiläufig.

Vor ein paar Tagen, sagt der Zahnarzt, hätten Jugendliche vor dem Tempel gestanden. Weiß, 19, vielleicht 20 Jahre alt, Bierdosen in der Hand. Einer habe gesagt: »Lasst uns ihnen etwas Respekt zeigen.« Dann hätten sie die Hosen heruntergezogen.

Singh hört dem Zahnarzt zu. Manchmal beugt er sich vor, weil er nicht mehr alles versteht. 1966 ist er nach England gekommen. Damals hingen an manchen Türen noch Schilder, auf denen stand: »Keine Hunde, keine Iren«. Singh sagt das ohne Bitterkeit, eher wie jemand, der weiß, dass alte Sätze manchmal nur neue Adressaten suchen.

Christoph Giesen

Trump hat die Welt in einen permanenten Überlebensmodus versetzt

Essay *Zu seinem Geburtstag lässt er vor dem Weißen Haus kämpfen, bis Blut fließt. Donald Trump wirkt müde, wird ausgebuht, verliert vor Gericht – und ist trotzdem transformativer als viele Präsidenten vor ihm.*

Von Nicola Abé

Joe Biden feierte gern im Kreis der Familie. Barack Obama spielte Basketball mit Freunden. Den berühmtesten Geburtstagsmoment in der Geschichte der Vereinigten Staaten hatte John F. Kennedy: Für ihn hauchte Marilyn Monroe 1962 bei einer Gala im Madison Square Garden ins Mikrofon: »Happy Birthday, Mr. President!«

Am 14. Juni wird Donald J. Trump 80 Jahre alt. Er wird den Rasen vor dem Weißen Haus in eine Arena verwandeln und einen Wettbewerb im Ultimate Fighting austragen lassen. In einem achteckigen Käfig werden Kämpfer vor 4500 Gästen aufeinander einschlagen. Treten, würgen, werfen. Blut wird fließen.

Es ist der angemessene Rahmen für einen Präsidenten, der über Spektakel regiert – und so die Wirklichkeit verändert. Die Feier der rohen Gewalt ist nur eine weitere Performance seiner Verachtung fürs Zivilisierte. Der Welt zeigt er demonstrativ den Mittelfinger, hält ihr aber auch den Spiegel vor: eine kleine Erinnerung daran, dass der Mad King mit seinen Gladiatorenkämpfen historisch der Normalfall war – und die aufgeklärte, gemäßigte Epoche eine Ausnahme, die hätte verteidigt werden müssen.

Man könnte denken, dieser Geburtstag falle in eine Zeit der Trump-Dämmerung, dass er eine Art Lame-Duck-Präsident sei, der, abgesehen von der Vergoldung seines Oval Office, nicht mehr viel hinbekommt.

Auf den ersten Blick mag das so scheinen. Beim Finale der Basketballliga NBA in seiner Heimatstadt New York wird er zur amerikanischen Nationalhymne laut ausgebuht – was er nachträglich in »Jubel« umdeutet. Trump schläft so oft öffentlich ein, dass Außenminister Marco Rubio Fragen zur Fitness seines Chefs beantwortet: »Er hat eine unglaubliche Energie.«

Andere Menschen schauen mit 80 gelassen auf ihr Lebenswerk zurück. Trump hingegen ist mittendrin in der Arbeit an seinem Vermächtnis. Zuletzt gelingt ihm vieles nicht. Der Versuch, seine Unsterblichkeit durch Prachtbauten in der Hauptstadt zu sichern, stößt auf Widerstand.

Das Wasserbecken am Lincoln-Denkmal ließ er noch erfolgreich von Asphaltgrau in ein glamouröses Swimming-

poolblau umstreichen. Gegen den Bau eines gigantischen Triumphbogens klagten Denkmalschützer und Vietnamveteranen. Vielleicht wird Washington, D. C., nie ganz die Glitzermetropole werden, von der er träumt.

Trump's Herzensprojekt, ein 400 Millionen Dollar teurer Bunker-Ballsaal, für den er den historischen East Wing des Weißen Hauses abreißen ließ, musste teilweise gestoppt werden. Und ein Gericht entschied: Der Name Trump wird pünktlich zu seinem 80. von der Fassade des Kennedy Center wieder entfernt – wo er ihn neben dem von JFK hatte anbringen lassen.

Auch der quasi schon totesagte Kongress strich zuletzt ein paar Vorhaben von der präsidentialen Wunschliste, etwa seinen 1,8 Milliarden schweren Entschädigungsfonds für Menschen, die »zu Unrecht vom Staat verfolgt« wurden, ein potenzielles Belohnungssystem für seine Unterstützer. Das Abgeordnetenhaus winkte außerdem eine Resolution zu Kriegsbefugnissen durch – mit den Stimmen von vier Republikanern. Demnach braucht Trump nach 60 Tagen Krieg in Iran die Zustimmung der Legislative oder muss die Militäraktion beenden. Manche sprechen schon von »Rebellion«.

Sollte der Präsident also schlechte Laune haben? Alles eine Frage der Perspektive. Wer viel anpackt, verliert auch mal. Zwar konnte Trump seine Maximalforderungen

nicht durchsetzen – die Kapitolstürmer vom 6. Januar werden ohne Extra-Vergütung auskommen müssen. Trumps persönlichem Schutz vor Steuerprüfungen aber wurde stattgegeben, ein schönes Geburtstagsgeschenk. Und die Resolution zum Irakkrieg dürfte im Senat wenig Chancen haben.

Ja, Trumps Umfragewerte sind auf einen Tiefstand gesunken, selbst bei der Basis bröckelt seine Beliebtheit – allerdings finden ihn trotz allem noch fast 40 Prozent der Wähler gut. Insofern verwundert es wenig, dass der Präsident das für ihn Positive nicht aus den Augen verliert: Seine Familie bereichert sich mit jeder Woche mehr. Schätzungen zufolge um insgesamt drei bis fünf Milliarden Dollar seit seinem Amtsantritt.



Geburtstagsvorbereitungen in Washington, D. C.:
Präsident des Schocktainments

Trumps »Make America Great Again«-Bewegung ist gespalten. Der Republikanischen Partei droht im November eine schwere Niederlage. »Die Midtermwahlen sind mir egal«, ließ der Präsident wissen. Er lenkt sich ab mit persönlichen Rachefeldzügen gegen abtrünnige Republikaner. Vorsichtshalber lässt er außerdem Wahlkreise neu zuschneiden und sät Zweifel an Wahlergebnissen. Als eine Reporterin des Fernsehsenders NBC ihn nach Beweisen fragt, steht er mitten im Interview auf und geht.

Einzig der Irankrieg rüttelt zutiefst am Selbstverständnis des US-Präsidenten – und am sorgsam kultivierten Bild des erfolgreichen Dealmakers. Mit fast 80 Jahren ist Trump in eine für ihn völlig neue Situation hineingeraten: Er hält keine Karten in der Hand.

Donald Trump, Sohn des Geschäftsmanns Fred Trump, der seinen Kindern bis zu seinem Tod rund eine Milliarde Dollar hinterlassen hatte, war sein Leben lang erfolgreich: Anders kann man es kaum nennen, wenn jemand Milliarden macht.

Dabei hatte er stets ein Ass im Ärmel. Auf Deals musste er sich überhaupt nur einlassen, wenn sie für ihn vorteilhaft waren. Sonst verließ er den Verhandlungstisch. Weil er es konnte. Weil er auf nichts angewiesen war. Weil er immer ein Sicherheitsnetz hatte – der angenehme Effekt vererbten Wohlstands.

Sechsmal in seinem Leben meldete Trump für seine Firmen Insolvenz an, finanziell die richtige Entscheidung – und ein einfacher Ausweg. Genau den gibt es diesmal für ihn nicht, wie der Risikoanalyst Brett Erickson auf X erklärt.

Donald Trump hat keine Druckmittel, während die Iraner mit ihrer Kontrolle der Straße von Hormus die Weltwirtschaft als Geisel halten. Der Krieg, geplant als kurzer Siegeszug, dauert schon mehr als 100 Tage. Seit Wochen verspricht Trump, ein Abkommen sei »zwei, drei Tage entfernt«, seine Wähler spüren an der Tankstelle die hohen Benzinpreise – wenn auch seine Freunde an der Wall Street von den volatilen Kursen profitieren.

Das iranische Regime weiß, dass Trump verzweifelt einen Ausweg sucht. Ein schlechter Deal ist seine beste Option.

So sind es ausgerechnet die Iraner, die dem US-Präsidenten am meisten entgegenzusetzen haben – nicht die westlichen Verbündeten mit ihrer regelbasierten Weltordnung, nicht die demokratischen Institutionen seines Landes und auch nicht die amerikanische Bevölkerung.

Tausende protestieren gegen die harte Migrationspolitik? Ein Gericht stoppt die Aussetzung von Asylanträgen per Dekret?

Das Weiße Haus reagiert mit einer Website im Design der Fernsehserie »Akte X« aus den Neunzigerjahren, in der es um Außerirdische und Ufos geht: schwarzer Hintergrund, »Aliens« lautet die Überschrift, »entklassifiziert«, steht rechts oben – als veröffentliche die Regierung Geheimdienstinformationen. »Sie sind unter uns« erscheint in grüner Schrift. »Sie leben in unserer Nachbarschaft und interagieren im Alltag mit uns. Ihre Kinder gehen mit unseren Kindern zur Schule. Sie leben scheinbar normale, menschliche Leben.«

Es geht um Einwanderer.

Nur eine weitere Provokation, die direkt auf die universelle Menschenwürde abzielt. Der trumpische Zynismus ist so weit fortgeschritten, dass er zur Routine wird und die liberale Gesellschaft zersetzt.

Damit die liberale Demokratie funktioniert, braucht es ein Fundament aus Werten, Gemeinsinn und Respekt vor Institutionen.

Trump ist nicht Ursache für die Krise des Liberalismus. Er ist ihr Symptom und hat sie befeuert. Sein Aufstieg zeigt, wie weit die Erosion des gemeinsamen Fundaments bereits fortgeschritten war, wie dekadent liberale Eliten agierten und wie der Westen überzeugt von der eigenen Überlegenheit durch die Nullerjahre schlafwandelte.

Schon vor Trump entwickelten sich illiberale, neurechte Bewegungen in den USA – und eine Linke, die eigene Ideen als moralisch absolut setzte. Schon vor Trump hatte Geld den Status eines quasireligiösen Fetisches. Und die sozialen Medien eroberten weitgehend ungebremsst die Macht, eine Technologie, die nicht das Gemeinsame betont, sondern spaltet und polarisiert – und dem Liberalismus schadet.

In diesem Jahr feiert nicht nur Trump seinen 80. Geburtstag. Die Vereinigten Staaten begehen am 4. Juli das 250. Jubiläum ihrer Unabhängigkeit. Sie gelten als die älteste Demokratie der Welt, als Zentrum des Westens. Und sie haben Trump zweimal zu ihrem Präsidenten gewählt. Weil er ein Mann seiner Zeit ist.

Trump sei vor allem: »aufregend«, sagt der Philosoph Yuval Noah Harari im »New York Times«-Podcast »The Ezra Klein Show«. Damit habe er das evolutionäre Programm unserer Gehirne gehackt. »Wenn man vor Zehntausenden Jahren durch die Savanne streifte, war das meiste, was man sah, nicht besonders aufregend.« Ein paar Büsche hier, ein paar Gazellen da, und dann plötzlich: eine Schlange! »Wenn der Steinzeitmensch eine Schlange sah, musste er sich vollständig auf sie konzentrieren.«

Die Schlange aktivierte sein gesamtes Nervensystem, »wenn du nicht deine ganze Aufmerksamkeit auf sie richtest, stirbst du«.

Trump hat die ganze Welt in einen permanenten Überlebensmodus versetzt. Er muss sich um sein Vermächtnis keine Sorgen machen, auch wenn es mit der Umbenennung des Kennedy Center nicht geklappt hat. Wäre das nicht stilistisch ohnehin etwas zu nah am konventionellen Diktator gewesen?

Trump ist nicht der Friedenspräsident geworden, wie er sich das mal vorgestellt hat, sondern Präsident des Schocktainments, aber damit möglicherweise noch transformativer.

Trump hat die Medien verändert, denen er seinen Rhythmus diktiert. Er hat seine Partei verändert und die Opposition. Der Aufstieg des neuen Linkspopulismus bei den Demokraten ist Ausdruck einer Trumpifizierung des Politischen. Und Trump hat noch fast drei Jahre im Amt, eine Menge Zeit, um die Architektur der Welt weiter einzureißen.

Im besten Fall wird er eine sehr laute Warnung gewesen sein, im schlechtesten Fall der letzte Beweis, dass die Nachkriegswelt des 20. Jahrhunderts eine historische Ausnahme war. Sein Name wird wohl nie vergessen werden. Glückwunsch, Mr. President.

Die Feier der rohen Gewalt ist nur eine weitere Performance seiner Ver- achtung fürs Zivilisierte.

»Ich habe das Gefühl, für alle wäre es leichter, wenn ich hier sterbe«

Russland Sie verteidigte politische Gefangene, bis sie selbst verhaftet wurde: Die Anwältin Marija Bonzler aus Kaliningrad schreibt aus dem Gefängnis über Folter und darüber, wie der Geheimdienst sie zu einem Deal nötigen wollte.

Bonzler, 65, befindet sich seit gut einem Jahr im Untersuchungsgefängnis Nummer 1 in Kaliningrad in Haft. In wenigen Wochen soll ihr der Prozess gemacht werden. Der russische Staat wirft ihr »Landesverrat« vor.

Bonzler soll über den Messengerdienst Telegram einem angeblichen Mitarbeiter des ukrainischen Geheimdiensts SBU Informationen übermittelt haben. Sie bestreitet dies. Ihre Verteidiger weisen darauf hin, dass diese Informationen bereits in Gerichtsverhandlungen öffentlich geworden waren. Die Menschenrechtsanwältin Bonzler hatte bekannt gemacht, dass der russische Inlandsgeheimdienst FSB Beweise gegen Mandanten manipulierte und Folter anwandte.

Der Sicherheitsapparat von Machthaber Wladimir Putin geht immer rigoroser gegen Verteidiger vor, die Kritiker der russischen Führung vor Gericht vertreten.

Marija Bonzler war nach dem Beginn von Russlands Krieg gegen die Ukraine eine von wenigen Anwältinnen und Anwälten, die solche Fälle noch übernahmen. Im Jahr 2025 wurden nicht nur gegen Bonzler, sondern auch gegen Dutzende andere Anwälte in Russland Strafverfahren eingeleitet.

Dem SPIEGEL konnte Bonzler aus der Untersuchungshaft über das Postsystem des Gefängnisses schriftlich Antworten auf Fragen übermitteln.

SPIEGEL: Frau Bonzler, Sie hatten bereits vor der Haft einen Herzinfarkt, leiden unter Bluthochdruck. Wie geht es Ihnen nach einem Jahr im Gefängnis?

Bonzler: Mein Zustand hat sich erheblich verschlechtert. Mir machen ständiger Schwindel, Übelkeit bis zur Ohnmacht, Atemnot und starke Schmerzen im Herzbereich zu schaffen. Besonders schwer fällt es mir, in den fünften Stock zu meiner Zelle zu steigen. Mir knicken die Beine weg, und ich habe Angst, mir etwas zu brechen. Ich bin schon mehrmals vor Erschöpfung auf der Treppe gestürzt. Trotz der Medikamente, die ich jetzt erhalte, schwankt mein Blutdruck wegen der Aufregung und Belastung ständig. Ich zucke bei jedem Geräusch zusammen. Ich kann schlechter sehen, bin stark eingefallen und gealtert. Ich habe das Gefühl, für alle wäre es nur leichter, wenn ich hier sterbe.

SPIEGEL: Seit Beginn von Russlands Krieg gegen die Ukraine sind nach Angaben der Menschenrechtsorganisation Memorial mindestens 56 politische Gefangene in russischen Gefängnissen oder kurz nach ihrer Freilassung gestorben. Werden Sie medizinisch behandelt?

Bonzler: Nein, alle Medikamente kauft mein Sohn Slawa und schickt sie mir. Der Sanitäter bringt sie mir morgens in die Zelle. Untersucht werde ich nicht. Wenn ich mich beschwere, sagt der Sanitäter, dass es allen schlecht gehe – wegen des Wetters, des Nebels oder was auch immer. Ich bin Vegetarierin, aber das interessiert niemanden. Sie bringen mir nur noch ein Glas Milch und ein Stück Butter. Ich muss selbst sehen, wie ich mich versorge. Meine beiden Söhne schicken mir Lebensmittel ins Gefängnis. Aber nicht alle kommen bei mir an.

SPIEGEL: Ihre Anwälte haben rund hundert Beschwerden eingereicht, um eine bessere medizinische Versorgung zu erreichen – bisher meistens erfolglos. Im Sommer 2025 wurden Sie für zwei Wochen im Krankenhaus behandelt, nachdem Sie erneut im

Gerichtssaal umgekippt waren. Einer Ihrer drei Anwälte schildert, dass Sie in der Klinik meist in Handschellen ans Bett gekettet waren, was Ihre Behandlung erschwerte. Der Jurist spricht von folterähnlichen Bedingungen.

Bonzler: Schon bei meiner Festnahme vor gut einem Jahr wurde ich gefoltert: Mit Gewalt zwang mich ein FSB-Mitarbeiter – meine Hände waren in Handschellen –, per Fingerabdruck mein Handy zu entsperren. Wenn ich ins Gericht muss, kommt es vor, dass ich von 10 Uhr morgens bis 19 Uhr dort in einer Zelle ohne Möbel festgehalten werde – bis zur letzten Verhandlung. Obwohl meine längst vorbei ist. Erst dann werde ich wieder ins Gefängnis gebracht. Ende März wurde mir im Gerichtssaal erneut schlecht. Man verbot mir, dass ich mich auf die Bank lege, und schleppte mich an Handschellen die Treppe zu einer der Gerichtszellen hinunter. Ich verlor fast das Bewusstsein. Ich musste mich lange auf den Betonboden legen. Schon Dutzende Male bin ich ohnmächtig geworden. Ein Häftling ist in Russland kein Mensch, kein Bürger. Die Gefängnisverwaltung hat mir aus lächerlichen Gründen – einmal bin ich zwei Minuten später als vorgeschrieben aufgewacht – bereits vier Verweise erteilt. Wenn ich durch das Gefängnis geführt werde, wird mir jeglicher Kontakt mit anderen Häftlingen unmöglich gemacht. Es ist mir sogar verboten, die Tauben zu füttern. Zweimal wurde ich im vergangenen Sommer im Gefängnishof bei strömendem Regen lange »vergessen«. Einmal war ich danach so durchnässt, dass ich mich stark erkältete. Ich bekam eine Bronchitis und eine Blasen- und Nieren-Entzündung, musste später aus dem Gericht ins Krankenhaus gebracht werden.

SPIEGEL: Nach Ihrer Festnahme Ende Mai 2025 hieß es, Sie hätten mit einem »unfreundlichen« Staat verdeckt zusammengearbeitet. Jetzt werden Sie wegen Landesverrats angeklagt. Dafür sieht das Gesetz eine Strafe von bis zu lebenslanger Haft vor. Warum wurde die Anklage verschärft?

Bonzler: Kurz nach meiner Festnahme wollte der Ermittler, dass ich gegen einen Anwaltskollegen aussage. Ich sollte ein vorformuliertes Dokument unterschreiben. Wenn ich mich weigerte, würde Artikel 275 des

Verteidigerin Bonzler im Januar 2025:
»Ein Häftling ist in Russland kein Mensch«



Julija Koslowa / DER SPIEGEL

Strafgesetzes »Landesverrat« angewendet werden. Beamte haben mich zweimal gedrängt, ich habe abgelehnt. Mir war klar, dass sie jemanden mit makellosem Ruf wie mich dafür benötigten, damit es glaubhaft wirkt. Aber ich kann nicht zulassen, dass ein anderer Mensch, dazu Vater von drei Kindern, an meiner Stelle in dieses Leid geschickt wird.

SPIEGEL: Nicht nur Sie, sondern auch andere Anwälte werden vor Gericht gestellt. Welche Folgen hat das für die Arbeit von Verteidigern in Russland?

Bonzler: Ich halte den Kampf gegen Anwälte unter politischen Vorwänden für das Schlimmste, was einem Land passieren kann. Ein Land, in dem es keine gerechte Justiz gibt, ist für die Gerechtigkeit insgesamt verloren. Mit solchen Verurteilungen wird darauf abgezielt, dass Anwälte Angst haben, Menschen in politischen Prozessen zu verteidigen. Ein Land ohne Gerechtigkeit, eine Staatsanwaltschaft, die dem Regime vollständig unterworfen ist, Richter ebenfalls – das ist ein Rückschritt um ein Jahrhundert. Und sehr gefährlich. Schutzlose Menschen sind Sklaven.

SPIEGEL: Wie bereiten Sie sich auf den Prozess vor, der nun bevorsteht?

Bonzler: Ich mache das gewissenhaft, und genau deshalb versuchen sie jetzt, mir die Akteneinsicht einzuschränken. Ich habe vor, über meinen Prozess zu schreiben. Ich habe keinerlei Angst. Sollen diejenigen Angst haben, die mich quälen.

SPIEGEL: Sie sitzen in einer Einzelzelle. Können Sie Ihren Alltag beschreiben?

Bonzler: Ich wache um vier Uhr morgens auf, vor dem Aufstehen rezitiere ich 16 Runden des Maha-Mantras, weitere folgen den Tag über. Ich bin Anhängerin der Lehre Krishnas, eine gläubige Hinduistin. Obwohl mir meine selbst gemachten Gebetsperlen schon zehnmal weggenommen wurden, bete ich weiterhin acht Stunden am Tag. Da ich weiß, dass die größten Feinde eines Gefangenen Unruhe und Müßiggang sind, belaste ich mich bewusst bis zum Äußersten, und das bis spät. Tagsüber versuche ich, wenn ich mich besser fühle, 15 verschiedene Übungen zu machen: Dazu gehören Qigong, tibetische Gymnastik und Tai-Chi. Um etwas Sonne zu bekommen, die in meine Zelle von neun bis elf Uhr scheint, setze ich mich auf die obere Pritsche an das geöffnete vergitterte Fenster. Ich gehe täglich 10.000 Schritte in meiner Zelle, schreibe Briefe, Bücher und lerne Englisch. Ich habe so die allmächtige Zeit besiegt, ich spüre sie praktisch nicht. Ein Monat vergeht wie eine Woche.

SPIEGEL: Welche Bücher lesen Sie?

Bonzler: Neben religiösen Schriften lese ich eines meiner Lieblingsbücher, »Wer die Nachtigall stört« von Harper Lee. Ihr Held Atticus Finch hat mich einst dazu inspiriert, Anwältin zu werden. Ich wollte,



Juristin Bonzler in U-Haft: »Ich habe mein Leben lang einfach ehrlich meine Arbeit getan«

wie er, unschuldige Menschen verteidigen und dabei mich nicht schonen. Fürchtet eure Wünsche.

SPIEGEL: Darf Ihre Familie Sie besuchen?

Bonzler: Ich konnte meine beiden Söhne dreimal sehen. Wir schreiben uns oft über das Briefsystem des Gefängnisses, das aber der Zensur unterliegt.

SPIEGEL: Wie viele Briefe erhalten Sie?

Bonzler: Schon mehr als 2000 aus aller Welt: aus Australien, den USA, Argentinien, Japan, praktisch allen Ländern Europas und Regionen Russlands. Ich habe auf alle geantwortet, ich schreibe täglich etwa zehn Antworten. Besonders freuen mich die Briefe meiner ehemaligen Mandanten: Sie danken mir und beten für mich, wünschen mir Gesundheit und Freiheit, sind überzeugt, dass ich unschuldig bin. Ich weiß, dass hinter jedem, der mir schreibt, Dutzende, wenn nicht Hunderte Menschen stehen, die an mich denken, und das erfüllt mich mit Optimismus.

SPIEGEL: Bei einem Treffen vor Ihrer Verhaftung haben wir über das Risiko einer möglichen Festnahme gesprochen. Bereuen Sie, Russland nicht verlassen zu haben?

Bonzler: Ich hatte nie vor zu fliehen. Mein Glaube besagt, dass man dem Karma nicht entkommen kann, es besser ist, es zu Lebzeiten »abzutragen«. Ich bereue nichts. Zumal ich auch jetzt noch arbeite, Bücher schreibe.

Mein Kampf und meine Werke werden anderen zugutekommen. Wenn ich mein nächstes Buch fertigstelle und meine eigenen täglichen Regeln einhalten kann, ist das eine Freude für mich. Die Arbeit tröstet mich; wenn ich sie beendet habe, singe und tanze ich vor Glück. Derzeit arbeite ich an einem großen Fantasyroman über eine Hexe, die die Welt retten muss. Ich hatte schon in Freiheit viele Ideen, aber keine Zeit, sie umzusetzen. Man könnte sagen: Ich bin derzeit in einem kreativen Urlaub, auf Kosten des Staats.

SPIEGEL: Was war das Schwierigste bisher in Haft für Sie?

Bonzler: Die Sorge um meine Söhne. Ich mag mir nicht ausmalen, wie hilflos sie sich gefühlt haben müssen, als ich festgenommen wurde. Aber sie haben das gemeistert. Das gibt mir Kraft, wie auch die Unterstützung meiner Anwälte. Offen gesagt habe ich das so alles nicht erwartet. Ich habe mein Leben lang einfach ehrlich meine Arbeit getan, und das macht mich zufrieden, selbst wenn ich das Gefängnis nicht lebend verlasse. Wie der Dichter und Liedermacher Wladimir Wyssozki 1980 schrieb: »Ich habe etwas zu singen, wenn ich vor dem Allmächtigen stehen werde, ich habe etwas, womit ich mich rechtfertigen kann.« Das habe ich auch. Mein Leben ist gelungen!

Interview: Christina Hebel



Noel Celis / REUTERS

◀ Der Moment

Eine Frau fotografiert ein eingestürztes Einkaufszentrum in der philippinischen Stadt General Santos. In dem Gebäude befand sich auch eine Filiale der beliebten Fast-Food-Kette Jollibee. Ein Erdbeben vor der Südküste des Inselstaats ließ am Montag mehrere Häuser kollabieren. Mindestens 37 Menschen starben, rund 500 wurden verletzt. Die Philippinen sind Teil des »Feuerrings«, eines Vulkangürtels, der den Großteil des Pazifiks wie ein umgedrehtes Hufeisen umgibt. Rund 90 Prozent aller Erdbeben gehen auf ihn zurück. CDI

SCHAUT AUF DIESE STADT

Sei mutig und freundlich!

Washington Neulich besuchte ich ein Community-Meeting an der Schule meiner Kinder. Bevor der Unterricht anfängt, kommt die Schulgemeinschaft dabei zusammen und feiert sich. Ein Ritual, das meine Töchter mögen und von dem mein Sohn findet, es dauere zu lang. Diesmal begann es mit einem traditionellen Tanz für den Gedenkmonat zum asiatisch-pazifisch-amerikanischen Erbe, der, samt Glöckchen und Trommeln, etwas Meditatives ausstrahlte.

Mit Meditativem können mein Sohn und seine Freunde wenig anfangen, weshalb die Rektorin mehrmals »Wasserfall« rufen musste, das Codewort für »bitte leise sein, ruhig werden«. Das Wort wird begleitet von einer Geste, die einer abfallenden La-Ola-Welle ähnelt; es funktioniert überraschend gut. Beschlossen wurde die Versammlung mit der

Schulhymne, inbrünstig gesungen aus etwa 200 Kinderkehlen: Sei mutig und freundlich, arbeite hart! Das Maskottchen der Schule, ein blauer Bär, heißt Samm. Das Akronym steht für »Speak Act Move Mindfully«: Rede, handle, bewege dich achtsam.

Während ich so auf die singenden Kinder blickte, musste ich an den deutschen Bundeskanzler Friedrich Merz denken, der von sich sagt, er sei ein »großer Bewunderer« Amerikas, aber, nun ja, im Moment eher nicht. Wegen des »gesellschaftlichen Klimas«. Seit wir hier wohnen, was mit der Wahl Donald Trumps zusammenfiel, häufen sich die Beileidsbezeugungen aus Europa. So wie der Kanzler scheinen einige zu fühlen.

Auf die große Amerika-Liebe folgt die große Enttäuschung: »Das ist nicht mehr mein Land«, sagen sie.

Dabei ist Trump die eine Sache: Er sitzt in Washington und tüftelt an seinem Ballsaalbunker. Die Amerikaner allerdings sind so freundlich und aufgeschlossen wie immer. Das gilt auch für Trump-Wähler, jedenfalls für die, die ich kennengelernt habe.

Amerika war nie »mein Land«. Aber wenn ich es jetzt, heute, hier betrachte, seufze ich nicht, sondern freue mich an den Realitäten, die ich aus Deutschland so nicht kenne: das Optimistische. Das Lösungsorientierte. Das Zeugnis der großen Tochter besteht aus Aufmunterungen, die Lehrer teilen ihren Stolz, dass sie, ohne ein Wort Englisch zu können, in die Klasse kam und nun flüssiger spricht als ihre Eltern. Unsere Kinder sind auf einem guten Weg, Amerika eines Tages »ihr Land« zu nennen. Julia Amalia Heyer



An dieser Stelle schreiben im Wechsel Marian Blasberg, Christoph Giesen, Julia Amalia Heyer, Leo Klimm und Maria Stöhr.

ARMENIEN

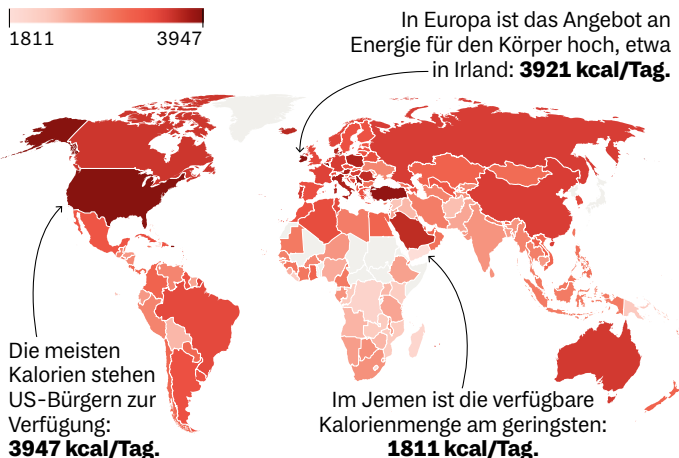
Rückschlag für Putin

Armeniens Premier Nikol Paschinjan ist ein Überlebenskünstler: Obwohl das Land während seiner Amtszeit zwei Kriege verlor, gewann er nun die Parlamentswahl mit großem Vorsprung. Offenkundig verfiel seine Botschaft, nur mit ihm gäbe es Frieden – und Warnungen aus Moskau, ein Westkurs gefährde Armeniens Existenz, blieben ohne die erhoffte Wirkung. Für Russlands Präsidenten Wladimir Putin ist das Ergebnis ein Rückschlag. Armenien war fest im prorussischen Lager verankert. Bis heute sind russische Truppen dort stationiert, Russland hilft bei der Grenzsicherung, russisches Kapital dominiert die Wirtschaft, Erdgas die Versorgung. Lange galt in Armenien, nur Russland könne es vor dem Nachbarn Aserbaidschan beschützen. Bis Baku das Gebiet Bergkarabach in den Kriegen 2020 und 2023 zurückeroberte und rund 100.000 ethnische Armenier flohen. Seither setzt Paschinjan auf Annäherung an den Westen: Im August 2025 unterzeichnete er einen von US-Präsident Donald Trump vermittelten Friedensplan mit Aserbaidschan; im Mai fand erstmals ein EU-Gipfel in der Hauptstadt Eriwan statt, bei dem auch eine Mitgliedschaft Thema war. Putin drohte mit dem Verlust von Vergünstigungen in der Eurasischen Wirtschaftsunion, kurz vor der Wahl wurden armenische Exporte an der russischen Grenze zurückgewiesen. Aber auch der Westen mischte sich in die Parlamentswahl ein: »Nikol hat meine VÖLLIGE und TOTALE Unterstützung für seine Wiederwahl«, postete Trump, als kommentierte er eine Vorwahl der Republikaner in den USA. Im Parlament dürfte Paschinjans Partei etwa 61 von 105 Sitzen erhalten: genug zum Alleinregieren, nicht für Verfassungsänderungen. Die aber sind nötig für den Friedensprozess. Baku verlangt, indirekte Verweise auf Bergkarabach aus der Präambel der Verfassung zu streichen. ESC

BLICK IN DIE WELT

Wer hat am meisten zu essen?

Täglich verfügbare Energiezufuhr 2023, in Kilokalorien (kcal)*



* durchschnittlicher Tagesbedarf bei Erwachsenen (variierend nach Alter, Geschlecht und Lebenssituation): etwa 2000 kcal

5 • Quellen: Our World in Data, FAO; hellgraue Länder: keine Daten; Kuba: Daten aus 2019

ISRAEL

»Alles ist schlechter geworden«



Der Jerusalemer Patriarch Pierbattista Pizzaballa, 61, ist die prominenteste christliche Stimme im Nahen Osten. Hier warnt er vor der Gewalt durch jüdische Extremisten.

SPIEGEL: Eure Seligkeit, Ende April wurde eine 48-jährige französische Ordensfrau in der Jerusalemer Altstadt von einem Mann zu Boden gestoßen, danach trat er auf sie ein, sie erlitt eine Gehirnerschütterung. Der Täter soll ein jüdischer Fundamentalist gewesen sein, es war der schwerste Angriff in einer Reihe von täglichen Anfeindungen gegen Christen in der Stadt. Hat sich danach etwas getan?

Pizzaballa: Es sollte eine Gerichtsverhandlung geben, aber die Kammer hat sich bis Juli vertagt. Die Polizei hat das Video der Tat veröffentlicht, was ungewöhnlich ist. Offenbar hat man erkannt, wie ernst der Fall ist. Sicher hat die internationale Empörung dazu beigetragen. Ob sich wirklich etwas für uns ändert, wage ich zu bezweifeln, auch in Anbetracht der bevorstehenden Parlamentswahl. Es kann etwa im jüdischen Viertel der Altstadt oder auf dem Zionsberg für Christen sehr unangenehm werden.

SPIEGEL: Auf dem Zionsberg versammeln sich Fundamentalisten und Obdachlose, in direkter Nachbarschaft zur deutschen Dormito-Abtei. Dort gibt es besonders viele Übergriffe. Am Osterwochenende konnte man bei einem Spaziergang mit Abt Nikodemus Schnabel erleben, wie jüdische Passanten neben ihm ausgespuckt haben.

Pizzaballa: Für uns nichts Neues, aber es ist mehr geworden.

SPIEGEL: Kürzlich schlug ein israelischer Soldat im besetzten Südlibanon mit einer Axt auf ein Kreuzifix ein. Wie nehmen Sie die weltweite Stimmung unter Christen gegenüber Israel wahr?

Pizzaballa: Sie wird immer schlechter. Wie alle anderen Menschen bekommen auch Christen mit, was hier passiert.

Sie erleben die problematischen Äußerungen einiger israelischer Minister, die etwa die Todesstrafe für Palästinenser propagieren. Sie erleben, wie der Konflikt in ihren Ländern zu Problemen führt. Sie fragen uns, wie sie damit umgehen sollen. Manchmal weiß ich nicht, was ich sagen soll.

SPIEGEL: Die von Rechtsextremen dominierte israelische Regierung rühmt sich eines guten Verhältnisses zu den Christen.

Pizzaballa: Mit den evangelikalen Christen, etwa in den USA, kommen sie sehr gut klar. Mit den traditionellen Christen weniger. Nach den jüngsten Vorfällen hat die Regierung einen Gesandten im Außenministerium eingesetzt, einen Diplomaten, der vorher im Vatikan war.

»Es kann auf dem Zionsberg sehr unangenehm werden.«

SPIEGEL: Sie sind vor 36 Jahren nach Israel gekommen. Wie hat sich die Situation für Christen seitdem verändert?

Pizzaballa: Es ging hoch und runter, aber grundsätzlich ist alles schlechter geworden.

SPIEGEL: Was gibt Ihnen Hoffnung?

Pizzaballa: Man sollte Hoffnung nicht mit einer Lösung verwechseln. Ich sehe kurzfristig keine Lösung. Aus religiöser Sicht ist Hoffnung jedoch eine innere Haltung, die aus dem Glauben erwächst und motiviert. Derzeit kann ich weder auf politische noch religiöse Institutionen bauen. Aber ich sehe an der Basis viel Engagement. Ich war kürzlich bei einer Friedenskonferenz in Tel Aviv, dort waren Tausende Menschen, die etwas tun wollen. Das gibt mir Hoffnung. THS



Fluch der guten Tat

Tierschutz Sie wollten den Buckelwal retten und scheiterten. Was haben sie falsch gemacht? Der Ideengeber, die Organisatorin und einer, der dem Wal ins Auge sah, ziehen Bilanz.

1. Der Initiator

Einer der reichsten Menschen Deutschlands wartet an einer Bushaltestelle am Tegernsee. Neben ihm sitzt Bakki, sein Windhund, ein schönes, schweigsames Tier. Ein Hund mit einer weichen Seele, sagt Walter Gunz. Dann geht er zum Parkplatz, öffnet die Tür seines rostigen, 25 Jahre alten Lancia, legt den Gang ein und fährt über schmale Straßen zu seinem stillen Haus aus hellem Holz mit Blick auf den Wallberg. Gunz sagt, es gebe zwei Prüfungen im Leben, die des Scheiterns und die des Erfolgs. Die zweite Prüfung sei die schwierigere. »Erfolg macht nicht glücklich«, sagt er, »Geld auch nicht.« Man glaubt es ihm sofort.

Während der Autofahrt spricht Gunz über LSD, über Geld, über den Tod. Er redet auch davon, dass er mal einen Regen-

wurm gerettet hat. Um seinen Hals trägt er einen Seidenschal. Hinter den Fenstern seines Hauses hängen orientalische Stoffe, im Regal stehen Bücher über Mystik. Gunz erzählt von seinem Freund Guido Westerwelle, von seinem Garten in Marrakesch und zitiert aus Schriften der Kabbala. Es ist gleichzeitig der Mann, der einst MediaMarkt mitgründete und einen der bekanntesten Werbesprüche Deutschlands prägte: »Ich bin doch nicht blöd.«

Nach seinem Ausscheiden Anfang 2000 und dem Verkauf seiner Anteile gilt er als Multimillionär. Das manager magazin schätzte sein Vermögen im Jahr 2021 auf etwa eine halbe Milliarde Euro. Es zählte ihn zu den 500 reichsten Deutschen. »Die Zahlen stimmen nicht«, sagt Gunz und winkt ab. »Das große Geld haben andere gemacht.« Später

bestellt er für seinen Hund im Sternerestaurant 400 Gramm Rindfleisch.

Er lebt allein mit seinem Hund in dem großen Haus. An diesem Nachmittag erwartet er noch Besuch von seiner Hausärztin. Die meisten seiner Freunde, sagt er, seien inzwischen tot.

Jahrelang hat man nichts von Gunz gehört. Dann kam der Wal. Eine Journalistin aus Washington erzählte ihm davon. Gunz wollte helfen, so wie er dem Regenwurm geholfen habe. Einem Medium sagte er: »Wenn man auf den Mond fliegen kann – warum kann man dann nicht auch einen Wal retten?«

Der Wal.

Wochenlang hat der Buckelwal, der Timmy oder Hope genannt wurde, Millionen Menschen in seinen Bann gezogen. Der Wal wurde zur Projektionsfläche für Hoffnungen,

Buckelwalkadaver auf
dänischer Insel Anholt



Jonas Berndt / DER SPIEGEL

schalen für die Vögel. Am Fenster flattert etwas. Gunz schaut hin, als hätte jemand an die Scheibe geklopft. »Es war der Fluch der guten Tat«, sagt Gunz über die Rettungsaktion. Er grüble viel darüber, am Tag und in der Nacht.

Er ist ein Mann, der mit Tieren spricht. Mit Hunden, Vögeln, Regenwürmern, Faltern. Während des Gesprächs entschuldigt er sich, er müsse eine Springspinne aus dem Waschbecken retten. Behutsam trägt er sie in einem Glas in den Garten. Ein andermal sei ein Falter in seinem Badezimmer gewesen. Auch den habe er hinausgebracht. »Wie komme ich zu den Tieren?«, fragt er, und eigentlich ist das die Frage seines Lebens.

Gunz ist alt geworden mit dieser Frage. Früher war er ein Mann der Entscheidungen, der Märkte, der Zahlen. Doch wenn er von seinem Leben erzählt, erzählt er von Vögeln.

Als Kind sei er oft krank gewesen. Die Mutter habe arbeiten müssen, Montag bis Samstag. Der Vater sei oft weg gewesen. Gunz war viel bei seiner Großmutter. In der Schule fühlte er sich abgelehnt, kein guter Schüler, sagt er. Während andere Kinder sich übten in dem, was die Erwachsenen von ihnen erwarteten, sah er den Vögeln zu. Grünfinken, Stare. Später Papageien, Elefanten und Tiger im Tierpark Hellabrunn in München. Tiere wurden ihm Ausweg und Gegenwelt.

Vielleicht, sagt er, sehne sich der Mensch nach einer heilen Welt, weil er weiß, dass seine eigene nicht heil ist.

Als er krank war, ging seine Mutter zu einem Wunderheiler, eine prägende Erfahrung für das Kind. Nicht die Ärzte hatten recht, sondern die Mystik. Als er später als Abteilungsleiter bei Karstadt überlegte, einen eigenen Elektronikmarkt zu gründen, rieten ihm die Experten ab, da würde niemals gekauft werden. Gunz habe seitdem nie mehr den Experten vertraut, sagt er, auch nicht beim Wal. Er nennt sie »graue Männer«. Er dagegen findet, man sehe nur mit dem Herzen gut.

Gunz spricht langsam, mäandernd, mit geschlossenen Augen, dann wieder mit plötzlicher Klarheit. Er zitiert Goethe, Rumi, Ibn Arabi, Franz von Assisi. Er erzählt von einem chassidischen Juden, von einem buddhistischen Yogi, von Zeuginnen Jehovas, von der Hingabe. »Der nie zweifelt, hat einen infantilen Glauben«, sagt er sinngemäß. Auch die Sache mit dem Wal habe ihn an seinem Glauben zweifeln lassen. Er habe so viel gebetet, sagt Gunz, aber seine Gebete seien nicht erhört worden.

»Das ist eine traurige Geschichte mit dem Wal«, sagt Gunz. Seine Augen wandern nach

draußen, mit Blick auf die Alpen, seine Hände ruhen auf dem Holztisch. Bakki, der Windhund, liegt neben ihm. Als Gunz von dem Wal hörte, sagt er, habe er ein großes Säugetier gesehen, verloren in der falschen Welt. Es sei nicht vorgesehen gewesen, dass der Wal sterben sollte. Gunz wollte helfen. Aus Liebe, sagt er. Die Tiere seien immer zu ihm gekommen.

In Cannes, sagt er, sei er einmal an einem Tiergeschäft vorbeigegangen. In einer Voliere saß ein Beo. Eine Bekannte habe gesagt: »Walter, der Vogel hat dich ausgesucht.« Gunz kaufte ihn. Später kam ein Graupapagei, Pauli, der Stimmen nachahmte, Stimmungen kannte, mit blitzenden Augen. Er erzählt von Hunden, von einem Delfin in Dubai, den er streichelte, von einem Gefühl, das über Worte hinausgehe: Nähe zwischen zwei Wesen.

Tiere, sagt Gunz, lebten im Hier und Jetzt. In der Mythologie aber, sagt Gunz, hätten die Engel vor der Schöpfung des Menschen gewarnt. Der Mensch sei in die Mitte gestellt, zwischen dem Guten und dem Schlechten.

Der Wal wurde für Gunz zur Prüfung. Die Rettung begann als gute Tat und geriet bald in jene Zonen, in denen gute Taten ihre Unschuld verlieren. Medien, Behörden, Experten, Politik, Telegram-Gruppen, Zuschauer, Besserwisser. Jeder wusste etwas. Jeder urteilte. Jeder hatte eine Prognose. Gunz spricht von Mühlen, von Bürokratie, von einem Dschungel, von ungeheuren Mengen an Zeit und Energie, die verloren gegangen seien. Er habe zeitweise 5000 Nachrichten in drei Wochen bekommen. »Das war die Hölle«, sagt er. Eine Lawine sei über ihn gerollt. Vor zwei Wochen hatte Gunz einen Autounfall. Er erholt sich noch davon.

Gunz war nie beim Wal. Er könne wegen seines Hundes nicht fliegen, sagt er. Er verfolgte das Spektakel von seinem Telefon aus. Irgendwann entglitt es ihm.

Vor der Insel Poel versuchten Helfer, den geschwächten Wal zu retten. Sie trugen Salbe auf seinem Rücken auf, gaben ihm Fisch aus einem Eimer, bugsiierten das mehrere Tonnen schwere Tier in einen Frachtkahn – eine riesige Stahlwanne –, um es mit einem Schlepper aus der Ostsee zurück ins offene Meer zu bringen. Die Szene erinnert an das DDR-Kinderbuch »Mobbi Weissbauch« von 1967, in dem eine ganz ähnliche Rettungs-idee vorkommt. Tatsächlich liegt in dem Bild eines Wals in einer Wanne etwas Kindliches: die Vorstellung, ein gewaltiges Problem lasse sich mit einer ebenso einfachen wie fantasievollen Lösung bewältigen.

Die Rettung misslang. Der Wal starb. Und mit dem Tod des Tieres begann das menschliche Drama, kamen Vorwürfe, Rechtfertigungen, Zweifel. War das Schiff geeignet? War die Crew vorbereitet? War der Plan naiv? Hätte der Wal es überhaupt geschafft? Wurde er zu früh, zu spät, am falschen Ort

Ängste und Sehnsüchte. Er war für einen Frühling das Haustier der Nation.

Über den Millionär wurde Sergio Bamarén kontaktiert, ein peruanischer Schriftsteller, Motivationsredner und einer der ersten Helfer auf der Insel Poel. Um diese Zeit meldete sich auch die Berliner Unternehmerin Karin Walter-Mommert bei Gunz.

Aus seiner Idee wurde eine Rettungsmision. Gunz wollte ein Tier befreien, und es wirkte, als sehnte sich die halbe Nation danach.

Walter Gunz betritt sein Haus, schreitet eine Weile zwischen den Bücherschränken seiner Bibliothek, den schweren Teppichen und schmiedeeisernen Lampen umher, bevor er sich an den großen Holztisch seines Wohnzimmers setzt. Draußen zieht Nebel durch die Berge. Vor dem Haus stehen Trink-

»Das war die Hölle.«

Walter Gunz, MediaMarkt-Mitgründer

freigelassen? Gunz sagt, man wisse es nicht. »Inshallah«, sagt er, fast entschuldigend. Er sei aus dem operativen Geschäft herausgehalten worden. Er habe sich mit seinem Anwalt beraten. Er habe keine Verträge unterschrieben, er schulde niemandem Geld. Wenn es konkret wird, wird Gunz vage.

Er sagt trotzdem, er würde alles noch einmal so machen. Er habe sich nichts vorzuwerfen.

Vor 30 Jahren, sagt Gunz, habe er einmal eine Katze am Straßenrand gefunden. Er habe ihr ein Grab geschaufelt. Er dachte, vielleicht würde er die Katze im Jenseits einmal wiedertreffen und sie würde sich an ihn erinnern. So ähnlich sei es mit dem Wal auch. Sergio Bambarén, der Walflüsterer, habe mit dem Wal geredet, sagt Gunz. Er habe dem Wal von ihm, Gunz, erzählt. Und so hoffe er, werde auch der Wal ihn eines Tages erkennen, wenn sie sich im Jenseits wiedertreffen. Der Wal, sagt Gunz, sei jetzt im Walhimmel.

Gunz erzählt von seiner Mutter. Als sie sich im hohen Alter verschluckte, fuhr er mit ihr ins Krankenhaus, in der Hoffnung, man könne ihr helfen. Sie starb trotzdem. Auch da, sagt er, gebe es eine Parallele. Die Liebe zum Helfen werde durch das Misslingen nicht überflüssig. Sie müsse bleiben, gerade dann. Helfen, sagt er, dürfe nicht davon abhängig gemacht werden, dass der Ausgang glücklich ist.

Der Hund bewegt sich leise durch den Raum. Gunz sagt, er fühle sich manchmal einsam. Er spricht von Treue. Davon, wie schwer sich der Mensch mit ihr tue. Tiere, sagt er, seien dem Menschen darin voraus.

Gunz spricht von Jona, der vom Wal verschlungen wurde. Auch er, sagt er, sei von dieser Geschichte verschlungen worden. Von dem Tier, von der Hoffnung, von der Wucht der Ereignisse. Er sei nach dem Tod des Wals zurückgekehrt zu dem ursprünglichen Gedanken: aus Liebe helfen. Könne helfen auch heißen, nichts zu tun? Gunz überlegt einen Moment. Dann sagt er leise: »Ja.«

2. Die Organisatorin

Karin Walter-Mommert ist gerade mit ihrem Hund unterwegs, als man sie am Telefon erreicht. Es dauert nicht lange, bis sie auf den 2. Mai zu sprechen kommt, den Tag, der sie bis heute nicht in Ruhe lässt. Es ist der Tag, an dem der Wal freigesetzt wurde, vom Frachtkahn ins offene Meer.

Es war eine gigantische Operation. Ende April war ein Verband von der Insel Poel losgefahren, das Ziel: die Küste Norwegens, so wollte es zumindest Walter-Mommert. Drei Schiffe mit Kapitän und Besatzung, die Veterinärmedizinerinnen Kirsten Tönnies und Anne Herrschaft sowie Jeffrey Foster, der berühmte Walexperte aus den USA, bekannt durch die Aktion zur Auswilderung des Orcas Keiko aus »Free Willy«. Dazu eine



11 Millionär Gunz mit Windhund Bakki in seinem Haus am Tegernsee

21 Geldgeberin Walter-Mommert

31 Autor Bambarén auf Teneriffa

sogenannte Barge, ein Frachtkahn, Außenmaße 50 mal 13 Meter, ein schwimmendes Stahlbecken, gezogen von einem der Schlepper. Darin der Buckelwal.

Wenn man mit Karin Walter-Mommert redet, wirken ihre Sätze wie mit einem Diamantschneider in Glas geritzt. Keine Träumerin, eine Macherin. Mal vergleicht sie die Reederei hinter der Befreiungsaktion mit einem Chauffeur, der das falsche Ziel ansteuert, mal mit einem Lieferanten, der die Ware nicht an den richtigen Ort bringt. Gelegentlich redet sie vom Wal als einer »Seele«.

Mit ihrem Mann hält Walter-Mommert zwei Gestüte in Schleswig-Holstein und Brandenburg. »Forbes« schätzt das Familienvermögen auf rund 1,5 Milliarden Euro. Ulrich Mommert ist 85 Jahre alt, in einem Interview sagte seine Frau, ihm gehe es gesundheitlich nicht sehr gut.

Auf den Wal wurde Karin Walter-Mommert durch den Livestream von News5 aufmerksam, wo das Drama zeitweise rund um die Uhr gezeigt wurde. Die Geschichte berührte sie, ein Tier, das geschwächt und orientierungslos durchs Meer irrte. »Der hat ja um sein Leben gekämpft, tagelang, wochenlang«, sagt sie.

Das Verhältnis von Gunz und Walter-Mommert bleibt rätselhaft. Vielleicht hatte der eine die Idee, die andere die Kraft und das Geld. Getroffen haben sie sich nie. Auch sie war nie am Wal. Sie telefonierten, schickten sich Sprachnachrichten, trafen Entscheidungen aus der Ferne. Irgendwann, so wirkt es, übernahm Walter-Mommert die operative Führung. Gunz wirkt, als wäre er fast erleichtert darüber.

Sie ließ eine Expertin aus Hawaii einfliegen, koordinierte die Logistik, gab Rettungskonzepte in Auftrag. Finanzielle Fragen waren zweitrangig. Walter-Mommert sagt: »Ich bin nicht unbedingt ein Fan des Gedankens, dass Geld viel bewegt. Ich glaube, dass Herz viel mehr bewegt. Aber Geld hat den Wal auf Poel befreit.«

Einen Chef vor Ort gab es nicht. Stattdessen zwei Multimillionäre mit Smartphones in Berlin und am Tegernsee. Die Rettungsmannschaft an der Küste bestand aus Enthusiasten und Individualisten – Menschen, die gewohnt waren, ihre eigene Meinung zu haben. Was fehlte, war jemand mit Erfahrung, der die Kraft hatte, Entscheidungen zu treffen.

»So viele Menschen, keiner hat einen Plan, keiner hat den Hut auf«, sagt die beteiligte Tierärztin Kirsten Tönnies. »Das hat sich bis zum Schluss nicht geändert.«

Am Morgen des 2. Mai sollte der Wal in der Nähe des Skagerraks freigesetzt werden, im Norden Dänemarks. Es ist der Tag, über den sich Anwälte streiten, der Tag, an dem die Operation wohl endgültig scheiterte. »Sie werden mich auch in 20 Jahren noch nach

Roderick Aichinger / DER SPIEGEL

NEWS5 / YouTube

Fabian Supersivo / DER SPIEGEL

dem Ablauf fragen können, und ich werde Ihnen genau dieselben Dinge sagen«, sagt Karin Walter-Mommert.

Am Abend zuvor hatten sich Mitglieder der privaten Initiative und die Kapitäne der Begleitboote zu einer Lagebesprechung getroffen. Die Vereinbarung: Man werde am nächsten Morgen einen erneuten Versuch unternehmen, den Wal freizubekommen. Wie am Tag zuvor sollte er mit Schläuchen fixiert und von einem Begleitboot in Position gehalten werden, während der Schlepper die Barge langsam vorwärtszieht.

Sie habe das Tier nach Stavanger schleppen lassen wollen, sagt Walter-Mommert, vor die Küste Norwegens, wo es »sich seinen Walgefährten anschließen kann, je nachdem, wo die hinwandern möchten, in die Arktis oder eben in den kühlen Atlantik.« Das wären vom Skagerrak aus, von der Nordspitze Dänemarks, noch mal mindestens 400 Kilometer übers Meer gewesen. Eine tagelange Fahrt, riskant, je nach Wetter.

Irgendwann habe sie erfahren, dass der Frachtkahn angeblich nicht für das offene Meer versichert sei. Sie verhandelte mit der Reederei und dem Eigner, es ging um Millionen. Zunächst sei ihr die Barge für 6,5 Millionen Euro zum Kauf angeboten worden. Auch das hätte sie getan. Am Ende habe sie ihre Anwältin angewiesen, die Übernahme von Sachschäden an der Barge über vier Millionen Euro zu garantieren.

Millionen hingen in der Luft, aber es war egal. Es ging längst nicht mehr nur um einen Wal. Die Rettungsaktion war zu einem Beweisstück geworden. Gelänge sie, könnte Walter-Mommert zeigen, dass ihr Plan richtig war – trotz aller Warnungen, trotz Kritik. Scheiterte sie, drohte aus einer umstrittenen Idee ein Desaster zu werden.

Am nächsten Morgen fixierten Crewmitglieder des Frachtkahns die Fluke des Wals mit Leinen. Foster habe seine Helfer nicht holen dürfen, sagte er später. Dann seien beide Schiffe losgefahren – der Schlepper, der den Kahn zog, und das Begleitboot, das den Wal festhielt –, und zwar »rasch und unkontrolliert«, so Foster. Gewaltsam sei der Wal im Innern der Barge über Sandsäcke gezogen worden, mit ausgestreckten Brustflossen. »Er schien dabei zu versuchen, die Stabilität zu halten, wirkte jedoch sichtbar in Not«, schrieb Foster später.

Und plötzlich war er frei.

Karin Walter-Mommert sagt, sie habe davon erst erfahren, als es zu spät war. Der 2. Mai war ein Samstag, sie saß zu Hause am Schreibtisch und bezahlte Rechnungen. Sie war wütend. Wer hat die Anweisung zur Freisetzung erteilt? Warum waren ihre Tierärztinnen nicht in der Nähe des Tiers?

Eine Anwältin der Reederei sagt, Ort und Umstände der Freilassung seien von der Privatinitiative vorgegeben gewesen. Ein »eigenmächtiges oder gar heimliches Vorgehen«

»Wenn ich die Augen schließe, sehe ich zuerst das Auge des Wals.«

Sergio Bambarén, Tierflüsterer

der Crew habe es nicht gegeben. Die Privatinitiative habe von Anfang an gewusst, dass ein Transport des Wals weit in die Nordsee oder den Atlantik ausgeschlossen war, da die Barge für offene Gewässer nicht zugelassen sei.

Walter Gunz sagt, er werde für die Aktion nicht zahlen. Die Reederei hätte den Auftrag nicht annehmen dürfen, die Barge sei nicht hochseetauglich gewesen.

Karin Walter-Mommert ärgert sich bis heute darüber, nicht ausreichend informiert worden zu sein. Leider habe sie nicht selbst vor Ort sein können, sie habe sich um ihren kranken Mann gekümmert. »Ich wünschte, uns hätte nie jemand am 2. Mai das Heft aus der Hand genommen«, sagt sie. »Wir sind davon völlig überfahren worden.«

Wer ist schuld am Tod des Buckelwals? Um diese Frage geht es nun.

In dem Videointerview mit News5 sagte Karin Walter-Mommert, sie werde herausbekommen, wer für die Aktion verantwortlich war. »Ich schwöre es Ihnen, und wenn es das Letzte ist, was ich in diesem Leben tue, warum und wieso das an diesem Morgen, zu diesem Zeitpunkt stattgefunden hat, an diesem Ort. Wir sind dran, das kann ich Ihnen sagen.« Es klingt wie eine Drohung.

3. Der Guru

Manchmal, sagt Sergio Bambarén, spiele er Schach gegen sich selbst. Er sitzt dann auf dem Sofa mit den hellen Kissen in seiner Wohnung in einem Apartmentkomplex in Los Gigantes an der Westküste von Teneriffa, blickt auf das Brett und ist verwirrt von sich selbst. Er frage sich dann manchmal: Wer bin ich jetzt noch mal gerade? Die hellen oder die dunklen Figuren?

Es ist ein Samstag im Mai, aber die Sonne hängt schon über der Insel, als wollte sie nie untergehen. Bambarén trägt Bandana, Dreitagebart, kurze Hose und Longsleeve. Die Haut ist gebräunt. Man kann sich kaum vorstellen, dass dieser Mann gerade von der deutschen Ostseeküste kommt.

Dass er noch vor wenigen Tagen mit einem Schnorchel durch den Matsch gewatet ist, bis er direkt vor dem Wal stand, dass er seinen Kopf unter Wasser steckte und begann, für den Wal zu singen. Einmal, sagt er, habe er drei Stunden lang neben dem Tier ausgeharrt, bei fünf Grad in der Nacht.

Wenn Sergio Bambarén von dem Wal erzählt, klingt es manchmal, als spräche er nicht über ein Tier, sondern über einen Freund. Er sagt, dass er noch immer jede Nacht dasselbe sehe. »Wenn ich die Augen schließe, sehe ich zuerst das Auge des Wals.«

Bambarén ist einer der ungewöhnlichsten Helfer in der Rettungsaktion. Kein Tierarzt, kein Wissenschaftler. Ein ehemaliger Chemieingenieur aus Peru, der seine Karriere nach einer Panikattacke aufgab, Bestseller über Delfine schrieb und heute von sich sagt, er sei vor allem ein Mann des Meeres. Bambarén hat nie einen Buckelwal befreit. Aber nach seiner Midlife-Crisis, sagt

Walobduktion auf Anholt: Der Wahnsinn scheint vorbei zu sein



Jonas Berndt / DER SPIEGEL

er, habe ein Tier ihn gerettet. Mit solchen Sätzen ist er im Team nicht allein. Oft entsteht der Eindruck, als hätten viele Beteiligte mehr im Wal gefunden als nur ein hilfsbedürftiges Tier, als hätte der Wal sie selbst gerettet. Bambarén sagt, der Wal hätte ihn erlöst. Im Rettungsteam war er zuständig für die Betreuung des Wals.

Über Wochen zog die Aktion Menschen an, die im normalen Leben vermutlich nie zusammengefunden hätten: Influencer und Tierretter, TikToker und Esoteriker, Aktivistinnen, politische Außenseiter. Jeder schien in ihm das zu sehen, was ihm wichtig war.

Als Bambarén im April an der Ostsee ankommt, liegt der Buckelwal bereits im flachen Wasser. Die ersten Befreiungsversuche sind gescheitert. Niemand weiß, ob die Rettung überhaupt möglich ist. Bambarén geht allein ins Wasser.

»Ich wollte ihn sehen«, sagt er.

Er schwimmt hinaus, taucht zu dem Auge des Wals hinab und beginnt zu singen. Der Wal habe das Auge geöffnet, sagt Bambarén. Er habe ihn angesehen. »Er wollte wissen, wer ich bin.«

Es sind Momente, die in den Berichten von Biologen selten vorkommen. Dort geht es um Wassertiefen, Körpergewicht und Stressreaktionen. Bei Bambarén geht es um Vertrauen. Er glaubt, dass er eine Verbindung zu dem Wal hatte. Er sagt: »Der Wal wusste von Anfang an, dass wir versuchen, ihm zu helfen.« Der Wal, er habe auch gewusst, dass er nicht allein sei. Und er habe

leben wollen. Seit drei Tagen ist Bambarén wieder auf Teneriffa. 20 Tage lang war er auf Poel, aber die, sagt er, hätten sich angefühlt wie sechs Monate. Die Zigarettensackung, die auf dem dunklen Holztisch liegt, neben dem Schachbrett, ist noch aus Deutschland. Daneben eine selbst geschriebene To-do-Liste, auf der steht »Pay electricity«, Stromrechnung bezahlen, und ein Feuerzeug mit dem Logo der Dekra, der Sachverständigen-Prüfungsgesellschaft.

Ob Wale tatsächlich Trauer, Einsamkeit oder Dankbarkeit in der Weise empfinden, wie Bambarén es schildert, ist wissenschaftlich kaum zu beweisen. Doch während Ingenieure Konstruktionen entwerfen und Veterinäre Gesundheitswerte überwachen, erfüllt Bambarén eine andere Rolle. Er liefert der Rettung ihre Erzählung.

Für Bambarén ist der Wal ein Wesen, das sich verirrt hat. Ein junges Tier, getrennt von seiner Welt, gefangen zwischen Sandbänken, Netzen und menschlichen Entscheidungen.

Auf Konferenzen hält er Motivationsreden. Seine Bücher handeln von Delfinen, die nach dem Sinn des Lebens suchen, damit ist er Bestsellerautor geworden. Seit seiner Kindheit sei er Surfer. Er habe früh gelernt, gemeinsam mit Walen zu singen. Er verstehe ihre Laute, sagt er, er habe sie decodiert. Die Medien nannten ihn »Walguru« oder »Walflüsterer«. Das Surfbrett steht neben der Tür, Bambarén lässt sich auf einen weißen Plastikstuhl auf seiner Terrasse fallen

und zündet sich eine Zigarette an. Er blickt von hier über Palmenplantagen und einen Pool, so groß wie ein Feld. Abends, sagt Bambarén, gehe er oft schnorcheln, dann spiele er mit den Oktopoden.

Bambarén sagt: »Was ich an Teneriffa besonders mag, ist, dass man, wenn man sein Handy ausschaltet, keine Ahnung hat, was in der Welt gerade so los ist.« An diesem Morgen hat er sein Handy oft in der Hand. Er sagt, er vermisse den Wal. So wie man seinen Hund oder eine Katze vermisse. Bambarén hat den roten Anzug von der Rettungsaktion mitgenommen, der Anzug liegt auf dem Gästebett, als wollte er ihn gleich wieder überstreifen.

Seine Frau, eine Österreicherin, sei spirituelle Heilerin. Sie war mit ihm auf Poel und habe einige ihrer Methoden auch beim Wal versucht, sagt Bambarén. Er wisse nicht, was genau sie da getan habe, aber es habe funktioniert. Wie eigentlich alles, das ist Bambaréns Sicht auf die Dinge, am Ende funktioniert habe, was sie probierten. Er glaubt nicht an Zufälle. Er malt Anführungszeichen mit seinen Fingern in die Luft, wenn er das Wort ausspricht: »Zufälle!«

Als sie den Wal schließlich freiließen, sagt Bambarén, sei das Tier zurückgeschwommen zu dem Boot, auf dem er stand. Eine Menge Möwen flogen am Himmel, und dann habe der Wal noch einmal Wasser in die Luft geprustet. Bambarén hat ein Video davon gemacht. Er sagt: »Es war, als wenn er sagen wollte: Vielen Dank, lebt wohl!«

Es wirkt in diesem Moment, als machte er den Wal aus Poel zu einer Figur aus einem seiner Bücher. Der Wal, der spricht, der mit seinem Schicksal kämpft, versucht, sein Glück zu finden. Es ist unwahrscheinlich, dass der Buckelwal nach drei Tagen in einem schaukelnden stählernen Lastkahn wusste, auf welchem der Boote sich Bambarén aufhielt.

Er habe, als der Wal im Schlick vor Poel lag, sagt Bambarén, traurige und fröhliche Lieder gesungen. »Don't worry, everything is gonna be okay«, habe er zu Timmy gesagt. Mach dir keine Sorgen, alles wird gut. Es ist ein schöner Satz. Es ist auch ein falscher Satz.

Als der Wal tot war, konnte er lange nicht glauben, dass es der Buckelwal war, für den er gesungen hatte. Mittlerweile ist auch Bambarén überzeugt, dass der tote Wal an der dänischen Küste derselbe war, den er Hope nannte. Bambarén ist wütend. Auf seinem Instagram-Profil schreibt er, den Wal an der Schwanzflosse aus der Barge zu ziehen, sei »pure Grausamkeit« gewesen.

Der Wal, glaubt Bambarén, sei mit einem Auftrag an die Menschen gekommen: Er sollte sie vereinen. Am Ende hat er vielleicht gezeigt, wie weit sie voneinander entfernt sind.

Jonah Lemm, Christoph Scheuermann, Jonathan Stock

Geräumter Strand nach der Obduktion: Der Wal hat sie verschluckt



Jonas Berndt / DER SPIEGEL

Zusammengewürfelt

Homestory *Im Urlaub und selbst bei unserer Hochzeit: Meine Frau und ich spielen überall Kniffel.*

Von Felix Dachsel

An einem heißen Junisamstag, als sich die Menschen der Hauptstadt in Parks legten mit kalten Getränken, als sie im Freibad knutschten oder auf ihren Balkonen grillten, ging ich zur deutschen Kniffelmeisterschaft.

Im Foyer eines Mittelklassehotels trafen sich Würfelbegeisterte aus fast allen Bundesländern, unter ihnen die amtierende deutsche Meisterin. Ich wollte die Besten sehen, die Würfelelite des Landes. Die Raumluft war bierschwanger, wie beim Darts. Ich stellte mich zum Schiedsrichter, der seinen Blick durch den Raum wandern ließ. Er trug ein rotes Shirt mit dem verschlungenen Logo von Schmidt Spiele, dem Kniffelurheber.

Kniffel ist, anders als manche meinen, kein Spiel für Dumme mit Glück. Man lässt hier nicht einfach Würfel aus einem Becher kullern. Kniffel ist ein Spiel für schlaue Strategen und kühne Denker. Knapp erklärt geht es darum, dass man mit fünf Würfeln 13 verschiedene Konstellationen würfelt. Die Krönung ist ein Kniffel, also fünf gleiche Zahlen. Man kann dieses Spiel zu zweit spielen oder zu acht. Am Ende werden alle Punkte addiert.

Wer einen Kniffel würfelt, so kenne ich das, haut auf den Tisch, tanzt oder macht eine Boris-Becker-Faust. Bis die Mitspieler sagen: Ist gut jetzt.

Ich bin sehr gut in Kniffel. Meine Frau sagt, sie sei besser. Sie berechne Wahrscheinlichkeiten und gebe sich nicht, wie ich, animalischen Instinkten hin. Sie hat die Spielzettel der vergangenen Jahre seltsamerweise entsorgt, als wollte sie Beweise vernichten.

Im Corona-Lockdown luden wir Freunde aus mehreren Haushalten ein, ließen die Rollläden runter und kniffelten. Bei unserer Hochzeit legten wir Kniffelsets aus, die Becher waren mit unseren Namen graviert. Im Sylturlaub saßen wir im Strandkorb, nebenan betranken sich Zahnarztgattinnen aus dem Sauerland mit Moët. Wir suchten den Exzess im Würfeln, unsere Becher waren ledern.

Das Leben ist eine Abfolge von halbstündigen Spielen. Die Würfel kollidieren im Becher, man schüttelt sie, als wäre man ein hemdsärmeliger Barkeeper. Vor dem Lüften des Bechers macht man eine dramatische Pause. Zu theatralisch sollte man nicht werden, dann verweigern sich die Würfel. Im Kroatienurlaub kauften wir eine billige Kniffelvariante im Supermarkt, sie hieß Jamb, die Würfel waren giftgrün und die Zettel auf Kroatisch.

Mein Schwiegervater spricht mit sich selbst beim Kniffeln. Er feuert sich an, ermahnt und beleidigt sich: Du bist doch ein Torfkopf, sagt er. Er legt sein Ohr an den Becher, als

könnte er die Lage der Würfel hören. Meine Schwiegermutter versteckt ihre Ambition für den Familienfrieden. Meine Eltern, seit den frühen Achtzigern verheiratet, sitzen im schwachen Licht einer Campinglampe und spielen eine verschärfte Form von Kniffel, die ich bis heute nicht verstanden habe. Sie reden dabei wenig und lassen die Würfel sprechen, das Geheimnis einer glücklichen Ehe.

Eine gute Freundin, die sich durch den Berliner Dating-schlingel schlug, die auf unbrauchbare Männer stieß, auf Schwätzer und Diven, nahm eines Tages ein Kniffelset mit zu einer Verabredung. Der Mann, den sie traf, würfelte drei Kniffel in einem Spiel. Nach der Verabredung schrieb er eine Nachricht: »Ja, den dritten Kniffel hätte ich mir sparen können, das war etwas drüber.« Sie kniffeln glücklich bis heute.

Wenn es eine deutsche Leitkultur gibt, dann ist es das besinnungslose Würfeln. Kniffel kam auf den Markt, als noch Willy Brandt regierte, Anfang der Siebziger. Genialerweise gab es das Würfelspiel als Beigabe zu Zigaretten der Marke Krone. Krone warb mit dem Slogan »Extra leicht und doch herzhaft«. Was ganz und gar nicht auf Kniffel zutrifft, Kniffel ist extraschwierig. Ich habe im Duden nachgeschaut. Wenn eine Aufgabe »knifflig« ist, dann erfordert sie Geduld, Geschicklichkeit, Intelligenz und Fingerspitzengefühl.

Kniffel legt offen, wer wir sind. Ob wir auf Nummer sicher gehen und den Bonus erwürfeln mit unspektakulären Entscheidungen. Ob

wir das Risiko suchen und einen Kniffel erzwingen. Ob wir optimistisch sind und mindere Ergebnisse eintragen, in der Überzeugung, dass die Zukunft besser wird.

Gehen wir zurück zu jenem sonnigen Samstag, in ein Berliner Mittelklassehotel. Im Finale der deutschen Kniffelmeisterschaft traten die sechs besten Kniffler an, sie hatten sich in der Vorrunde durchgesetzt. Der Altersschnitt im Finale lag knapp unter vierzig, die Altersspanne erstreckte sich von Jahrgang 1949 bis 2001.

Der eine Kniffler trug ein Trikot von Hannover 96, hielt sich an seinem Bier fest und hatte Fans mitgebracht. Der andere Kniffler trug eine Sonnenbrille wie beim Pokern und schaute böse. Die Älteste in der Runde, silberhaarig, Jahrgang 1949, war angetan von der guten Stimmung. Am Ende gewann der Unauffällige, Lennart aus Jena. Ich wollte an seiner Genialität teilhaben und befragte ihn nach der Siegerehrung. Ich wollte seine Strategie erfragen, sein Geheimnis. Und was sagte er? »Kniffel ist zu 90 Prozent Glück.«

Sollte ich mal verlieren, was höchst unwahrscheinlich ist, werde ich diesen Satz zitieren.



WIRTSCHAFT



Mission: Auswärtssieg

Marken Adidas-Chef Bjørn Gulden will das Megaevent Fußball-WM nutzen, um Dauerkonkurrent Nike zu überflügeln. Den Kampf um die deutsche Nationalelf hat er jedoch verloren.

An einem Dienstag im Mai steht Adidas-Chef Bjørn Gulden im Foyer der Konzernzentrale des zweitgrößten Sportartikelherstellers der Welt und sagt lässig: »Ich kann alles.«

Dem Norweger Gulden, 61, mangelt es nicht an Selbstvertrauen. Auch nicht, wenn ihn ein Fotograf fragt, ob er für eine Porträtaufnahme im SPIEGEL einen Fußball entweder jonglieren oder auf einem Finger balancieren könne.

»Ich kann alles«, sagt Gulden also und beginnt, den Ball abwechselnd mit den Füßen hochzuhalten, links, rechts, links, rechts. Dann lässt er ihn auf einem Zeigefinger rotieren wie einen Drehglobus. Ihm gelingt es auf Anhieb. »Gut so?«, fragt er und blickt dabei, als wäre er gelangweilt. Der Fotograf nickt zufrieden. Ja, es ist gut so.

Bjørn Gulden, seit dreieinhalb Jahren Chef einer der bekanntesten deutschen Marken, hat das Unternehmen in der Krise übernommen und wieder aufgerichtet. Er gilt als Manager, der sich bis ins Detail mit dem Produkt, mit Sport, mit Fußball, mit Schuhen identifiziert und auskennt. Er feiert Rekordumsätze und sportliche Erfolge mit den Artikeln seines Unternehmens. Adidas ist in den Schlagzeilen. Und zwar mal wieder positiv.

Wenn da nur nicht die Frage nach seiner Strategie wäre. Ständig muss er sich anhören, er habe keine, sondern entscheide vieles nur aus dem Bauch heraus.

Geld ist da. Für 2025 meldete der Konzern aus Herzogenaurach einen Umsatzanstieg um zehn Prozent auf fast 25 Milliarden Euro. Ein Rekord, der im laufenden Jahr unter Guldens Führung noch mal deutlich übertroffen werden soll.

Sportliche Erfolge sind da. Ende April blieb in London erstmals ein Marathonläufer in einem Wettkampf unter der Marke von zwei Stunden – und trug Schuhe von Adidas. Ein Coup, zu dem selbst der große Konkurrent Nike ehrfürchtig gratulierte. Der Erfolg dürfte den ohnehin stark wachsenden Absatz an Laufschuhen aus Franken weiter beflügeln.

Perspektiven sind da. Vor allem die Fußball-Weltmeisterschaft soll Gulden zu neuen Verkaufserfolgen verhelfen. Für Adidas könnte das Turnier in den USA, Mexiko und Kanada das größte Marketingevent der Firmengeschichte werden. Mindestens eine Milliarde Euro Umsatz will der Konzern mit WM-Produkten erzielen.

Adidas ist offizieller Partner des Weltverbands Fifa, stattet 14 der 48 Teams aus, und auch der Spielball – den Gulden so lässig auf der Fingerkuppe balancieren kann – kommt aus Herzogenaurach. Kein anderer Sportartikelhersteller ist derart präsent bei dem Turnier.

Mehr als zwei Jahre habe man unternehmensintern die kommenden Wochen geplant, sagt Gulden. Die WM sei »eine Riessenplattform, um die Marke auf ein neues

Leben zu heben«, und »sehr, sehr wichtig«. Vor allem für Gulden selbst.

Denn sonst kommt schnell die Kritik hoch, die Gulden bislang eher unterschwellig verfolgt. Er denke nicht langfristig genug, heißt es dann, oder er schaffe es nicht, die Marke nachhaltig in Nordamerika, also in Nikes Heimatmarkt, zu etablieren. Auch deshalb bewege sich der Aktienkurs von Adidas in den vergangenen Jahren trotz toller Zahlen nicht nachhaltig nach oben.

Kann der ehemalige Fußballprofi Gulden die WM nutzen, um seine Zweifler abzuschütteln wie ein Stürmer einen Verteidiger?

Bilanziell, das räumen Guldens Kritiker ein, hat der Norweger viel bewegt. Als er im Januar 2023 vom Dauerrivalen Puma zu Adidas wechselte, übernahm er ein Unternehmen in der Krise. Schwächelnde Verkäufe, purzelnde Preise, volle Lager und ein angespanntes Verhältnis zum Einzelhandel, so lautete das Erbe, das ihm sein Vorgänger, der Däne Kasper Rorsted, überlassen hatte.

Hinzu kam das PR-Desaster um den Rapper Kanye West. Jahrelang hatte Adidas mit dem US-Amerikaner, der sich mittlerweile Ye nennt, die Yeezy-Schuhlinie produziert – bis sich West 2022 mehrmals antisemitisch äußerte. Adidas trennte sich von dem Star. Zuvor hatte der Konzern bereits sein Geschäft in Russland gekappt, eine Reaktion auf den Angriffskrieg in der Ukraine, und damit Hunderte Millionen Euro Umsatz im Jahr eingebüßt.

All das, so erzählt Gulden in einem gläsernen Konferenzraum im Adidas-Hauptsitz, habe bei seinem Start auf die Stimmung gedrückt. »Ich habe eine unfassbar schöne Infrastruktur vorgefunden und sehr viele sehr talentierte Leute«, sagt Gulden, »aber auch

eine enorme Negativität, die von innen und von außen kam.« Es habe nicht an den Produkten gelegen, dass das Geschäft stockte – sondern vor allem daran, dass man sie nicht richtig präsentiert und verkauft habe.

Zum Beispiel den Samba, einen Sneaker, der ursprünglich 1949 als Fußballschuh konzipiert worden war. Kurz vor Guldens Amtsantritt bei Adidas entstand ein neuer Hype um den Schuh. Topmodels wie Bella Hadid und Kendall Jenner trugen Sambas, die Nachfrage explodierte.

Doch in seinen ersten Tagen als Adidas-Chef erfuhr Gulden: Die Produktion des Samba werde zwar hochgefahren – allerdings erst in einem Jahr. Für Gulden kam das nicht infrage. Man habe also »ein paar Tage gearbeitet«, »die Pläne geändert« – und wenig später seien erheblich mehr Samba-Kartons ausgeliefert worden als ursprünglich vorgesehen.

Gulden kann solche Anekdoten erzählen, mit einer Attitüde, die zwischen Arroganz und Beiläufigkeit changiert. Dass er diese Entscheidung damals getroffen habe, sei »wahrlich keine Lebensleistung von mir – das hätte jeder so gemacht«. Wer ihm zuhört, bekommt das Gefühl, Gulden falle die Führung eines Konzerns mit rund 65.000 Mitarbeitern nicht viel schwerer als Fahrrad fahren oder Mülltrennung.

Vielleicht liegt das auch daran, dass Gulden sich bei Adidas vor allem auf das konzentriert, was er schon immer am besten konnte: Verkaufen. Er sei genial darin, sagen Verehrer wie Kritiker über den Norweger, und habe das bei seinen vorigen Stationen bewiesen: bei Puma, dem Modeschmuckhersteller Pandora oder den Schuhläden von Deichmann. Allein bei Puma verdoppelte er innerhalb von sechs Jahren nahezu den Umsatz auf mehr als acht Milliarden Euro. Auch kenne sich niemand mit den eigenen Produkten so gut aus wie er. »Zeig ihm einen beliebigen Schuh, und er kann dir aus dem Stand sagen, aus welcher Fabrik das Leder stammt und was die Herstellung gekostet hat«, beschreibt es ein langjähriger Wegbegleiter.

Gulden band den Einzelhandel wieder stärker ein. Unter Rorsted hatte Adidas sich vermehrt auf den Vertrieb über die eigene Website konzentriert. Ein Fehler. »Der Kunde will den Schuh anfassen und vergleichen, bevor er ihn kauft«, sagt Gulden.

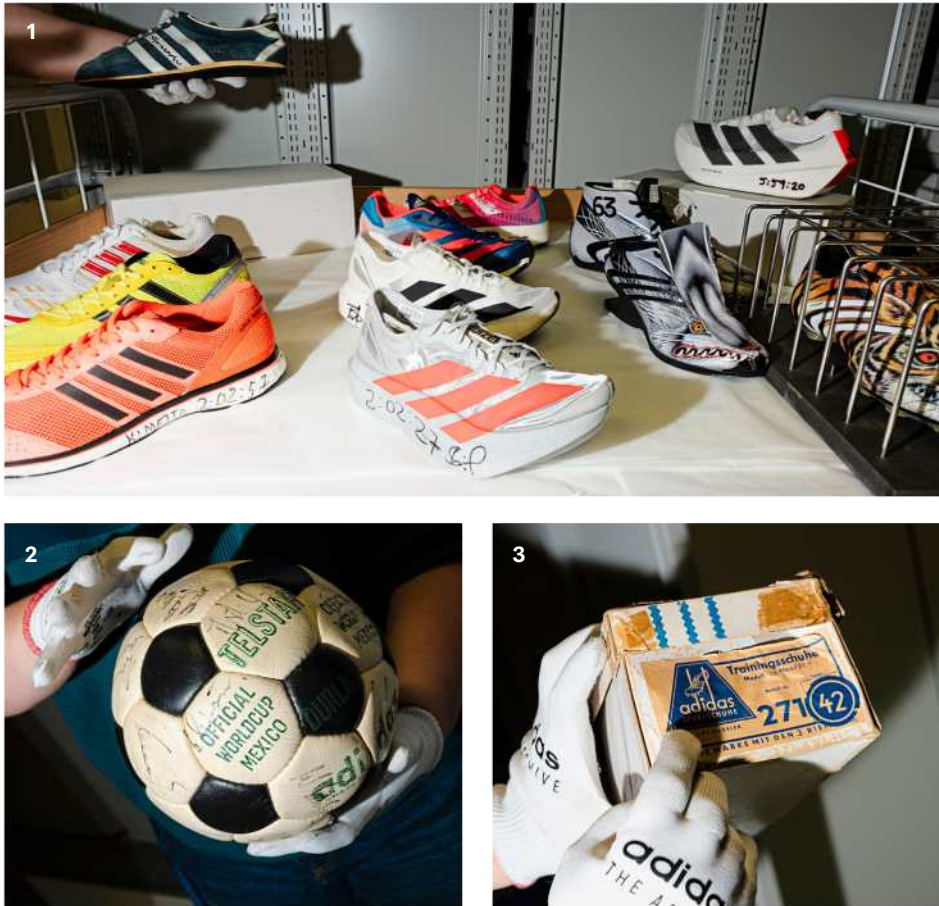
Unter ihm macht sich Adidas wieder Gedanken über seine Kunden. Wofür sich der Konsument am Ende entscheidet, hänge auch davon ab, ob er in Berlin, Bangkok oder Buenos Aires shoppt. »Nur weil jemand in München einen Schuh kauft, heißt das nicht, dass Konsumenten in Peking das gleiche Modell haben wollen«, sagt Gulden, »so funktioniert es heute nicht mehr. Die Welt ist ein bisschen größer als Deutschland.«

Anstatt von Herzogenaurach aus zu diktieren, welche Artikel in Japan, China oder

Nationalspieler bei Training in Herzogenaurach:
Ausgerechnet Nike übernimmt 2027



Bernd Fell / M.I.S. / picture alliance



1 | Weltrekord-Laufschuhe 2 | WM-Spielball von 1970 3 | Schuhkarton im Adidas-Archiv

in den USA in den Verkauf gehen, hat Gulden seinen regionalen Teams vor Ort mehr Verantwortung übertragen. Sie sollen schneller auf Trends reagieren und Produkte und Kampagnen in Eigenregie entwickeln können, ohne vorher Genehmigungsschleifen in Franken drehen zu müssen.

»Wir haben die Pyramide auf den Kopf gestellt«, nennt Gulden das mit Verweis auf die Top-down-Struktur, in der ein Chef von oben nach unten delegiert. Rund 500 Stellen wurden jüngst in Herzogenaurach abgebaut. »Ich weiß, dass ich damit keinen Popularitätspreis gewinne, aber wir mussten Hierarchieebenen abbauen.«

Mehr Entscheidungsgewalt für den Einzelnen bedeutet aber auch mehr Erfolgsdruck für den Einzelnen. Besonders hoch dürfte der dieser Tage bei den US-Mitarbeitern sein. Das Turnier bietet Adidas die Chance, im amerikanischen Markt endlich zu erreichen, was über Jahrzehnte nicht gelungen ist: Platzhirsch Nike nachhaltig Marktanteile abzuknöpfen.

Umgerechnet rund 43 Milliarden Euro erwirtschaftete der Konkurrent aus dem US-Bundesstaat Oregon im vergangenen Ge-

schäftsjahr weltweit, etwa 70 Prozent mehr als Adidas. Ein gewaltiges Delta, das erheblich auf die Dominanz der Amerikaner in ihrem Heimatmarkt zurückgeht.

Woran liegt das?

Der US-Amerikaner Matt Powell kennt die Sportartikelbranche wie kaum ein Zweiter. Seit rund 25 Jahren analysiert er als Berater und Experte den Markt, zuvor arbeitete er mehr als drei Jahrzehnte im Sporthandel.

»Ich habe lange geglaubt, dass die Lücke zwischen den beiden in den USA so groß ist, weil Nike so gut ist«, sagt Powell, »mittlerweile denke ich aber, es liegt vielmehr daran, dass Adidas viele Jahre einfach verdammt schlecht war.«

Adidas sei »zu eurozentristisch« gewesen, so sagt es Powell, »den US-Markt haben sie mehr oder weniger ignoriert«. Dasselbe Problem also, das Gulden auch in anderen ausländischen Märkten identifiziert hat.

Die Neuausrichtung mache sich bereits bemerkbar, beobachtet Marktanalyst Powell. Mittlerweile entwickle das US-Team von Adidas Produkte, die speziell auf den amerikanischen Markt zugeschnitten seien. Das Unternehmen investiert in American Foot-

ball, Baseball, Basketball, rüstet Teams auf Highschool- und Universitätslevel aus. »Amerikanische Kinder müssen Adidas als Sportmarke wahrnehmen«, sagt Gulden.

Er spricht davon, den Umsatz in Nordamerika »langfristig« auf dann zehn Milliarden Dollar pro Jahr zu verdoppeln. »Das kann klappen«, glaubt Analyst Powell, »Marktführer werden sie in den USA aber mit Sicherheit niemals werden.« Auch weil Adidas »nach wie vor mitunter zu träge agiert«.

Bereits vor einem Jahr sei etwa absehbar gewesen, dass die Tokyo-Schuhlinie bei amerikanischen Mädchen gefragt sei – doch erst mit monatelanger Verzögerung habe Adidas die Produktion entsprechend angekurbelt. »Das war noch das alte Adidas, das Gulden eigentlich hinter sich lassen wollte«, sagt Powell.

Zu diesem »alten Adidas« werden schon bald auch ein paar Leibchen zählen, die derzeit in den USA vollgeschwitzt werden: die Trikots der deutschen Fußballnationalmannschaft. Die WM ist das vorerst letzte Turnier, das der DFB mit den drei Streifen absolviert. Ab 2027 übernimmt ausgerechnet Nike, der Deal soll dem deutschen Verband jährlich 100 Millionen Euro einbringen.

Gulden spielt das Ende der Partnerschaft herunter. Er argumentiert, dass Ausrüsterverträge im Fußball rotierten. Gewinne ein Kontrahent einen prominenten Verein oder eine Nationalmannschaft, werde eine andere attraktive Mannschaft frei. Ein Jahr nach dem DFB-Aus nahm Adidas den FC Liverpool unter Vertrag – »der deutlich mehr Trikots verkauft als der DFB«, wie Gulden lässig einstreut.

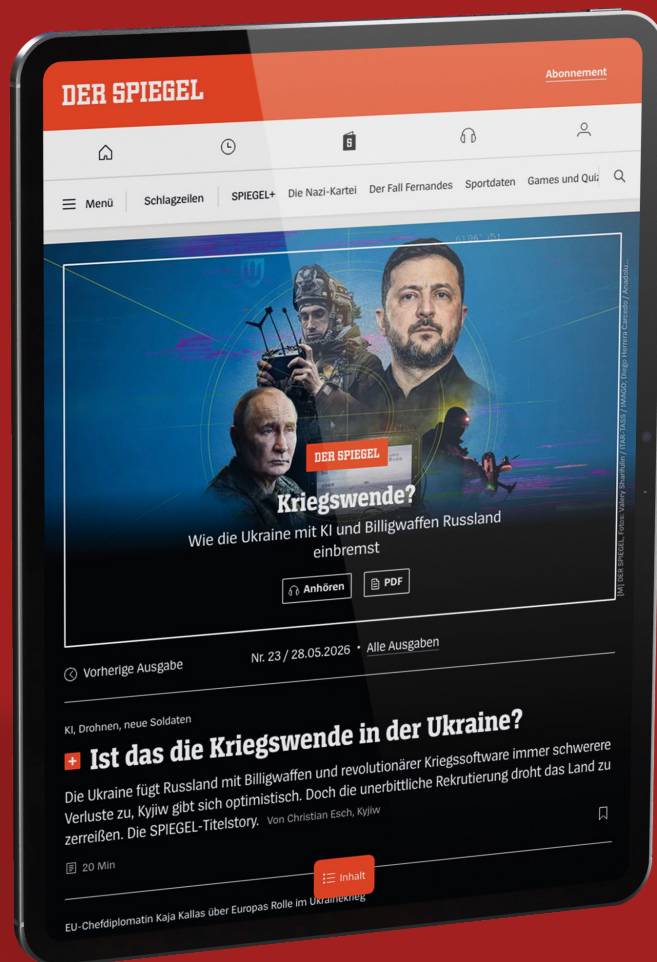
Es ist ein typischer Gulden-Satz – man muss die Welt nehmen, wie sie ist, und sich im Zweifel schnell anpassen, wenn sich die Dinge ändern. Strafzölle, Kriege, eine Pandemie, nichts davon sei planbar gewesen. Wichtig sei, wie man auf die Umstände reagiert.

Die Konsequenz daraus ist zugleich Guldens größte offene Flanke: Eine Strategie ist nicht erkennbar. Auch deshalb, sagen Kritiker, spiegeln sich die Rekordumsätze und Milliarden Gewinne nicht an der Börse wider. Anleger bräuchten mittel- bis langfristige Perspektiven.

Allein in den vergangenen zwölf Monaten verlor die Adidas-Aktie fast ein Viertel an Wert. Guldens impulsive Art helfe dem Kurs eher nicht.

Es sei Quatsch, wenn er als ein Chef dargestellt werde, der allein mit Instinkt führe, sagt der Kritisierte. »Du kannst nicht ein Geschäft mit 25 Milliarden Euro Umsatz in 180 Ländern betreiben, ohne eine Strategie zu haben«, sagt er. »Brauche ich dafür aber einen fancy Claim? Ich bin kein Fan von Floskeln. Was soll ich schöne Sätze formulieren, die in einer Woche überholt sind?«

Thilo Neumann



52 Wochen lesen, 50 % sparen

SPIEGEL+ gibt Ihnen den Nachrichtenvorsprung: Bleiben Sie bestens informiert – mit tagesaktuellen News, Analysen, Hintergrundinformationen und Einordnungen.



Einfach Zugriff sichern unter:
abo.spiegel.de/50sparen

Nur 2,99€ pro Woche in den ersten 52 Wochen. Danach 5,99€ pro Woche.
Vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.



»Bei den aktuellen Debatten Sorge ich mich um das Haus«

Sozialsysteme Die geplante Pflegereform stößt bei Angehörigen, Dienstleistern und Kommunalpolitikern auf heftigen Widerstand. Was kritisieren sie?

Mehr als 15 Milliarden Euro – so viel will Gesundheitsministerin Nina Warken (CDU) in der Pflegeversicherung sparen, um ein Defizit und höhere Beiträge für alle zu verhindern. Wie soll das gehen? In einem neuen Gesetzentwurf setzt sie auf höhere Einnahmen, etwa durch eine steigende Beitragsbemessungsgrenze, und auf Leistungskürzungen. Pflegebedürftige und ihre Angehörigen müssen sich auf niedrigere Rentenansprüche, strengere Pflegegrad-Einstufungen, reduzierte Entlastungsbeträge und deutlich höhere Heimkosten einstellen. Zudem sollen die Tarifvorschriften für Fachkräfte ausgesetzt werden. Wie kommen die Streichungen bei Menschen im Pflegesektor an?

Der Dienstleister

Philipp Leusbrock, 40, ist Geschäftsführer eines Pflegedienstes mit 200 Beschäftigten im westfälischen Metelen.



»Die Reform ist schlicht ein radikales Sparprogramm für die nächsten paar Jahre. Sie gibt keinerlei Antworten, wie das alles danach noch funktio-

nieren kann – dann kommen die riesigen Herausforderungen, wenn die Babyboomer pflegebedürftig werden. Nur ist das System jetzt schon am Limit.

So soll die Pflicht für vier Jahre ausgesetzt werden, Pflegekräfte nach Tarif zu bezahlen. Unsere Beschäftigten entlohnen wir seit vielen Jahren sehr gut. Die Pflegekassen erstatten uns jedoch nicht einmal die Tariflöhne voll. Seit 2022 hatten wir in den jährlichen Kassenverhandlungen das starke Argument, dass wir gesetzlich mindestens Tariflöhne zahlen müssen. Nun nimmt man uns dieses Argument aus der Hand und schwächt unsere Verhandlungsposition.

Wir dürfen und wollen unseren Mitarbeitenden das Gehalt nicht kürzen. Wie soll ich ihnen erklären, dass sie mindestens vier Jahre lang keine Lohnerhöhung erhalten, obwohl alles teurer wird, Miete, Lebensmittel, Zuzahlungen für Medikamente?

Es stimmt, dass die Altenpflege inzwischen ordentlich entlohnt wird, das war ja lange überfällig. Auch deshalb konnten wir zuletzt im Wettbewerb um die knappen Fachkräfte bestehen und genügend von ihnen einstellen, um alle unsere Kunden

pflegen zu können. Kommt die Reform wie geplant, besteht aber die Gefahr, dass unsere Kräfte von Kliniken oder Pflegeheimen abgeworben werden. Ob wir finanziell gegen die bestehen können, ist fraglich. Uns droht also, dass wir Fachkräfte verlieren.«

Die Ehefrau

Melita Braun, 66, ist Rentnerin und war von 2008 bis 2026 Gemeinderätin und von 2023 bis 2026 dritte Bürgermeisterin (CSU) im oberfränkischen Altenkunstadt.



»Vor gut vier Jahren brach meine Welt zusammen. Ich kehrte aus dem Krankenhaus zurück und fand meinen Mann in einem katastrophalen Zustand vor: Demenz. Seither

pflege ich ihn. Der Einstieg war hart. Erst musste ich herausfinden, wer mir mit meinen vielen Anliegen helfen kann. Und das, obwohl ich als Gemeinderätin gut vernetzt war.

Das unterschätzen vorher alle: Pflege ist für uns Angehörige eine 24-Stunden-Bereitschaft, alles andere versucht man, damit in Einklang zu bringen. Wenn im Gesetzentwurf die Rede von Beratung und Pflegebetreuung ist, klingt das gut. Ich frage mich aber, wie viel es im Alltag bringen wird.

Ich hatte es mit engagierten Beratern zu tun, und doch musste ich mir vieles selbst zusammensuchen. Es gilt zudem, sich Freiräume zu schaffen, um nicht ausschließlich für den Patienten zu leben. Die Pflegeversicherung muss das unterstützen, sonst brennen die Angehörigen aus.

Die meisten Maßnahmen in dem Paket machen den Menschen Angst: dass sie sich ruinieren, ihr Häuschen verlieren. Es stimmt ja, die Menschen müssen selbst Vorsorge treffen. Aber das ist vielen nur begrenzt möglich.

Mein Mann ist privat pflegeversichert. Die Leistungen sind die gleichen wie in der gesetzlichen Versicherung, aber wir müssen erst in Vorkasse gehen und können uns das Geld hinterher bei der Versicherung holen. Deshalb müssen auf unserem Konto immer 3000 bis 5000 Euro zur Verfügung stehen, um alle Rechnungen begleichen zu können. Unser Haus haben wir vermietet und sind in eine barrierefreie Mietwohnung gezogen.

Bei den aktuellen Debatten Sorge ich mich um das Haus. Noch mehr fürchte ich, dass unsere Tagespflege schließen könnte, die mir Freiräume schafft und meinem Mann guttut. Die Finanzierung ist bis zum Herbst gesichert. Ich weiß nicht, wie es ohne sie gehen soll.«

Der Landrat

Jan-Christoph Schaberick, 41, wurde 2025 zum Landrat des Ennepe-Ruhr-Kreises in Nordrhein-Westfalen gewählt. Schaberick ist Jurist und SPD-Mitglied.



»Die Pläne von Gesundheitsministerin Nina Warzen führen dazu, dass Pflegebedürftige mehr aus eigener Tasche zahlen müssen – und schneller in die Sozialhilfe geraten.

Das ist absurd, schließlich wurde die Pflegeversicherung eingeführt, um genau das zu verhindern. Zudem wird die Sozialhilfe zum großen Teil von uns als Kommunen bezahlt, und unsere finanzielle Lage ist aktuell dramatischer denn je.

Am Ende trifft das alle Bürger, nicht nur die Gebrechlichen und ihre Familien. Gemeinden, Städte und Kreise müssen etwa um den Erhalt von Freibädern und Büchereien ringen, die Infrastruktur ist an vielen Stellen marode, weil Geld fehlt.

Wir haben aktuell einen Haushalt von rund 819 Millionen Euro. Schon heute macht die Hilfe zur Pflege davon knapp 50 Millionen Euro aus. Der Posten ist im Vergleich zum Vorjahr um 22 Prozent gewachsen, davor um 31 Prozent. Wenn Frau Warzen weiter an der Kostenschraube dreht, müssen wir noch mehr für diese Hilfen ausgeben.

Jeder Euro, den wir hier ausgeben, fehlt woanders: So schont der Bund die Pflegekassen auf Kosten der Kommunen. Gleichzeitig kommen die Kürzungen bei der gesetzlichen Krankenversicherung. Ich kenne Bürger, die haben Angst, den Krankenwagen zu rufen – der Gebühren wegen. Ist es das wirklich wert?«

Der Ökonom

Heinz Rothgang, 63, ist Professor für Gesundheitsökonomie am SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik der Universität Bremen.



»Mit dem Gesetzentwurf erreicht die Koalition keines der Ziele, die sie sich selbst gesteckt hat. Angekündigt war laut Koalitionsvertrag eine »große Pflegereform«. Dafür hatten Union und SPD eine Arbeitsgruppe eingesetzt. Es lohnt sich, deren Arbeitsauftrag noch einmal zu lesen. Dazu zählte ausdrücklich die Prüfung von Möglichkeiten zur »Stärkung der pflegenden Angehörigen«, die »Begrenzung der pflegebedingten Eigenanteile« bei der Pflege im Heim und die Frage der »versicherungsfremden Leistungen«.

Die Vorschläge dieser Bund-Länder-Arbeitsgruppe haben diese Ziele noch ad-

ressiert. Umso enttäuschender finde ich, dass der jetzt vorgelegte Gesetzentwurf gar keine »große Pflegereform« enthält. Das ist ein reines Sparpaket. Die Leistungen für Pflegebedürftige und Angehörige werden gekürzt, die Lasten für Versicherte und die Träger der Sozialhilfe erhöht.

Aus der »Begrenzung der Eigenanteile« ist im Gesetzentwurf auf einmal die »Begrenzung des Anstiegs der Eigenanteile« geworden. Die 2022 eingeführten Zuschüsse zu den Heimkosten werden effektiv verringert. Würde diese Regelung heute schon gelten, wären die Heimkosten für Betroffene im Schnitt noch einmal 161 Euro pro Monat höher. Über fünf Jahre im Heim gerechnet läge die zusätzliche Belastung bei insgesamt 20.000 Euro. Anstatt die Eigenanteile zu begrenzen, werden sie erhöht.

Bei den »versicherungsfremden Leistungen« stehen die Rentenbeiträge pflegender Angehöriger im Vordergrund. Bislang zahlt diese die Pflegeversicherung. Ordnungspolitisch korrekt wäre eine Finanzierung aus der Steuertasche. Davon ist gar keine Rede mehr. Statt den Bund dafür in die Pflicht zu nehmen, werden die Rentenbeiträge um 30 Prozent gekürzt. Das ist besonders bitter: In Sonntagsreden werden die pflegenden Angehörigen ja gern zum »größten Pflegedienst der Nation« verklart. Aber der Dank für diese Tätigkeit ist nun ein steigendes Risiko von Armut im Alter. Statt die Angehörigen zu stärken, werden sie weiter geschwächt. Das ist an Zynismus kaum zu überbieten.

Die genannten Ziele werden mit dem Entwurf alle verfehlt, die Probleme sogar verschärft. Dabei gäbe es Alternativen: Steuerzuschüsse und ein Finanzausgleich mit der privaten Pflegeversicherung.«

Die Pflegefachkraft

Andrea Lippmann, 60, gründete 1991 in Düsseldorf einen ambulanten Pflegedienst mit derzeit elf Mitarbeitenden. Sie arbeitet jeden Tag selbst mit Patienten.



»Vor dem Gesetzentwurf hatten wir große Sorge, dass der Pflegegrad 1 wegfallen könnte. Offiziell ist das nun nicht passiert. Aber tatsächlich bleibt davon nicht viel übrig.

Die Gesundheitsministerin versucht, das mit Wortgeklänge zu überspielen: Es soll keinen »Entlastungsbetrag« mehr geben, aber ein »Sozialraumbudget«. Wer denkt sich so etwas aus? Dann soll mehr Wert auf Beratung und Prävention gelegt werden, das klingt immer gut. Nur gab's das bisher auch schon.

Allerdings: Mit dem neuen Gesetz sollen die Pflegekassen beraten, weniger wir Pfle-

gedienste. Das ist eine Schnapsidee. Wir haben Leute mit den passenden Kompetenzen, nah an den Menschen, um die es geht. Es leuchtet nicht ein, warum Fachleute aus den Kassen das besser oder billiger könnten. Bisher haben die eine Erstberatung gemacht, die in den meisten Fällen aus einer langen Liste von gesetzlich möglichen Leistungen bestand. Aber oft hat niemand den Leuten erklärt, was davon für sie sinnvoll ist.

Überhaupt werden die Pflegedienste als Unterstützung aus dem Pflegegrad 1 rausgehalten. Es wird also gerade dort, wo man schlimmeren Pflegebedarf verhindern kann, auf professionelle Anleitung verzichtet. Ich sehe nicht, wie das beim Sparen hilft, im Gegenteil. Aber vielleicht ist das Ziel ja, möglichst viele leicht Pflegebedürftige abzuschrecken.«

Der Unternehmer

Kai Kasri, 55, betreibt mit seiner Firma Vivaldo zwei stationäre Pflegeeinrichtungen, ein Quartiershaus für Senioren und einen ambulanten Pflegedienst im Berchtesgader Land. Er gehört dem Präsidium des Bundesverbands privater Anbieter sozialer Dienste an. Vivaldo beschäftigt rund 250 Pflegekräfte.



»Fangen wir mit etwas Positivem an: Der Gesetzentwurf sieht vor, die Digitalisierung bei Pflegeanbietern zu unterstützen. Das ist überfällig. Wir testen derzeit Software, die unsere Pflegekräfte bei der leidigen Dokumentation ihrer Tätigkeit entlasten soll, da fließt bislang viel Arbeitszeit rein. Das Programm kostet 120.000 Euro für drei Jahre, Schulungen und Wartung kommen hinzu.

Dann hört es leider schon auf, ich finde den Entwurf über weite Strecken ärgerlich. Die neuen Regeln zur Tariftreue werden dazu führen, dass wir unsere Personalkosten fürs Erste nicht mehr von den Kassen voll ersetzt bekommen. Nur leider beträgt der Anteil des Personals an unseren Gesamtkosten 70 Prozent. Ich weiß gar nicht, wie wir oder Mitbewerber das auf Dauer schaffen sollen. Glaubt wirklich jemand, unsere Margen wären so groß, dass da Spielraum wäre?

Derweil wird ernsthaft überlegt, Kinder von Heimbewohnern zur Kasse zu bitten, auch wenn sie weniger verdienen als die bisherige Grenze von 100.000 Euro. Schon heute erlebe ich Gespräche mit ungeduldierten Angehörigen, die sagen: »Wir haben uns nicht vorstellen können, dass Mutti so lange im Heim lebt.« Hier treibt man einen Keil zwischen die Generationen.«

Aufgezeichnet von Benjamin Bidder, Florian Diekmann, Matthias Kaufmann

Kniefall der Wall Street vor Elon Musk und den Tech-Bros

Aktienmarkt Der reichste Mann der Welt bringt seine Weltraumfirma an die Börse, Amerikas Finanzelite erfüllt ihm dafür jeden Wunsch. Weitere Digitalfirmen werden profitieren. Die Risiken für Anleger sind jedoch gewaltig.

Der Einfluss des Silicon Valley auf die US-Regierung ist hinlänglich beschrieben. Weniger offensichtlich ist, welche Folgen die Liaison aus Hightech-Elite und MAGA-Establishment für das Herzstück der US-Wirtschaft hat – den Kapitalmarkt. An der New Yorker Technologiebörse Nasdaq weichen die Entscheider ihre Regeln auf, um Techkonzernen wie SpaceX, OpenAI und Anthropic den roten Teppich auszurollen. Regeln, die Machtkonzentration verhindern und Aktionäre schützen sollen.

Es sind technische Dinge, die öde klingen, aber eine Zeitenwende darstellen. So hat die Nasdaq ihre Mindestanforderungen an den Streubesitz geändert, die schnelle Aufnahme in den Nasdaq-100-Index garantiert und weitere Regeln so geändert, dass SpaceX und andere künftig enorme Startvorteile haben.

Dass sich die Nasdaq den Tech-Bros unterwirft, hat potenziell gewaltige Folgen, auch für Privatinvestoren. Die finanzielle und politische Macht der Digitalkonzerne wird ins Unermessliche wachsen, zugleich streichen Investmentbanken und Börsenbetreiber hohe Gebühren ein. Die Risiken für das Finanzsystem nehmen zu, alles außer Big Tech wird an den Börsenrand gedrängt.

Und das unter den Augen der Börsenaufsicht SEC, die von Paul Atkins geführt wird, einem unscheinbaren, älteren Herrn mit dünner Stimme und guten Manieren. Vor Jahresfrist stellte er sich in Frankfurt der hiesigen Finanzpresse vor. Er ließ keinen Zweifel daran, wie nahe er US-Präsident Donald Trump steht – und damit der Tech-Elite, deren Kontrolle auch seine Aufgabe ist.

Atkins treibt die MAGA-Agenda voran, die lockere Regeln und weniger Aktionärsrechte propagiert. Er setzt damit das aufs Spiel, was Amerikas weitgehend börsenfinanzierte Volkswirtschaft jahrzehntelang so erfolgreich gemacht hat.

Investmentbanken kassieren

Wohin das führt, zeigt der Börsengang von Elon Musks Weltraumfirma SpaceX, deren Aktie am 12. Juni an der Nasdaq ihr Handelsdebüt feiern wird.

SpaceX hat zuletzt fast fünf Milliarden Dollar Nettoverlust produziert, bei 18 Mil-

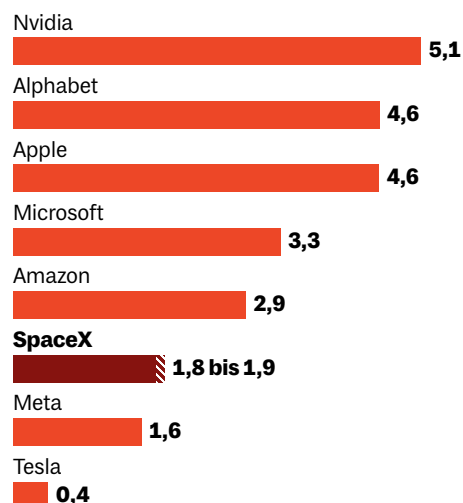
liarden Dollar Umsatz. Dennoch wird der Konzernwert vorbörslich auf unglaubliche 1,8 Billionen Dollar taxiert – auf das 100-Fache des Umsatzes, ein selbst für Techunternehmen astronomischer Wert. Er basiert auf den enthusiastischen Gewinnschätzungen von Investoren und Beratern, die Raketenforscher Musk anscheinend blind vertrauen.

Der SpaceX-Chef hat jetzt schon ein Vermögen von geschätzt 800 Milliarden Dollar angehäuft. Sein Anteil von rund 42 Prozent am Weltraumkonzern entspricht ungefähr weiteren 800 Milliarden, sodass er mit dem Börsengang der erste Billionär der Menschheit werden wird. Wenn auch vorerst nur auf dem Papier: Zunächst sollen gut vier Prozent des Unternehmens an die Börse gebracht werden. Das entspräche bis zu 75 Milliarden Dollar und wäre der mit Abstand höchste Emissionserlös der Geschichte.

Mit dem Geld kann Musk die miserablen Ergebnisse abfedern, die seine Firmen X, vormals Twitter, und der KI-Chatbot Grok produzieren. Beide hat der Unternehmer in SpaceX eingebracht – Finanzalchemie, wie sie Investmentbanken spielend beherrschen. Kein Wunder, dass die Wall-Street-Elite von

Schwergewichte

Erwarteter Börsenwert von SpaceX im Vergleich zu den »Magnificent Seven«, in Bio. \$



Quelle: Refinitiv Datastream; Stand: 29.5.2026

Goldman Sachs bis Deutsche Bank ihrem Klienten Musk dabei hilft, SpaceX-Aktien loszuwerden. Die Investmentbanken kassieren zwischen fünf und zehn Prozent des Emissionserlöses als Gebühr. Wie scharf sie, Anwälte und Berater auf ein Space-X-Mandat sind, hat die »New York Times« recherchiert: Viele von ihnen sollen Musk bereitwillig zugesichert haben, Grok zu abonnieren, obwohl der KI-Chatbot deutlich unbeliebter ist als etwa ChatGPT von OpenAI.

Aber das eigentliche Problem ist, dass die Nasdaq ihre Vorschriften aufgeweicht hat, um Musks Konzern zu locken. Aus Eigeninteresse: Sobald SpaceX-Aktien über ihre Plattformen gehandelt werden, spielen die Deals Gebühren ein. Das ist wichtig für die Nasdaq, die 2025 zusehen musste, wie einige der größten Tech-Börsengänge – Figma, Klarna, Circle – beim Erzrivalen New York Stock Exchange (NYSE) debütierten.

Der Nasdaq-100-Index ist die Basis für viele börsengehandelte Indexfonds (ETF), in denen Anleger Billionen angelegt haben. Indexmitglied zu sein, bringt Unternehmen enorme Vorteile: Fonds, die den Index einzeln nachbilden, müssen Aktien aller Firmen halten, die im Index enthalten sind. Geht ein Unternehmen an die Börse, zieht das oft steigende Kurse nach sich, weil die Fonds die Aktien kaufen müssen.

Es geht um ungeheuer viel Geld: Weltweit gibt es knapp 10.000 Index-Aktienfonds, die rund 13 Billionen Dollar verwalten.

Bisher war es so: Unternehmen, die in den Nasdaq-100-Index kommen wollten, mussten dafür mindestens 10 Prozent ihres Kapitals an die Börse bringen. Diese Mindestquote für den sogenannten Streubesitz sollte sicherstellen, dass möglichst viele Aktien frei handelbar sind, um eine faire Preisbildung zu gewährleisten und Kursmanipulationen durch Insider, Gründer oder einzelne Großinvestoren zu erschweren.

Diese Regel hat die Nasdaq kürzlich abgeschafft. SpaceX kann jetzt auch mit 4,3 Prozent in den Index aufgenommen werden. Die Aktie wird nach ihrem Debüt von Indexfonds umgehend gekauft werden müssen, Kurssteigerungen sind fast garantiert.

Künstliche Aufblähung im Index

Die Nasdaq hat noch mehr geändert. Solange weniger als ein Drittel aller Aktien eines Unternehmens an der Börse gehandelt wird – was bei SpaceX lange so bleiben dürfte –, wird der Streubesitz künftig mit dem Dreifachen bewertet. Bezogen auf SpaceX heißt das: Obwohl nur 4,3 Prozent der Aktien an der Börse gelistet sind, beträgt der Streubesitz rechnerisch 12,9 Prozent.

Das ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Bislang berechnete die Nasdaq, anders als die allermeisten Indexbetreiber, das Gewicht eines Unternehmens nach dessen ge-



Bulle vor New Yorker Börse: Risiko für die Stabilität des Systems

samtem Börsenwert, unabhängig davon, wie viele Aktien tatsächlich im Streubesitz frei flottieren. Mit 1,8 Billionen Dollar Börsenwert hätte SpaceX im Nasdaq 100 die meisten anderen Aktien an den Rand gedrängt, was der Börse selbst offenbar nicht geheuer war. Stattdessen gilt ab sofort auch bei ihr nur der Streubesitz als maßgeblich für das Indexgewicht – bloß eben multipliziert mit dem Faktor drei, mutmaßlich ein Zugeständnis an Musk und sein Riesenbaby SpaceX.

So wird der Einfluss von SpaceX auf die Performance des Nasdaq 100 und jener Aktienfonds, die den Index nachbilden, dreimal höher sein, als es der tatsächliche Streubesitz rechtfertigt. Die künstliche Aufblähung sichert SpaceX weiteres Kurspotenzial. Darunter werden viele andere Aktien leiden, denn die Fondsmanager werden Anlagegelder umschichten müssen – auch sie können jeden Dollar nur einmal investieren.

Eine weitere Neuerung: Die SpaceX-Aktie kann bereits nach 15 Tagen in den Nasdaq-100-Index aufgenommen werden – wie alle weiteren Börsenneulinge, vornehmlich aus dem Techbereich, die folgen werden. Bislang war die Aufnahme nur im Rahmen der jährlichen Überprüfung des Index möglich, als Ersatz für ein ausgeschiedenes Indexmitglied oder infolge einer Abspaltung. Künftig kommt bereits nach einem halben Monat in den Nasdaq 100, wer bei der Marktkapitalisierung unter den Top 40 der Indexmit-

glieder rangiert. Ein Klacks für SpaceX. So werden viele Fondssparer SpaceX-Aktien in ihren Portfolios haben, obwohl sie das womöglich gar nicht wollen. Wenn sie ihr Geld in einen breit gestreuten Fonds stecken, der einen Index wie den MSCI World abbildet, investieren sie automatisch auch in SpaceX. Das geht zwar jedem so, der einen Indexfonds kauft – aber die Wucht von SpaceX verschiebt die Gewichte im Portfolio beträchtlich, womöglich unerwünscht.

SpaceX-Chef Musk: Uneingeschränkte Macht



Immerhin: Im US-Index S&P 500 soll vorerst alles bleiben, wie es ist. Der Betreiber S&P Dow Jones Indices teilte mit, dass man Ausnahmen »nicht allein auf der Grundlage der Marktkapitalisierung« gewähren werde. Es werde »keine Änderungen an der bestehenden Methodik für diese Indexfamilie« geben – auch nicht für SpaceX.

Gelockerte Haltefristen

Auch für Musk persönlich hat der Börsengang dank des Entgegenkommens der Nasdaq enorme Vorteile. Denn der Börsenbetreiber hat die Haltefristen gelockert. Bislang mussten sich Altaktionäre wie Musk verpflichten, monatelang – in der Regel 180 Handelstage – keine weiteren Aktien zu verkaufen als die, von denen sie sich bereits beim Börsengang getrennt hatten.

Diese »Lock up«-Periode soll sicherstellen, dass Altaktionäre nicht Kasse machen, sobald Aktienfonds und Kleinanleger nach dem Handelsstart den Kurs mit Käufen beflügeln. Das soll Anlegern signalisieren, dass sie keiner Luftnummer aufgesessen sind, bei der sich die Insider flugs vom Acker machen.

In seinem Börsenprospekt hat SpaceX ein Staffelsystem angekündigt, das es Musk und anderen Altinvestoren ermöglicht, deutlich rascher auszusteigen – die Nasdaq hat nichts dagegen. Das würde zwar den Streubesitz erhöhen und Investoren die Chance geben, diese Aktien zu kaufen, aber eben auch Insidern ermöglichen, auszusteigen, bevor sich womöglich herausstellt, dass SpaceX seine ehrgeizigen Ziele gar nicht erfüllen kann.

Müßig zu erwähnen, dass SpaceX laut Prospekt seinen Vorstandschef nur feuern kann, wenn der zustimmt – Musk müsste sich also selbst hinaussschmeißen. Seine uneingeschränkte Macht wird auch beim Blick auf die zweistufige Aktienstruktur von SpaceX deutlich. Während gewöhnliche Aktionäre eine Stimme je »Class A«-Aktie erhalten, bekommen Musk und eine kleine Gruppe von Insidern »Class B«-Aktien, die ihnen jeweils ein mehrfaches Stimmrecht gewähren.

Die Folge: Musk hält rund 42,5 Prozent des Eigenkapitals von SpaceX, aber nach dem Börsengang immer noch 85,1 Prozent der Stimmrechte. So könnte er etwa verfügen, seinen Tesla-Konzern in SpaceX zu integrieren und das Geschäftsmodell der Weltraumfirma auf E-Autos zu erweitern.

Stabilität des Finanzsystems in Gefahr

Für Experten, die sich um gute Unternehmensführung und die Rechte von Kleinaktionären kümmern, sind das keine erfreulichen Aussichten. »Musk legt großen Wert darauf, maßgebliche Kontrolle über die von ihm geführten Unternehmen auszuüben«, sagt Lindsey Stewart vom Analysehaus Mor-



Extremist Sellner, AfD-Politikerin Lena Kotré

SPIEGEL TV

MONTAG, 15. 6., 23.15 – 0.00 UHR, RTL

Remigration – Die AfD und ihre Abschiebe-Fantasien

»Ausländer raus« war gestern, heute heißt es »Remigration«. Ein rechter Kampf-begriff, großgemacht durch Extremisten wie Martin Sellner. Mittendrin: die AfD, die sich das Motto auf die Fahne schreibt. Kritiker verstehen darunter die massenhafte Vertreibung von Menschen. Doch welche Ideologie steckt wirklich dahinter? Und was bedeutet es, wenn die AfD ihre Abschiebe-Fantasien Wirklichkeit werden lässt? SPIEGEL TV beleuchtet das Netzwerk hinter dem Begriff, spricht mit Hintermännern, Insidern und Experten.

TERRA X HISTORY

SONNTAG, 14. 6., 23.45 – 0.30 UHR, ZDF

Kriegsverbrechen – Wenn Staaten zu Tätern werden

1945 schafft die Welt eine Revolution: In Nürnberg werden Größen der Nazi-diktatur erstmals persönlich angeklagt – ein historischer Durchbruch und das Versprechen, dass Kriegsverbrechen künftig geahndet werden. Doch bis heute kommt es immer wieder zu Angriffskriegen

und anderen Völkerrechtsverletzungen. Wie ist das möglich und was muss geschehen, damit sich das ändert? Renommierte Völkerrechtler und Historiker aus aller Welt wie die Yale-Professorin Oona Hathaway oder der Menschenrechtsexperte Payam Akhavan diskutieren anhand verschiedener Kriege und Konflikte die Grenzen des Völkerstrafrechts und werfen einen Blick in dessen Zukunft.

SPIEGEL TV REPORTAGE

MONTAG, 15. 6., 20.15 – 22.20 UHR, SAT.1

Die Spaßgiganten! So geht Freizeit in Deutschland

Vielen Deutschen kann es in ihrer Freizeit nicht gigantisch genug sein: Der Europa-Park in Rust lockt jährlich über sechs Millionen Menschen an und ist damit der meistbesuchte Freizeitpark im deutschsprachigen Raum. Die größte Outdoor-Wasserrutsche Deutschlands bietet Halligalli für Millionen. Auf dem Wurstmarkt in Bad Dürkheim mit dem größten Weinfest der Welt wird im XXL-Format gefeiert. Auch Karls Erdbeerdorf und Spargelhöfe locken Besucher in Scharen an. Das Geschäft mit der Freizeit ist also heiß umkämpft. Die Reportage blickt hinter die Kulissen der Freizeitindustrie.



Angeklagte im Nürnberger Prozess 1945



Achterbahnfans im Europa-Park in Rust

ningstar. »Er ist bereit, gängige Normen der Corporate Governance zu missachten, um diese Kontrolle zu erlangen und zu wahren. Und die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrats haben sich, wenn überhaupt, bestenfalls zögerlich gezeigt, ihn im Namen der unabhängigen Aktionäre herauszufordern.«

Fest steht: Mit dem Börsengang von SpaceX wächst Musks Macht über die globalen Börsen erheblich. Denn dank der laxen Nasdaq-Regeln wird das Unternehmen auf Anhieb in die Riege der »Magnificent Seven«-Hightech-Aktien gespült, die seit Jahren die US-Börsen dominieren: Nvidia, Alphabet, Apple, Microsoft, Amazon, Meta und Tesla. Gleiches dürfte für ChatGPT-Betreiber OpenAI oder Anthropic (Claude) gelten, der soeben seinen Börsengang bei der SEC beantragt hat und eine Bewertung von mehr als einer Billion Dollar anpeilt – dabei hat Anthropic auch so bei Investoren gerade erst 65 Milliarden Dollar eingesammelt.

Diese wenigen Firmen haben ein derartiges Gewicht in den Börsenindizes und damit in vielen Aktienfonds, dass sie den Gesamtmarkt herunterreißen könnten, sobald Zweifel an den Segnungen der digitalen Ökonomie überhandnehmen. Zumal die Firmen finanziell verflochten sind – ein enormes Risiko für die Stabilität des Systems.

Gefahr erkannt

Einige der großen amerikanischen Pensionsfonds, die für die Renten von Beamten, Lehrern, Feuerwehrleuten, Polizisten oder Krankenschwestern sorgen und zusammen mehr als eine Billion Dollar verwalten, haben die Gefahr erkannt und einen Brief an SpaceX geschrieben: der New York State Common Retirement Fund, die fünf New Yorker Stadt-pensionsfonds sowie Calpers, der größte öffentliche Pensionsfonds der USA für Staatsbedienstete Kaliforniens.

Die Governance-Struktur von SpaceX »steht im völligen Widerspruch zu der Transparenz und der legitimen Aufsicht durch den Verwaltungsrat, die für ein bedeutendes börsennotiertes Unternehmen unerlässlich sind«, heißt es dort. SpaceX untergrabe »auf gefährliche Weise die Investorenrechte« und müsse »zumindest die grundlegenden Schutzstandards einhalten, auf die langfristig orientiertes institutionelles Kapital angewiesen sei«. Deutliche Worte.

Das Beispiel SpaceX dürfte Schule machen, wenn auch OpenAI und Anthropic an die Börse gehen. Dann wird die Macht einiger weniger Digitalgiganten, der »Magnificent Ten«, den Einfluss aller anderer Unternehmen am Kapitalmarkt weiter verringern, mit allen Konsequenzen für die Anleger.

Paul Atkins, der Chef der Börsenaufsicht SEC und einflussreicher MAGA-Mann, wird nichts dagegen haben.

Tim Bartz

Höfe zum Schnäppchenpreis

Geld Wenn die Gesellschaft altert und die Bevölkerung schrumpft, dürften viele Immobilien bald günstig zu haben sein.

In Sachen Immobilienkauf gibt es zwei Lager, die sich meist unversöhnlich gegenüberstehen. Die einen halten den Hauskauf für unverzichtbar, sofern man ihn sich leisten kann. Boden und Häuser könnten eben nicht beliebig vermehrt werden, das Angebot bleibe langfristig knapp, folglich könnten die Preise nur steigen. Das eigene Haus sei deshalb die ideale Altersvorsorge.

Das andere Lager warnt: Man solle sich vom rasanten Preisanstieg des vergangenen Jahrzehnts nicht blenden lassen. Dies sei wegen der niedrigen Zinsen ein Sonderfall gewesen, über lange Zeiträume hinweg entwickelten sich Immobilien deutlich weniger stark. Es sei keine gute Idee, einen Großteil des Ersparnis in nur ein Objekt zu stecken. Stichwort: Klumpenrisiko.

Das Problem ist: Beide Lager haben irgendwie recht. Es hängt davon ab, wohin man schaut. Den Immobilienmarkt gibt es nämlich nicht. Während selbst ein kleines Apartment mancherorts ein unbezahlbarer Traum bleibt, sind anderswo ganze Höfe zum Schnäppchenpreis zu haben. Und vieles spricht dafür, dass sich diese Preisunterschiede weiter vergrößern.

Das liegt auch am sogenannten Silver Tsunami. Gemeint ist, dass in einigen Regionen des Landes demnächst Millionen Wohnhäuser und Eigentumswohnungen auf den Markt schwappen könnten, weil sie Babyboomern gehören, also jener Generation, die zwischen 1957 und 1968 geboren wurde und besonders große Jahrgänge hat.

Weil die Boomer-Generation mehrheitlich im Eigentum lebe, aber eines Tages altersbedingt abtreten werde, so die These, könnten massenhaft Immobilien auf den Markt kommen. Folglich würden die Preise sinken. Daten des Zensus, die der SPIEGEL ausgewertet hat, zeigen, dass vielerorts ein beachtlicher Teil aller Einfamilienhäuser den Babyboomern gehören dürfte. Besonders in Ostdeutschland und in strukturschwachen Regionen ist die Quote sehr hoch.

Allerdings wird es selbst in solchen Regionen kaum über Nacht zu einem großen Abverkauf kommen. Die Lebenserwartung ist über viele Jahre gestiegen, ein heute 60-Jähriger kann im Schnitt noch gut 20 Jahre leben. Eine mögliche Verkaufswelle wird sich also über die nächsten 10 bis 30 Jahre erstrecken.

Ökonomen der Großbank ING haben jüngst die Effekte des demografischen Wan-

dels auf die deutschen Immobilienmärkte untersucht. Die Gesellschaft werde immer älter, trotz Zuwanderung dürfte die Bevölkerung bis 2040 um rund 2,5 Millionen Menschen schrumpfen, stellten die Experten fest.

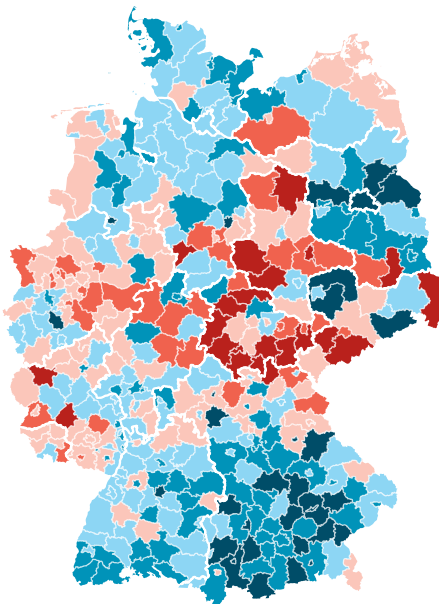
Und trotzdem drohe in Deutschland kein breiter Ausverkauf am Immobilienmarkt. Der Trend zu immer kleineren Haushalten stütze den Markt. »Eine generell geringere Wohnraumnachfrage wird also keine Folge des demografischen Wandels sein«, heißt es in der Analyse der ING-Ökonomen Carsten Brzeski und Franziska Biehl.

Allerdings werden sich die Immobilienmärkte in Stadt und Land ganz unterschiedlich entwickeln. Schon heute sind die Unter-

Lage, Lage, Lage

Erwartete jährliche reale Preisentwicklung für Wohnimmobilien im Zeitraum 2025 bis 2035, nach Landkreisen und kreisfreien Städten, in %

■ < -2,0 ■ -2,0 bis -1,0 ■ > -1,0 bis < 0
■ 0 bis 1,0 ■ > 1,0 bis 2,0 ■ > 2,0



Quelle: IW Köln; Karte: OpenStreetMaps

schiede erheblich. Während bundesweit aktuell rund 30 Prozent der Bevölkerung älter als 60 Jahre sind, liegt der Anteil in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt bereits bei 37 Prozent. »Hamburg und Berlin sind deutlich jünger«, schreiben die ING-Experten, »und weisen gleichzeitig Leerstandsquoten von unter zwei Prozent auf.«

Die Überalterung führt in vielen Städten zu einer Art Stillstand am Markt. Die Besitzer älterer Einfamilienhäuser bleiben meist sehr lange in ihrem Eigenheim wohnen. Ziehen sie aus, fehlen immer häufiger junge Familien vor Ort, die große Wohnraumflächen nachfragen.

In den Top-Städten werden hingegen 80 Prozent der Immobilien vermietet. Hier gelingt der Wechsel schneller. »Urbanität wirkt als Puffer gegen demografisch bedingte Leerstandsrisiken«, heißt es in der ING-Analyse.

Die Experten halten es für wahrscheinlich, dass der Markt weiter auseinanderdrifft: »Leere, alternde Regionen auf der einen Seite, überfüllte Städte auf der anderen.«

Eine Prognose des Instituts der deutschen Wirtschaft (IW) Köln zeigt für jeden Landkreis, wie sich die Preise in den kommenden zehn Jahren entwickeln könnten. Nicht nur die Demografie berücksichtigten die Forscher, es flossen auch Daten zu Infrastruktur, Arbeitsmarkt und Einkommen in die Analyse ein. Die Wissenschaftler kommen zu einem ähnlichen Ergebnis wie ihre Kollegen von der ING: In wirtschaftsstarke Metropolregionen sowie gut angebundenen Umlandkreisen ist mit steigenden Preisen zu rechnen. In strukturschwachen und schrumpfenden Regionen dürften die Immobilienwerte dagegen kaufkraftbereinigt sinken. Immobilienwerte können zwar in Euro stabil bleiben oder sogar steigen, aber wenn gleichzeitig die allgemeine Kaufkraft sinkt, ist der Wert gemessen an dem, was man sich dafür kaufen kann, niedriger. Die Inflation ist berücksichtigt.

Ein deutliches Wachstum ist demnach etwa noch im Großraum Berlin, in Köln, rund um Leipzig und in einigen Landkreisen Bayerns zu erwarten. Dort dürften die Immobilienpreise nach Abzug der Inflation noch um mehr als zwei Prozent pro Jahr steigen.

Die deutlichsten Preisrückgänge sagen die Experten für Regionen abseits der Metropolen voraus – etwa für weite Teile Ostdeutschlands, das Saarland, ländliche Kreise in Rheinland-Pfalz und das Ruhrgebiet.

Für die künftige Entwicklung der Preise ist weniger entscheidend, ob ein Ort in der Stadt oder auf dem Land liegt. Wichtiger ist vielmehr, wie wirtschaftlich zentral eine Region ist. Insbesondere gut angebundene Standorte in Reichweite großer Arbeitsmärkte können mit einer gleichbleibenden oder weiter wachsenden Nachfrage rechnen.

Henning Jauernig, Bernhard Riedmann

DER SPIEGEL

GELD



Dieser Beitrag ist aus dem SPIEGEL-Extra »Tipps für Ihre Finanzen« – immer mittwochs
spiegel.de/extra

NACHGEZÄHLT

849

Deutsche zogen 2025 nach Mexiko, 43 Prozent mehr als vor 20 Jahren. In den beiden anderen Gastgeberländern der Fußball-WM, USA und Kanada, sank die Zahl deutscher Zuwanderer im selben Zeitraum um 35 und um 39 Prozent.

Quelle: Statistisches Bundesamt

MASCHINE DER WOCHE

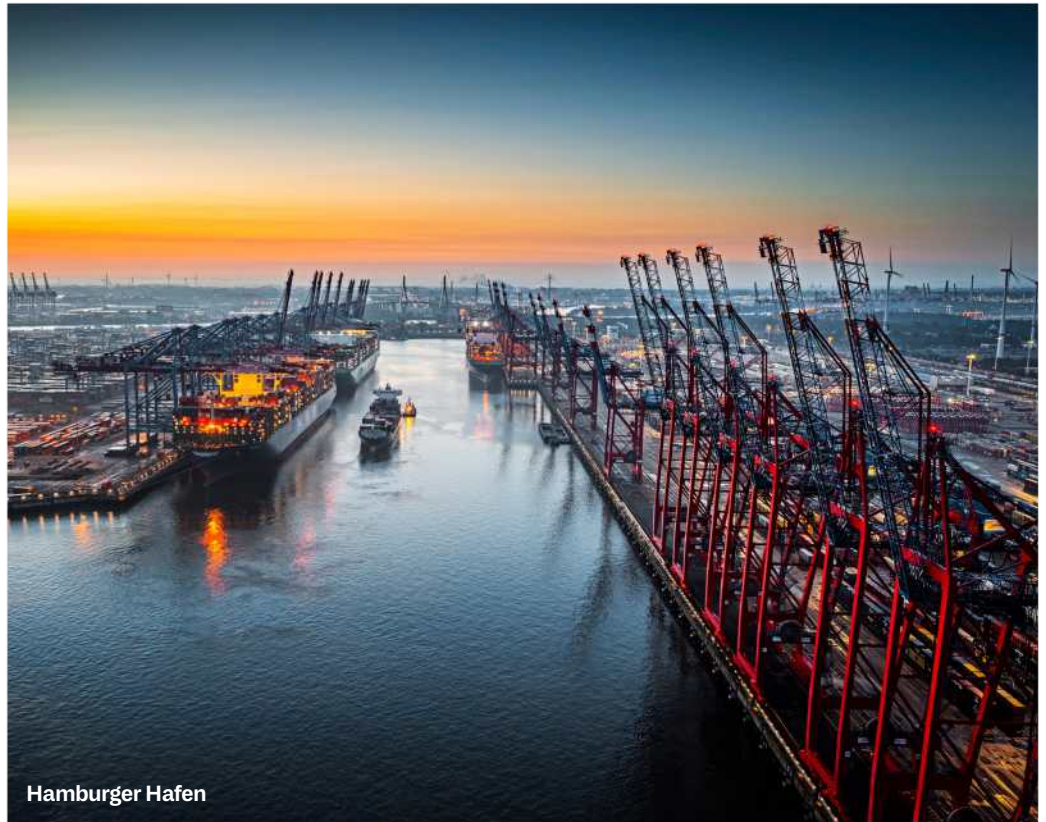
Die Nasa trägt Prada

Der Teufel kleidet sich bereits in Prada, bei der Mondlandung 2028 soll es auch die Nasa tun. Mit klassischen Unterhemden und Slips hat die Raumfahrerunterwäsche der Luxusmarke jedoch wenig zu tun, sie funktioniert eher wie das Maschinenteil eines Überlebenssystems. Bei den geplanten bis zu achtstündigen Weltraumspaziergängen soll kaltes Wasser durch ein Schlauchsystem in den Ganzkörperanzügen zirkulieren, um die hohe Körperwärme zu absorbieren. Fällt der Kühlkreislauf aus, gibt es ein Backup-System. Ein separater Kreislauf führt Sauerstoff über das Gesicht der Astronauten, um das ausgeatmete Kohlendioxid in einen sogenannten CO₂-Wäscher zu leiten. Zudem vitalisieren die Anzüge das Image des Luxusherstellers. MAD



INDUSTRIE

Topmanager warnen vor Engpässen



Hamburger Hafen

Ein Großteil der Spitzenvertreter größerer Produktionsbetriebe sieht angesichts aktueller Kriege und Handelskonflikte erhebliche Risiken für die deutsche Industrie. Das ergab eine Befragung des Instituts für Demoskopie Allensbach unter Topentscheidern aus 154 Unternehmen des produzierenden Gewerbes in Deutschland, die mehr als 500 Mitarbeiter beschäftigen oder mindestens 100 Millionen Euro Umsatz erwirtschaften. Auftraggeber war der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI).

Mehr als die Hälfte der Topentscheider sieht große oder sehr große Risiken für das eigene Unternehmen durch mögliche Störungen von Transportwegen sowie durch Lieferengpässe bei Rohstoffen oder Zwischengütern. Gleichzeitig schätzen mehr als 80 Prozent die Widerstandsfähigkeit (»Resilienz«) des eigenen Unternehmens als eher hoch oder sehr hoch ein. Ein Widerspruch? Nein, erklärt der Lobbyverband. »Die meisten Unternehmen haben große Anstrengungen unternommen, sich bei Lieferketten und Absatzmärkten breiter aufzustellen«, sagt BDI-Präsident Peter Leibinger, »sie haben dadurch ihre Verwundbarkeit reduziert, soweit es ihnen möglich war.« Auf geopolitische Bedrohungen wie die iranische Blockade der Meer-

enge von Hormus hätten einzelne Unternehmen jedoch keinen Einfluss – und fühlten sich deshalb weiterhin verwundbar. Die Politik sei gefordert, Lagebilder zu erstellen, diese mit den Unternehmen zu teilen sowie Krisenstäbe und Prozesse zu koordinieren, sagt Leibinger, das betreffe insbesondere das Kanzleramt und das Wirtschaftsministerium. »Die Unternehmen vermissen eine Gesamtstrategie für eine stärkere wirtschaftliche Resilienz des Standorts.« Vorbild sei Japan, das seine Abhängigkeit von China bei bestimmten Rohstoffen und Vorprodukten seit Jahren systematisch reduziert. In Deutschland hingegen, kritisiert die Mehrheit der Befragten, mangle es an Frühwarnsystemen oder Kriseninformationen für die Firmen.

In anderen Bereichen dagegen loben Industrievertreter den Staat: Beim Abschluss internationaler Partnerschaften oder Freihandelsabkommen leiste er gute Arbeit. Auch die Kooperation mit staatlichen Stellen funktioniere in aller Regel gut bis sehr gut, nur 14 Prozent bewerten sie als weniger gut. Rund ein Drittel der befragten Unternehmen profitiert zudem von Fördergeldern aus nationalen oder europäischen Programmen, die dazu beitragen, ihre wirtschaftliche Widerstandsfähigkeit zu erhöhen. SH



START-UPS

»Sozialdumping mit Gütesiegel«

Daniel Hay, 46, Rechtsanwalt und wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Mitbestimmung und Unternehmensführung der Hans-Böckler-Stiftung, über geplante Erleichterungen für Start-ups

SPIEGEL: Herr Hay, die EU-Kommission möchte die EU Inc. einführen, eine neue Unternehmensform, die Start-ups das Wachstum innerhalb Europas erleichtern soll. Eine gute Idee?

Hay: Die Befürworter wollen Erleichterungen für die Gründungs- und Wachstumsphase, um mit den Hightech-Hochburgen insbesondere in den USA mithalten zu können. Aber der Entwurf der EU birgt eine Vielzahl von Risiken.

SPIEGEL: Welche Risiken meinen Sie?

Hay: Die Kommission will, dass Unternehmen ihren rechtlichen Sitz unabhängig davon auswählen können, wo ihre Betriebsstätten und Beschäftigten sind. Dann könnte ein deutsches Unternehmen in Malta eine EU Inc. eintragen lassen und im Heimatmarkt die Mitbestimmung umgehen. Das maltesische Recht kennt keine paritätisch besetzten Aufsichtsräte in Gesellschaften mit mehr als 2000 Beschäftigten.

SPIEGEL: Start-ups haben doch gar nicht so viele Mitarbeiter.

Hay: Die EU will allen, vom Mittelständler bis zum Großkonzern, den Weg in die EU Inc. öffnen. Daher fürchten wir einen Unterbietungswettbewerb in Richtung der Standorte mit den schwächsten Arbeitnehmerrechten. Unternehmen könnten über die EU Inc. Sozialdumping mit europäischem Gütesiegel betreiben.

SPIEGEL: Eine deutsche Firma dürfte Probleme bekommen, Mitarbeiter anzuwerben, wenn sie die Mitbestimmung abschafft.

Hay: Wer einen Job sucht, interessiert sich nicht als Erstes dafür, ob Arbeitnehmervertreter im Aufsichtsrat mitreden können. Aber diese Mitbestimmung

ist wertvoll für die Beschäftigten, für die Unternehmen und für unsere Demokratie. Das sollten wir nicht aufs Spiel setzen.

SPIEGEL: Tragen Sie da nicht zu dick auf?

Hay: Gerade in Zeiten tiefgreifender Veränderungen, wie sie die künstliche Intelligenz mit sich bringt, ist es wichtig, die Perspektive der Betriebsräte und Gewerkschafter einzubringen. Das erhöht die Akzeptanz bei den Beschäftigten auch für harte Entscheidungen und hat Auswirkungen auf das Demokratieverständnis.

»Nicht nur in Sonntagsreden«

SPIEGEL: Ließen sich negative Folgen der EU Inc. vermeiden, wenn man sie anders ausgestalten würde?

Hay: Ja. Erstens sollte der rechtliche Sitz dort sein, wo das Unternehmen auch seinen operativen Schwerpunkt hat. Zweitens müsste die EU Inc. auf Start-ups und auf Scale-ups, also junge, wachstumsstarke Firmen, begrenzt bleiben. Als Größenschwelle schlagen wir eine Zahl von 500 Mitarbeitern vor.

SPIEGEL: Ist diese Grenze nicht beliebig und kontraproduktiv?

Hay: Irgendein Kriterium muss die Kommission wählen. Sie könnte auch beim Umsatz oder beim Alter der Firma ansetzen.

SPIEGEL: Die Verordnung muss noch durch den Rat der Europäischen Union und das Parlament. Was erwarten Sie von der Bundesregierung?

Hay: Dass sie die Mitbestimmung nicht nur in Sonntagsreden lobt, sondern sich jetzt schützend vor sie stellt. MHS



WIRTSCHAFTSWUNDER

Teure Abendunterhaltung

Der mutmaßlich wohlhabendste Zuschauer kam am Dienstagabend kostenlos in den Madison Square Garden: US-Präsident Donald Trump besuchte das dritte Finalspiel der Basketballliga NBA zwischen den New York Knicks und den San Antonio Spurs auf Einladung des Gastgebers. Den Rekord für das wohl teuerste Basketballspiel der Geschichte konnte die Freikarte nicht gefährden. 9072 Dollar seien bei ihnen durchschnittlich für ein Ticket bezahlt worden, schreibt die Zweitmarktplattform Seatgeek auf Anfrage, ein Höchstwert. Zwei Plätze in Reihe eins hätten je 75.621 Dollar erzielt, auch dies laut Seatgeek ein Rekord für NBA-Spiele. Manch ein Fan, der im Vorverkauf eine Karte ergattert hatte, kam da in die Bredouille: Spiel genießen – oder abkassieren? Filmregisseur Spike Lee, seit Jahrzehnten Knicks-Anhänger, erzählte, ihm seien 500.000 Dollar für seinen Platz geboten worden. Lee schlug aus, andere machten den Deal ihres Lebens. Und das völlig legal: Der Gesetzgeber lässt solche Mondpreise auf dem Zweitmarkt bislang zu. Noch. Aktuell diskutiert das Finanzkomitee des Senats im Bundesstaat New York eine Vorlage, die eine Preisdeckelung vorsieht. TNE

MEDIEN

Deutscher Streaming-Boom

Haushalte in Deutschland geben laut einer Umfrage des Beratungsunternehmens BearingPoint immer mehr für Online-Abos aus: Die monatlichen Ausgaben für Dienste wie Netflix oder Spotify stiegen im Vergleich zum Vorjahr um 7 auf 62 Euro. Am meisten gibt laut der Studie die Altersgruppe zwischen 18 und 24 Jahren aus, im Schnitt 87 Euro pro Monat. Damit überziehen die jungen Konsumenten häufig ihr Wunsch-Budget, das im Schnitt bei 42 Euro pro Monat liegt. 30 Prozent der Befragten unter 35 Jahren zahlen sogar mehr als 100 Euro pro Monat. Wesentlicher Grund sind sogenannte Bundle-Angebote wie Amazon Prime. Obwohl einzelnen Dienste im Paket häufig wesentlich billiger sind, erwiesen sie sich oft als »Katalysator für Mehrkonsum«, erklärt Thomas Heiß, Partner bei BearingPoint: Da es einfacher sei, neue Inhalte dazuzubuchen, abonnierten die Nutzer gleich mehrere Angebote, um etwa sowohl Fußball-Bundesliga als auch Champions League verfolgen zu können. TMK

WISSEN



Protest im US-Bundesstaat Utah

Natalie Behring / Getty Images

Aufstand gegen die

KI-Fabriken



Künstliche Intelligenz In den USA verhindern Anwohner immer häufiger den Bau von Rechenzentren. Der Hass auf Google, Amazon und Co. vereint die politischen Lager.

Meta-Datenzentrum in Georgia

Mike Stewart / AP

Der Widerstand in Hobart, Indiana, riecht nach frisch gebrühtem Kaffee, selbst gebakenen Brownies und Erdnussbutterkekse. Und er bringt Menschen zusammen, die sich sonst eher selten begegnen.

Rund drei Dutzend Mitglieder der Bürgerinitiative No Data Centers Hobart treffen sich an diesem Frühlingsabend in der First Unitarian Church, einer kleinen Backsteinkirche in der 30.000-Einwohner-Stadt im Mittleren Westen. Viele Frauen sind da, ein paar Männer, Studierende, Berufstätige und Rentner, Wohlhabende und Arme, Weiße, Schwarze, Latinos. Manche geben sich als Anhänger der Demokraten zu erkennen, andere stehen Donald Trumps Republikanern nahe; sie alle könnten unterschiedlicher kaum sein.

Gemeinsam wollen sie sich wehren, zusammen mit mehr als 7000 Mitgliedern einer Facebook-Gruppe. Ihr Gegner heißt Amazon. Laut jüngsten Plänen wird der Konzern mindestens elf Milliarden Dollar investieren, um einen Maschinenpark, ein Datenzentrum unter anderem für künstliche Intelligenz, in ihrer kleinen Stadt zu bauen. Ein monströses Projekt, so sehen das hier viele.

Auch in anderen Orten der USA mehreren sich Proteste gegen Amazon, Google oder OpenAI. Die IT-Konzerne planen landesweit den Bau von Hunderten Serverfarmen, um dort vor allem KI-Modelle zu trainieren und die Entwicklung künstlicher Intelligenz voranzutreiben. Die Unternehmen wissen den Präsidenten auf ihrer Seite, Trump hat die Umweltauflagen für Rechenzentren abgeschwächt, er hofft, auf diese Weise den Wettlauf gegen China um die globale KI-Vorherrschaft zu gewinnen. Viele Lokalpolitiker unterstützen die Firmen ebenfalls. Die neuen Zentren schafften zusätzliche Arbeitsplätze und kommunale Einnahmen, so argumentieren sie.

Doch der Widerstand von Bürgerinitiativen wie in Hobart wird von Woche zu Woche sichtbarer. Ob in Virginia an der Atlantikküste, in Kalifornien an der Pazifikküste oder im Landesinnern wie in Utah oder Indiana: KI-Serverfarmen sind zu Feindbildern geworden. Die anfängliche Euphorie über die neue Fortschrittstechnologie ist einem verbreiteten Misstrauen gewichen. Die Wut wächst auf die scheinbar übermächtige IT-Branche, die den Alltag vieler Menschen längst dominiert.

Manche fürchten, sie könnten ihren Arbeitsplatz durch KI verlieren; andere bangen, der Lärm der Rechenzentren könne ihre Gesundheit gefährden. Sie sorgen sich, in das Grundwasser könnten giftige Rückstände austreten, oder rechnen damit, dass ihre Grundstücke durch benachbarte Rechenzentren an Wert verlieren und die Energiekosten weiter steigen, weil Serverfarmen enorm viel Strom verbrauchen und ihn dadurch verknappen.

Sprachen sich im März 2025 in einer nationalen Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Change Research noch 65 Prozent der Befragten für den landesweiten Bau von Rechenzentren aus, waren im April 2026 nur noch 36 Prozent dafür und 53 Prozent dagegen. 73 Prozent wollen sie nicht in ihrer Nachbarschaft sehen. So gespalten die USA politisch sind, so vereint sind sie in ihrer Abneigung gegen die Serverfarmen.

»Diese Rechenzentren verkörpern alle möglichen Ängste und Missstände«, sagt der Soziologieprofessor David S. Meyer von der University of California, einer der führenden Protestforscher in den USA. »Und sie sind konkrete Ziele, die man vor Ort bekämpfen kann. Gegen Amazon aufzustehen, ist sehr schwer. Es sei denn, die bauen in deiner Nachbarschaft.«

Angelita Soriano, 37, ruft in den Versammlungssaal der First Unitarian Church: »In Indiana sind schon 13 Rechenzentrumsprojekte gestoppt worden – wegen Menschen

wie uns!« Die Mitglieder von No Data Centers Hobart klatschen Beifall.

Eine ältere Frau meldet sich. »Wir wollen es Amazon ungemütlich machen, ihnen sagen: Wir wollen euch hier nicht«, erklärt sie. »Die brauchen für ihr Rechenzentrum pro Gebäude nur 3,5 Mitarbeiter, es wird keinen Jobboom geben.« Ein anderer Teilnehmer will die Lokalpolitiker unter Druck setzen, ihnen klarmachen, dass ihre Wiederwahl auf dem Spiel stehe. »Vor allem müssen wir jetzt noch mehr Aufmerksamkeit schaffen«, meint Soriano. »Manche Leute in Hobart wissen noch nichts von dem Rechenzentrum. Lasst uns von Haustür zu Haustür ziehen und die Menschen an Bord bekommen.«

Soriano ist eine zart gebaute Frau mit entschlossener Stimme, bis vor Kurzem sei sie unpolitisch gewesen, erzählt sie, nun ist sie die Wortführerin dieser Widerstandsgruppe. Vor drei Jahren sei sie mit ihrer Familie hier in ein Einfamilienhaus am Stadtrand gezogen, wo sich Grundstücke mit Doppelgaragen und Gasgrills aneinanderreihen. In den akkurat gemähten Vorgärten stehen seit einigen Monaten Schilder mit der Aufschrift »NO DATA CENTER«.

Soriano und ihr Mann wollten sich hier in der Neubausiedlung ihren »Traum« erfüllen, wie sie sagt: Die beiden Töchter sollten auf dem Land aufwachsen, in einer natürlichen, sauberen Umgebung. Inzwischen steht auf dem früheren Maisfeld auf der anderen Straßenseite ein Bauzaun, hinter ihm parken Bagger und schwere Maschinen, an einigen Stellen ist der Boden bereits umgegraben. »Sie wollen Tatsachen schaffen«, sagt Soriano.

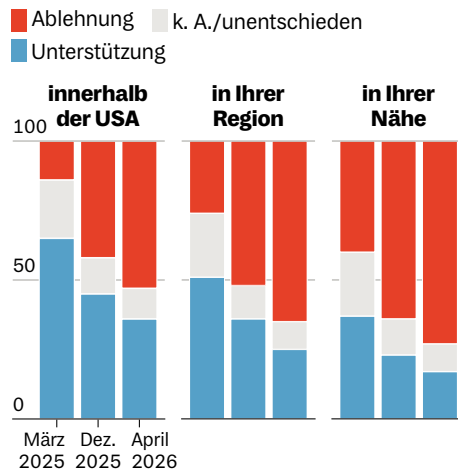
Das geplante Rechenzentrum soll Dimensionen haben, wie sie die Menschen in ihrer Stadt bislang nicht kannten: Das Areal ist mehr als 280 Hektar groß, was zusammen gerechnet ungefähr der Fläche von 400 üblichen Fußballfeldern entspricht. Auf dem Gelände sollen bis zu 25 Serverhallen errichtet werden, jede etwa 20 Meter hoch – rund dreimal so hoch wie Sorianos Wohnhaus. Die Maschinen in dem Rechenpark könnten täglich bis zu 57,6 Millionen Kilowattstunden Strom verbrauchen, etwa 1,2 Millionen Mal so viel wie der Haushalt der Sorianos mit 47 Kilowattstunden.

Erst im Juli 2025 hatte die Stadtverwaltung die Pläne für das Projekt bekannt gegeben, am 23. November erfuhren die Mitglieder der Bürgerinitiative, dass Amazon das Rechenzentrum betreiben soll. Bis dahin hatte Bürgermeister Josh Huddleston den Namen des Konzerns geheim gehalten, er hatte ein Stillhalteabkommen unterschrieben.

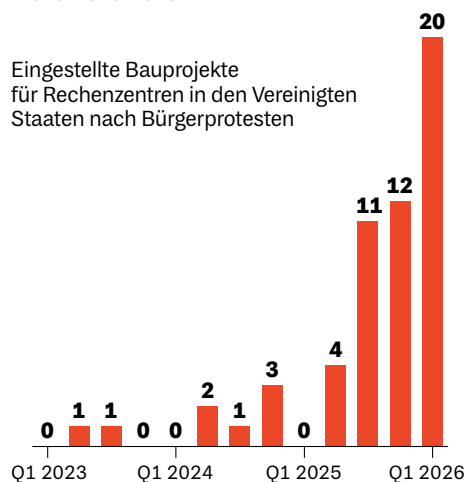
Huddleston, Mitglied der Demokratischen Partei, lehnte es ab, mit dem SPIEGEL über den Vorgang zu sprechen. Eine Amazon-Sprecherin schreibt auf Anfrage, Ge-

Ungeliebte Serverfarmen

»Unterstützen Sie den Bau von Rechenzentren in den folgenden Gebieten, oder lehnen Sie ihn ab?«, Antworten in %



Eingestellte Bauprojekte für Rechenzentren in den Vereinigten Staaten nach Bürgerprotesten



5 - Quellen: Change Research, jüngste Umfrage vom 3. bis 7.4.2026 unter 2702 registrierten US-Wählern; Heatmap Pro, Stand: Mai 2026



Claus Hecking / DER SPIEGEL (2)



Anwohnerinnen Soriano, Goldsberry: Furcht vor durchdringendem Lärm

heimhaltungsvereinbarungen seien »eine geschäftliche Standardpraxis, wenn bedeutende Investitionsmöglichkeiten geprüft werden«. Man agiere innerhalb des geltenden Rechtsrahmens.

Soriano und ihre Mitstreiterinnen werten das Verhalten als Kumpanei. »Ich kenne hier außerhalb der Stadtverwaltung niemanden, der dieses Rechenzentrum will«, sagt Soriano. Die verantwortlichen Politiker in der Gemeinde und dem Bundesstaat seien dem Konzern zu Diensten. »Sie haben entschieden, dass Amazon für die ersten zehn Jahre keine Grundsteuer zahlen muss.« Und für Ausstattung und Energie ist der IT-Gigant bis zu 50 Jahre lang von Umsatz- oder Verbrauchsteuern befreit. Auch wegen solcher Vergünstigungen sind viele Bürgerinnen und Bürger aufgebracht.

Indiana ist für die IT-Industrie ein fast perfekter Standort. Das kühl-gemäßigte Klima des Bundesstaats südöstlich von Chicago schützt die Rechenzentren vor Hurrikanen und Hitzewellen; größere Erdbeben sind sehr selten. Potenzielle Betreiber finden Flächen mit unbebautem Land vor und jede Menge Hochspannungsleitungen, über die sich die Rechenzentren mit Strom versorgen lassen.

Nicht nur Bürgermeister Huddleston, auch zahlreiche andere politisch Verantwortliche in Indiana werben mit Steuerermäßigungen um die IT-Konzerne. Dabei ist zweifelhaft, ob die Serverfarmen dem Bundesstaat wirklich viele neue Arbeitsplätze bringen. Sind sie einmal aufgebaut, verrichten die Maschinen in den Hallen ihr Werk nahezu ohne Mithilfe von Menschen, abgesehen von einigen Technikern und Sicher-

heitskräften. Laut einer Studie der Brookings Institution, einer Denkfabrik mit Sitz in Washington, arbeiten in Datenzentren oft weniger Angestellte als von der Industrie angekündigt wurde. Amazon stellt für Hobart 400 dauerhafte Jobs in Aussicht.

Wie an anderen künftigen Standorten fürchten viele Anwohnerinnen und Anwohner in Hobart den durchdringenden Lärm. Rechenzentren arbeiten rund um die Uhr, 365 Tage und Nächte im Jahr geht von ihnen ein pausenloses Summgeräusch aus. Nach Angaben von Amazon soll es die Lautstärke von 65 Dezibel, also etwa einem lauten Gespräch, nicht überschreiten.

»Solche Lärmpegel sind potenziell gesundheitsgefährdend für die Menschen in der Nachbarschaft«, sagt Omar Hahad. Er forscht an der Universitätsmedizin Mainz zu den gesundheitlichen Folgen von Lärm und wurde von der Bürgerinitiative kürzlich um eine Einschätzung gebeten. »Studien zeigen, dass wir bereits bei langfristigen Lärmpegeln ab etwa 55 Dezibel einen signifikanten Anstieg von Bluthochdruck, Schlaganfällen und Herzinfarkten in der Bevölkerung beobachten.«

Amazon hat kein Gutachten zu möglichen Gesundheitsfolgen vorgelegt, die Stadtverwaltung hat nichts dergleichen verlangt. Bislang fordert die Bürgerinitiative ein entsprechendes Gutachten vergewiss ein. Auf die Frage, warum das so sei, antwortet eine Sprecherin von Amazon ausweichend. »Wir arbeiten während der gesamten Planungs-, Bau- und Betriebsphasen eng mit den zuständigen Aufsichtsbehörden zusammen, um die vollständige Einhaltung aller geltenden Umwelt- und Gesundheitsschutzstandards zu gewährleisten«, sagt sie. Ihr Unter-

nehmen habe nun »den direkten Dialog mit Bürgern von Hobart« gesucht.

»Die Konzerne sind intransparent und geheimniskrämerisch, das ist ihr größter Fehler«, sagt Julie Goldsberry in Franklin Township, Indiana, rund 230 Kilometer südlich von Hobart. Die Wirtschaftsprüferin, 64, grauer Kurzhaarschnitt, blauer Hoodie, steuert ihren silbernen SUV über Landstraßen, die an einem Farmgelände entlangführen. Zehn Minuten dauert es, bis sie das Areal umfahren hat. »Eine Armee aus Computern sollte hierhinkommen«, sagt Goldsberry und deutet auf das Land. »Wir haben das verhindert.«

Goldsberry und ihre Nachbarschaftsinitiative Protect Franklin Township haben Google besiegt. Der IT-Konzern hatte geplant, auf den rund 190 Hektar Farmland südlich von Indianapolis ein Rechenzentrum für eine Milliarde Dollar zu errichten. »But we fought it like crazy«, sagt sie, wir haben es wie verrückt bekämpft. Menschen gegen Maschinen, Nachbarn und Nachbarinnen gegen einen Großkonzern. An Goldsberrys Seite kämpften Demokraten, sie selbst sei Republikanerin und habe Trump gewählt, sagt sie.

Auch in Franklin hatte mindestens ein Stadtoberer ein Stillhalteabkommen mit dem Bauherrn geschlossen. Von Googles Plänen erfuhren die Bürgerinnen und Bürger erst, als eine öffentliche Anhörung anstand, das war im Februar 2025.

»Ich war sofort alarmiert«, sagt Julie Goldsberry und erzählt, sie habe früher die Buchhaltung für ein Rechenzentrum im Mittleren Westen erledigt. Es habe sie empört, dass Google der Gemeinde so wenig Geld als Kompensation für das Rechenzentrum angeboten habe. »Sie wollten der Gemeinde nur etwa eine Million Dollar pro Jahr geben, für ein Milliardenprojekt, nach all den Steuerermäßigungen. Das ist lächerlich.«

Gemeinsam mit vier Nachbarinnen und Nachbarn gründete Goldsberry eine Bürgerinitiative. Sie setzten eine Website und einen Facebook-Account auf, gingen von Haustür zu Haustür, bauten Infostände auf Stadtfesten auf und sammelten laut Goldsberry mehr als 7000 Unterschriften für eine Petition gegen das Rechenzentrum. Und sie hätten eine Google-Informationsveranstaltung besucht, von der sie sich Auskünfte über das Projekt erhofft hatten. Doch der Konzern habe keine Manager dorthin geschickt, nur Anwälte und einen Techniker, die viele Fragen nicht beantworten konnten oder wollten. »Feiglinge!«, schnaubt die Wirtschaftsprüferin.

Die Initiative konzentrierte sich auf die lokale Politik, sie demonstrierte bei den Sitzungen des Stadtrats, marschierte mit Schildern und Sprechchören rund um das Gebäude, gab lokalen Medien Interviews

und schrieb jedes Gemeinderatsmitglied einzeln an. Schließlich erklärten 17 der 25 Delegierten, sie wollten gegen das Google-Projekt stimmen.

Bei der entscheidenden Sitzung im September drängten Hunderte Menschen in den Saal. Drei zusätzliche Räume mussten geöffnet werden, und noch immer standen Protestierende in der Vorhalle. Noch während der Sitzung gab der Google-Vertreter auf und erklärte den Rückzug des Konzerns.

»Wir haben gewonnen, indem wir viele Menschen mobilisiert haben«, analysiert Julie Goldsberry, die inzwischen andere Initiativen dabei berät, Widerstand zu organisieren. Aber Google habe sich das Debakel auch selbst eingebrockt. »Wenn sie großzügiger gewesen wären und sich nicht hinter ihren Anwälten und Schweigeabkommen versteckt hätten, dann hätten sie es wahrscheinlich geschafft.«

Mindestens 27 Rechenzentren wurden im vergangenen Jahr in den USA auch deshalb nicht gebaut, weil Menschen vor Ort dagegen aufbegehrten. Allein im ersten Quartal 2026 kamen 20 weitere Absagen hinzu, wie das Energieportal Heatmap berichtet. Es waren Vorhaben mit geplanten Investitionen von insgesamt mehr als 41 Milliarden Dollar.

Die Konzerne hätten keine Gegenwehr in dieser Dimension erwartet, sagt Protestforscher Meyer. Je stärker der Widerstand wächst, desto mehr gehen auch Politiker auf Distanz zur IT-Industrie. In den Parlamenten von über einem Dutzend Bundesstaaten, von Virginia im Osten über Georgia im tiefen Süden bis zum konservativen Oklahoma in der Landesmitte, kursieren Gesetzentwürfe, die sich gegen neue Serverfarmen richten. In Maine im Nordosten verabschiedete das Parlament bereits einen temporären Bewilligungsstopp für Rechenzentren ab einer Kapazität von 20 Megawatt – ehe die demokratische Gouverneurin den Beschluss vorübergehend für ungültig erklärte, um ein lange geplantes Projekt inklusive der Kompensationszahlungen für eine verarmte Gemeinde zu retten.

In Indiana geht das Treffen von No Data Centers Hobart zu Ende. Angelita Soriano und ihre Mitstreiterinnen verteilen die letzten Brownies. Sie haben gegen den Bau des Amazon-Rechenzentrums eine Klage bei Gericht eingereicht. Ob sie ihn verhindern können, ist ungewiss. Der Gegner hat seine Taschen geöffnet: Amazon, so kündigte der Bürgermeister Ende März an, werde Hobart in den ersten Jahren 200 Millionen Dollar zahlen.

»Das ist nur ein Bruchteil der Steuervergünstigungen für Amazon«, meint Soriano. Aber für eine strukturschwache 30.000-Einwohner-Stadt verlockend viel Geld.

Claus Hecking

S

DIE KUNST, GUT ZU ALTERN



288 Seiten · Hardcover · 22,00 € · Auch als E-Book erhältlich.

In diesem Buch erzählt Alexander Kühn, wie er Frieden mit dem Älterwerden schließt.

Dafür spricht er mit Persönlichkeiten wie Otto Waalkes, Barbara Schöneberger, Thomas Gottschalk und dem YouTuber Rezo, einer Sekretärin, einer trans Frau und einem Bäckermeister.

Gleichzeitig blickt er auf sein eigenes Leben: welche Ängste ihn umtreiben, welche Träume er hat.

Ein ebenso unterhaltsames wie inspirierendes Buch für alle, die mit dem Älterwerden anfangen.

Bröckelnde Klimahoffnung

Erderwärmung Ein deutscher Konzern will grünen Zement produzieren. Doch seine Pilotanlage in Norwegen funktioniert schlechter als gedacht.

In Brevik, einem Städtchen mit 2000 Einwohnern im Süden Norwegens, säumen bunte Einfamilienhäuser die Fjordufer. Kleine Segel- und Motorboote liegen an Stegen. Nur in einer Bucht am Stadtrand ist es grau: Industriegebäude stehen dort, Tanks und Schornsteine ragen in den Himmel. Auf Fotos sieht es aus, als hätte jemand ein Werksgelände in eine Urlaubspostkarte gesetzt. Hier steht eine Zementfabrik des deutschen Konzerns Heidelberg Materials.

Es ist die weltweit erste Industrieanlage, die Zement klimafreundlich herstellen soll, oder zumindest deutlich klimafreundlicher, als es lange möglich war. Die Produktion in der grauen Anlage soll grüner werden.

Ein neuer Spezialturm fängt einen Teil des Kohlendioxids aus der Zementproduk-

tion ab, bevor das Treibhausgas in die Luft entweicht und die Atmosphäre erwärmt. Zu seiner Inbetriebnahme im Juni 2025 sprach Heidelberg Materials von einem »historischen Meilenstein«, dem Beginn einer »neuen Ära des nachhaltigen Bauens«. Es war ein Versprechen an den Klimaschutz in einer Industrie mit sehr hohem Treibhausgasausstoß.

Ein Jahr später ist klar, dass der Zementkonzern dieses Versprechen bislang kaum halten kann. Der SPIEGEL hat gemeinsam mit vier internationalen Medien den CO₂-Ausstoß des Werks analysiert, koordiniert von dem Netzwerk European Investigative Collaborations (EIC).

Die Zementfabrik stieß laut Heidelberg Materials vor Projektbeginn etwa 800.000

Tonnen Kohlendioxid im Jahr aus. Mit dem Spezialturm hat der Konzern diese Emissionen um 15 Prozent reduziert. Versprochen hatte er aber, schon im ersten Jahr fast 50 Prozent CO₂ einzusparen.

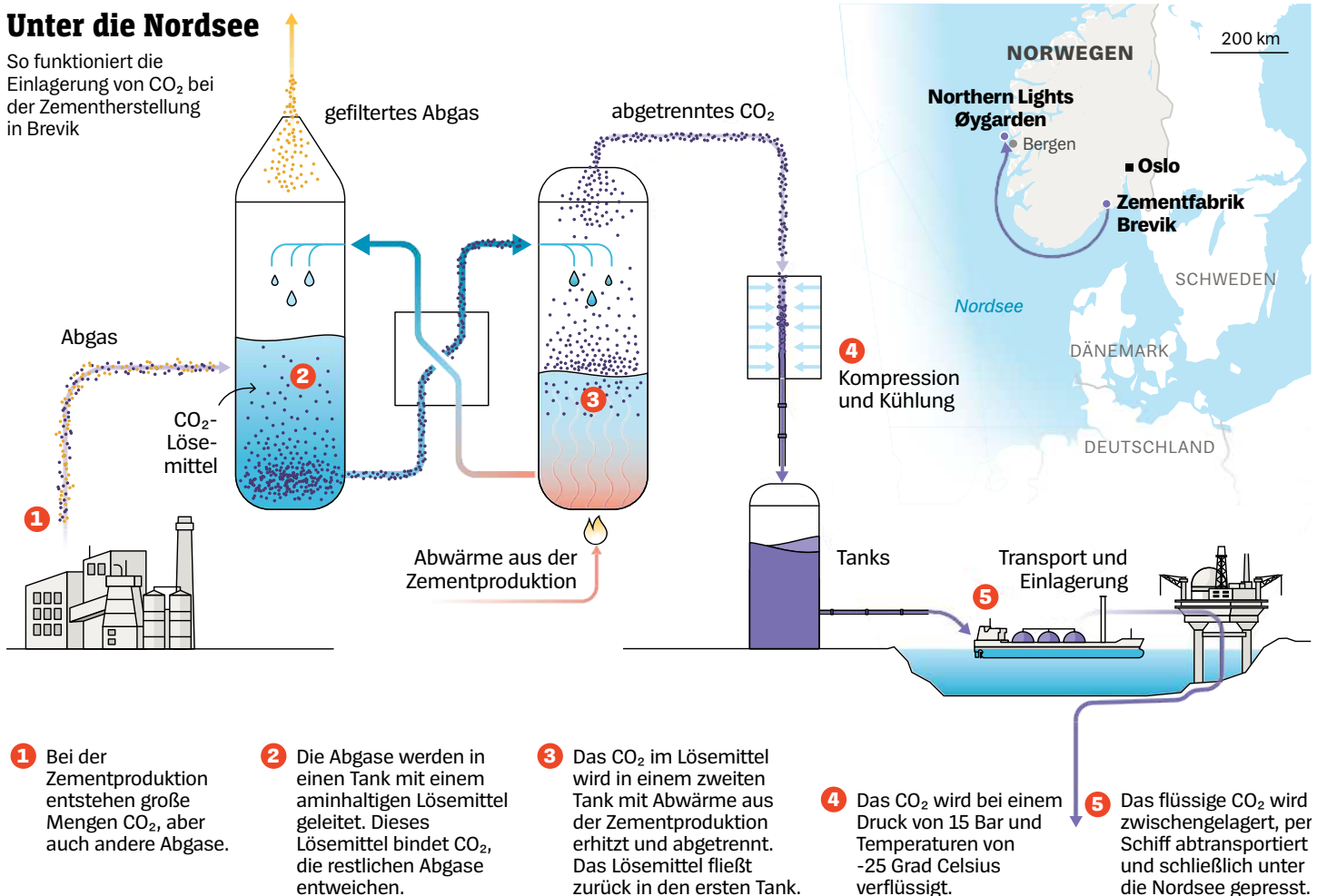
Der Grund für die schwache Klimabilanz nach zwölf Monaten sind offenbar technische Probleme. Der Spezialturm entzieht den Fabrikabgasen zu wenig CO₂, und er lief phasenweise wohl überhaupt nicht. Ein Unfall wirft zudem Fragen zur Sicherheit der Anlage für nahe Ortschaften auf.

Es geht um mehr als die Zementfabrik in Norwegen. Heidelberg Materials nutzt in Brevik die Technik Carbon Capture and Storage, kurz CCS. Das CO₂ aus der Zementproduktion soll nicht nur aufgefangen, sondern auch in Lagerstätten gespeichert werden, wo es das Klima nicht belastet. In Europa sind mehr als ein Dutzend solcher Anlagen für Zementwerke geplant, in Großbritannien, Bulgarien oder auch Deutschland. Die Technik soll zudem an Müllverbrennungsanlagen und Stahlwerken CO₂ einfangen. Versagt sie in Brevik, könnten andere Standorte Fördergelder in Milliardenhöhe verlieren.

»Die Zementfabrik von Heidelberg Materials in Brevik ist der erste Versuch mit CCS

Unter die Nordsee

So funktioniert die Einlagerung von CO₂ bei der Zementherstellung in Brevik



im großtechnischen Maßstab«, sagt die Klimaforscherin Rosalie Arendt von der Universität Twente im niederländischen Enschede. Das Projekt laufe unter nahezu idealen Bedingungen. Norwegen subventioniert es und betreibt bereits einen Speicher für das CO₂ im Meer. »Wenn die Technik schon dort Schwierigkeiten hat, ist es fraglich, wie sie sich weltweit durchsetzen soll.«

Dabei muss dringend eine Lösung her. Die Zementproduktion verursacht bis zu acht Prozent aller CO₂-Emissionen, mehr als der gesamte Flugverkehr. Zement ist als Bindemittel im Beton in fast jedem Hochhaus, jeder Brücke und in vielen Autobahnen verbaut. Er wird in Drehrohrröfen bei ungefähr 1450 Grad Celsius aus Kalkstein und Ton gebrannt. Die Produktion braucht viel Energie. Nicht nur dabei kann CO₂ entstehen. Das Treibhausgas entweicht bei der Verarbeitung aus dem Kalkstein. Selbst wenn ein Werk die Hitze für seine Öfen klimafreundlich mit Strom aus Sonne und Wind erzeugt, bleiben rund zwei Drittel seiner CO₂-Emissionen bestehen.

Viele Länder in Europa haben sich Klimaziele gesetzt. Die meisten wollen bis 2050 klimaneutral werden und die Atmosphäre dann mit keinem zusätzlichen CO₂ belasten. Meistens funktioniert das, indem alte Technik durch neue ersetzt wird: Autos können statt mit Benzin elektrisch fahren, Gebäude statt mit Gasthermen mit Wärmepumpen beheizt werden. Bei der Zementproduktion geht das nicht. Sie funktioniert bislang nur klimafreundlich, wenn das CO₂ mit der CCS-Technik aus dem Kalkstein abgefangen und gespeichert wird.

Der Spezialturm in Brevik trennt direkt am Zementwerk das CO₂ vom Rest der Abgase und fängt es ein, bevor es in die Atmosphäre entweicht. Experten sprechen von einem Abscheideturm. Das Gas wird anschließend unter Druck gesetzt, verflüssigt und in Spezialtanker gepumpt. Die Schiffe transportieren es rund 500 Kilometer ins nordwestlich gelegene Øygarden in der Nähe von Bergen. Dort wird das Gas über eine Pipeline in den Speicher »Northern Lights« tief unter die Nordsee gepresst.

Der SPIEGEL und seine Partner haben die Fahrten der CO₂-Tanker vom Werk in Brevik zum Hafen in Øygarden ausgewertet. Berichte der norwegischen Prüfgesellschaft DNV, einer Art TÜV, und Gespräche mit Informanten ergeben das Bild eines Pilotprojekts, das nicht so funktioniert wie erhofft.

Heidelberg Materials versprach, in der Pilotphase 50 Tonnen CO₂ pro Stunde abzuscheiden. Im ersten Jahr ergeben sich aus der Analyse der Daten von den Spezialtankern jedoch nur rund 35 Tonnen pro Stunde. Auf Anfrage erklärt der Konzern, es seien 38 Tonnen gewesen. Auch das wären weniger als versprochen.



Heidelberg-Materials-Standort in Brevik: Lücke zwischen abgeschiedenem und eingelagertem CO₂

Zudem stand die Abscheideanlage mehrmals still. Während das Werk mit großer Wahrscheinlichkeit weiter Zement produzierte, war der Spezialturm außer Betrieb. Das CO₂ aus der Produktion konnte wohl vollständig entweichen.

Das betraf den September und den Dezember 2025, zeigen die Dokumente, die dem SPIEGEL und seinen Partnern vorliegen. Der letzte Ausfall dauerte zwei Monate von Februar bis April 2026. Beteiligte Fachleute, die anonym bleiben wollen, nennen unter anderem Fehler in der Konstruktion der Anlage als Grund. Es habe Lecks in den Abgasrohren gegeben. Weil Absperrventile fehlten, hätte für die Reparatur einzelner Rohre die gesamte Abscheideanlage heruntergefahren werden müssen. Wie konnte es dazu kommen?

Die Ingenieure von Heidelberg Materials liefern die Antwort teilweise selbst. In einem Fachaufsatz vom November 2024 berichten sie von Kostendruck beim Bau. Sie warnten, das könne sich rächen. Womöglich passiert jetzt genau das.

Heidelberg Materials gibt nicht nur an, wie viel CO₂ der Spezialturm in Brevik ab-

geschieden hat. Es nennt auch, wie viel davon im CO₂-Speicher »Northern Lights« in der Nordsee angekommen ist. Demnach wurde das abgefangene Gas zumindest 2025 längst nicht vollständig eingelagert, es gibt eine Lücke in der Bilanz.

Laut dem jüngsten Jahresbericht des Konzerns hat der Spezialturm in den ersten sechs Betriebsmonaten 58.500 Tonnen Kohlendioxid abgeschieden, im CO₂-Speicher »Northern Lights« sind aber nur 37.500 Tonnen angekommen. Die Prüfberichte der unabhängigen Gesellschaft DNV bestätigen sogar nur 36.500 Tonnen.

Heidelberg Materials weist die Vorwürfe gegen sein Projekt zurück. Es befinde sich »in einer fortlaufenden Hochlaufphase«, teilt der Konzern mit. Das sei »bei einem komplexen, wegweisenden Projekt dieser Größenordnung gängige Praxis«. Die Lücke zwischen abgeschiedenem und eingelagertem CO₂ sei »systembedingt«. Einiges Gas würde noch in den Häfen in Brevik und Øygarden zwischengelagert. Die Prüfgesellschaft DNV habe bestätigt, dass alles 2025 abgeschiedene CO₂ dauerhaft gespeichert wurde.

DNV garantiere eine »begrenzte Prüfsicherheit«, teilt die Prüfstelle mit. Man sei auf die Daten des Auftraggebers angewiesen, also auf jene von Heidelberg Materials. Weil weniger CO₂ abgeschieden wurde als geplant, sprechen die Prüfer insgesamt von einer »Minderleistung« der Anlage.

Zweifel gibt es auch an der Sicherheit. Während einer Betriebspause im vergangenen September hatte ein Mitarbeiter den Kopf in einen vermeintlich leeren CO₂-Tank

»Das war ein schwerwiegender Vorfall mit potenziell tödlichen Folgen.«

Bjørn Tore Hansen, Behördenmitarbeiter



Stian Lysberg Solum / AFP

CO₂-Spezialtanker: Was geschieht, wenn eine ganze Schiffsladung entweicht?

gesteckt – das Gas war aber offenbar doch enthalten. Er sackte bewusstlos zusammen und musste ambulant behandelt werden. Inzwischen geht es ihm wieder gut.

Heidelberg Materials stufte das Ereignis als »Beinaheunfall« ein. Geschäftsführer Giv Brantenberg sprach im April 2026 von einem »überaus unangenehmen Vorfall«. Die Firma gibt an, ihn untersucht und den Behörden gemeldet zu haben. Bjørn Tore Hansen, Mitarbeiter der norwegischen Arbeitsaufsichtsbehörde, sagt: »Das war ein schwerwiegender Vorfall mit potenziell tödlichen Folgen.«

Der Unfall wirft eine größere Frage auf, die CCS-Projekte weltweit betrifft: Was geschieht, wenn nicht nur ein Tank, sondern eine Leitung undicht ist oder eine ganze Schiffsladung CO₂ entweicht?

Kohlendioxid ist zwar nicht giftig, ab einer bestimmten Menge jedoch können Menschen daran ersticken. Bereits eine Konzentration von über fünf Prozent CO₂ in der Luft kann zu plötzlicher Bewusstlosigkeit führen, ab acht Prozent wird es lebensgefährlich.

Das Zementwerk in Brevik grenzt direkt an eine Wohnsiedlung. Würde CO₂ aus der Anlage oder beim Verladen auf die Tanker austreten, fiel das zunächst wohl kaum auf: Das Gas ist unsichtbar und geruchlos. Gefährlich kann es werden, weil es schwerer ist als Luft. Entweicht es in großen Mengen, sammelt es sich zunächst am Boden und kann dort in zu hoher Konzentration ein-

geatmet werden, bevor es sich in der Luft verteilt.

Die norwegische Ingenieurfirma Aker Solutions hat simuliert, wie sich ein CO₂-Leck im Hafen am Zementwerk in Brevik ausbreiten würde. Sie rechnete mit enormen Austrittsmengen: 300 bis 600 Kilogramm pro Sekunde. Im Modell kriecht die Gaswolke innerhalb von Minuten über den Fjord.

Die Details der Simulation sind nicht bekannt, doch das Ergebnis muss alarmierend gewesen sein. Die Planer des CCS-Projekts verlegten den Kai, an dem das CO₂ in die Spezialtanker fließt, weiter nach Nordosten, weg von den angrenzenden Häusern.

Hat Heidelberg Materials die Gemeinde gewarnt? Gibt es Evakuierungspläne? Diese Fragen lässt der Konzern unbeantwortet. Er verweist nur darauf, dass die Anwohner während des Genehmigungsverfahrens öffentlich angehört worden seien.

Die schwache Bilanz und die Sicherheitsbedenken in Brevik mehrten die Zweifel, ob

Die schwache Bilanz und die Sicherheitsbedenken mehrten Zweifel, ob CCS eine gute Lösung ist.

CCS eine gute Lösung für die Klimaprobleme großer Industriezweige ist. Um Zement klimafreundlich zu produzieren, brauche es nicht nur eine Abscheideanlage, sagt Forscherin Rosalie Arendt von der Universität Twente, »sondern Tausende davon weltweit, die mit deutlich höheren Abscheideraten betrieben werden«. Das sei unplausibel.

Oliver Geden, Klimaexperte von der Berliner Stiftung Wissenschaft und Politik, sieht das CCS-Pilotprojekt als Übungsfeld. Es sei dafür da, die Technik zu verbessern. Bleibe die Abscheideanlage jedoch auch künftig hinter den Erwartungen zurück, werde sie »ökonomisch untragbar«.

Schon jetzt ist die Technik oft kaum bezahlbar. Projekte müssen nicht selten von Staaten subventioniert werden. Die Anlage in Brevik – vom Abscheideturm bis zum Verladekai – hat rund 400 Millionen Euro gekostet, ungefähr so viel wie vier große Solarparks, wie sie der Energiekonzern EnBW gebaut hat. Wie viel der Kosten Norwegen übernommen hat, verrät Heidelberg Materials nicht. Ein anderes Projekt an einer Müllverbrennungsanlage in der Nähe von Oslo lag rund anderthalb Jahre auf Eis, weil es etwa 260 Millionen Euro teurer wurde als geplant.

Zu den Kosten für eine Abscheideanlage kommen noch die für den CO₂-Speicher. Oslo zahlt für das Projekt »Northern Lights« 1,8 Milliarden Euro und deckt einen Großteil der Investitionen und Betriebskosten ab. 131 Millionen Euro kommen von der EU, gut eine weitere Milliarde Euro von einzelnen EU-Ländern wie Dänemark, Belgien oder den Niederlanden. Außerdem sind die Ölkonzerne Equinor, Shell und TotalEnergies beteiligt.

Die Zementindustrie ist jedoch auf die CCS-Technologie angewiesen, wenn sie ihre Klimabilanz verbessern soll. »Alternativen sind noch nicht marktreif«, sagt Klimaexperte Geden. »Und die EU-Klimaziele müssen unbedingt eingehalten werden.«

In Deutschland gibt es noch keinen CO₂-Speicher für das Gas aus den geplanten Abscheideanlagen. Das könnte sich bald ändern. Im vergangenen November erlaubte der Bundestag das Speichern von Kohlendioxid im Meeresboden. Forschende haben mögliche Lagerstätten in der deutschen Nordsee ausgemacht. In einer Sandsteinformation rund hundert Kilometer vor der Küste könnten bis zu zehn Millionen Tonnen CO₂ pro Jahr eingelagert werden, 30 Jahre lang.

Der Plan ist der gleiche wie in Norwegen: CO₂ in Industrieanlagen abfangen, es zur Küste bringen und dort über Pipelines in den Meeresboden pressen. Wer die Kosten eines solchen Projekts tragen soll, ist unklar. Ohne staatliche Beteiligung wird es auch in Deutschland kaum gehen.

Thomas Goorden, Susanne Götze, Niklas Marienhagen, Marc Theodor

Knattern auf Knopfdruck

Mobilität Elektroautos imitieren zunehmend Verbrennergeräusche, sogar mit Möchtegern-Fehlzündungen. Eine neue Norm soll die Lärmoffensive legitimieren.

Der Dodge Charger Daytona ist ein Elektroauto, doch am Heck prangt ein veritabler Auspuff. Aus ihm entweicht zwar kein Abgas, dafür aber höllischer Lärm. Das US-Fahrzeug, das ein typisches Muscle-Car der Siebziger nachahmt, ist angeblich das weltweit lauteste E-Auto. Es kommt auf bis zu 126 Dezibel, vergleichbar mit einem Presslufthammer – hart an der Schmerzgrenze. Den Hall für seinen »Fratzonic«-Sound sammelt der Wagen in einem Kammersystem und mit einem 600-Watt-Verstärker.

Der Dodge soll künftig auch in Europa angeboten werden. Von anderen Elektromodellen bekommen die Menschen dort künftig wohl ebenfalls mehr Lärm auf die Ohren. Zunehmend locken Hersteller ihre Kundschaft mit Krach, der an hochgezückte Verbrenner erinnert. Ein eigenes Regelwerk soll den Trend nun legitimieren.

Darüber entscheiden Ende Juni die Delegierten der 199. Sitzung des Weltforums für die Harmonisierung von Fahrzeugvorschriften, in einer Oase der Ruhe: Den Palais des Nations in Genf schirmt ein Park mit Blick auf See und Alpen gegen Straßenlärm ab. Auf Vorschlag der Autolobby steht eine Normänderung auf der Tagesordnung, nach der Hersteller Elektroautos mit »Enhanced Exterior Sound« (EES) aufmotzen dürfen, verstärkten Außengeräuschen. Was dieses etwas obskure Gremium der Uno-Wirtschaftskommission für Europa (UNECE) in sein Regelwerk aufnimmt, gilt anschließend für gewöhnlich in den EU-Ländern und vielen anderen Staaten.

Einige E-Modelle lassen schon heute in Europa hören, was »enhanced« bedeutet.

Der neue Ferrari Luce röhrt ähnlich wie ein Orchester aus E-Gitarren.

Das Mercedes-AMG GT 4-Türer Coupé donnert und knattert, was der Hersteller als »V8-Soundgewitter« rühmt.

Das Kompakt-SUV Hyundai Ioniq 5 N brummt und dröhnt.

Der Kleinstwagen Abarth 500e bollert, blubbert und heult auf.

Der Porsche Taycan surrt und grollt wie ein Raumschiff im Science-Fiction-Film.

Was ist aus dem leisen Surren des E-Antriebs geworden, einem der großen Vorteile gegenüber Verbrennungsmotoren?

»Wir sind in beide Richtungen gefragt: Geräusche zu reduzieren, aber auch Klang zu gestalten«, sagt Katharina Schmidt, Geschäftsführerin der Akustiksoftwarefirma Müller-BBM Active Sound Technology aus

Planegg bei München. Manche Hersteller wünschten für ihre Zielgruppe Fehlzündungen: das Knallen und Knattern, wenn unverbrannter Sprit im Auspuff entflammt. »Designen lässt sich alles«, sagt Schmidt. »Wir verstehen uns als Instrumentenbauer.«

E-Autos könnten sich »für Leute, die das Autofahren wirklich lieben, etwas zu ruhig oder etwas zu vernünftig anfühlen«, meint Mercedes-AMG-Chef Michael Schiebe. AMG-Fans sehen sich als Typen mit Benzin im Blut, und das soll auch mit dem ersten selbst entwickelten elektrischen Modell der schwäbischen Tuningmarke so bleiben.

Schiebe will die hartnäckigsten Verbrennerfahrer für den Antriebswechsel gewinnen, ohne sie zu bekehren. Deshalb haben die Ingenieure in jahrelanger Arbeit möglichst exakt einen AMG-Achtzylinder imitiert oder übertroffen, wie sie sagen. Dazu gehören die Motorengeräusche, Vibrationen und eine Gangschaltung, die die Zugkraft unterbricht – beim stufenlosen Getriebe des E-Antriebs vollkommen überflüssig.

Hyundai führt solch ein Konzept seit Jahren mit dem Ioniq 5 N vor. Autotester reagieren mit erstauntem Lachen oder Kopfschütteln auf das Elektroauto, das brüllend und ruckelnd nach einem Gangwechsel verlangt.

Elektrischer Mercedes-AMG:
Den Achtzylinder übertroffen



Das Wort »Spaß« ist in dem Zusammenhang oft zu hören, die Assoziation mit Computerspielen drängt sich auf. Aber das Beste, so urteilen verschiedene Kritiker auch zu potemkinschen Verbrennern von Lexus oder Dodge: Man kann das Gimmick per Knopfdruck wieder ausstellen. Eingefleischte Petrolheads scheinen kaum auf die Masche anzuspringen, der Elektro-Dodge gilt als ausgemachter Flop.

Einen anderen Ansatz verfolgen Ferrari und Porsche. Ihre Elektrosportwagen sollen »authentisch« klingen. Dafür werden Geräusche aufgenommen, die der Antrieb von sich gibt, »das Timbre der elektrischen Achsen« oder das Summen der Motoren. Das hochfrequente Fiepen der Leistungselektronik wird herausgefiltert, der Rest verstärkt und an die Umwelt abgegeben, über nach außen gerichtete Lautsprecher.

Die müssen E-Autos sowieso an Bord haben, um Warntöne bei langsamem Fahren bis 20 Kilometer pro Stunde und im Rückwärtsgang abzugeben. In diesen Situationen wären sie sonst gefährlich leise, etwa für blinde oder sehbehinderte Passanten. Etwa ab Tempo 30 werden Reifen- und Windgeräusche so stark, dass dieses Problem verschwindet, weil Außenstehende kaum noch einen Unterschied zwischen Elektro und Verbrenner wahrnehmen.

Trotzdem sah die internationale Autolobby OICA Handlungsbedarf. Ohne die neue Norm entwerfe jeder Hersteller sein eigenes Soundsystem und müsse es als Zubehör genehmigen lassen. Zunächst sträubten sich einige Staaten wie Frankreich, die Niederlande oder die Schweiz. Laut einem Protokoll von 2024 verlangte die Vertreterin der EU-Kommission, zusätzliche Außengeräusche »sollten strikt verboten sein, wann immer es nicht um Sicherheit geht« – so wie es auch die deutsche Straßenverkehrszulassungsordnung grundsätzlich besagt. OICA beruhigte, in jedem Fall würden die Grenzwerte für den Schallpegel von Neuwagen eingehalten, die in der EU ab 1. Juli strenger werden: maximal 68 Dezibel für normale Autos, 72 Dezibel für Sportwagen. Schließlich setzte sich der Verband in der UNECE-Lärm Arbeitsgruppe mit deutscher Unterstützung durch. Man einigte sich darauf, dass EES beim Start ausgeschaltet sein und erst auf Fahrerwunsch aktiviert werden soll.

»Ein schaler Kompromiss«, findet Holger Siegel, Vorsitzender einer Arbeitsgemeinschaft gegen Straßenlärm. Viele dürften den Knopf drücken, der »das Bediener-Ego streicht«, anders als eine Nebelschlussleuchte. Auf die Dezibellimits sei wenig zu geben: Für die Typgenehmigung werde unter unrealistischen Bedingungen im Labor gemessen – und damit für zulässig erklärt, was auf der Straße real viel zu laut werden könnte.

Den Schaden hätten alle, die das elektronisch erzeugte Brüllen hören müssen.

Arvid Haitsch



◀ Der Moment

Tiefschwarz glänzende Haut, knallgelbe Flecken: Mit seiner Optik schreckt der Feuersalamander Feinde ab. Ein Team von Forschenden unter anderem vom Jenaer Max-Planck-Institut für chemische Ökologie hat herausgefunden, dass die Haut der Tiere auch türkisblau schimmern kann – wenn bestimmte Bestandteile darin von ultraviolettem Licht aktiviert werden. Diese Biofluoreszenz war von Feuersalamandern bislang nicht bekannt. Der mysteriöse Schein dient den Tieren zur Kommunikation, so die Hypothese, zum Beispiel bei der Partnersuche. JKO

MIKROSCHADSTOFFE

Sauberes Wasser wird teurer

Sie kommen in zahllosen Dingen vor: in Pfannen, Regenjacken, Wimperntusche. Die Rede ist von per- und polyfluorierten Alkylsubstanzen (PFAS). Die Verbindungen sind so robust, dass sie praktisch nicht abgebaut werden, sobald sie einmal in die Umwelt gelangt sind. Deshalb werden sie auch ewige Chemikalien genannt. Etliche stehen im Verdacht, krebserregend zu sein, Immunsystem und Organe zu schädigen.

Um Menschen zu schützen, gelten in der EU seit Mitte Januar strengere Grenzwerte für PFAS im Trinkwasser. Ein Liter Wasser aus dem Hahn darf höchstens 0,1 Mikrogramm von 20 bestimmten PFAS-Verbindungen enthalten, die als bedenklich gelten. Ab 2028 soll der Grenzwert für vier besonders kritische Stoffe erneut verschärft werden.

Für die Wasserversorger bedeutet das Mehrkosten in Millionenhöhe, wie eine Studie im Auftrag des Deutschen Vereins des Gas-

und Wasserfaches zeigt. Um den Grenzwert einzuhalten, müssten laut der Studie bundesweit etwa 130 neue Anlagen zur Wasseraufbereitung gebaut werden, die jährlichen Mehrkosten lägen bei rund 26 Millionen Euro. Sollten noch strengere Grenzwerte eingeführt werden, könnten die Kosten für die Wasserversorger gar in die Milliarden gehen. Wo immer möglich, sagt Wolf Merkel vom Vorstand des Branchenverbands, müssten von vornherein weniger PFAS in die Umwelt gelangen.

Ins Trinkwasser geraten die ewigen Chemikalien etwa über Abwässer von Fabriken. Zudem verbreiten sich manche PFAS über die Luft; von dort fallen sie mit Regentropfen zu Boden und versickern. Laut der Studie enthalten 1,7 Prozent der mehr als 2600 untersuchten Wasserproben aus Deutschland und der Schweiz mehr PFAS als derzeit erlaubt. Mit dem strengeren Grenzwert ab 2028 wären knapp vier Prozent betroffen.

Auch ohne verschärfte Vorgaben werden Mikroschadstoffe im Wasser zunehmend zur finanziellen Belastung. In den kommenden Jahren müssen alle größeren Kläranlagen in der EU eine vierte Reinigungsstufe einführen. Diese soll auch Rückstände von Medikamenten und anderen schwer abbaubaren Substanzen entfernen. 80 Prozent der Kosten für die zusätzliche Reinigung soll eigentlich die Pharma- und Kosmetikindustrie zahlen, weil viele der Mikroschadstoffe aus ihren Produkten stammen. Dieses Verursacherprinzip ist jedoch umstritten. Politiker fürchten, dass Pharmakonzerne ihre Produktionen in der EU schließen könnten. Würden die Verursacher nicht zur Kasse gebeten, müssten die bis 2045 von der deutschen Wasserwirtschaft veranschlagten Kosten von schätzungsweise neun Milliarden Euro wohl zum großen Teil private Haushalte tragen. KOE

NACHGEZÄHLT

100.000

Planeten außerhalb unseres Sonnensystems hoffen Forschende mit dem neuen »Nancy Grace Roman«-Weltraumteleskop zu entdecken, das Ende August ins All starten soll. Seit dem ersten Nachweis eines Exoplaneten 1992 wurden in der Milchstraße etwa 6300 solcher Himmelskörper aufgespürt.

Quelle: Nasa

NACHGEFORSCHT

Was hilft gegen Papierfischchen?

Sie sehen sich ähnlich, aber das eine Tier ist harmlos, das andere nicht. Ein Silberfischchen misst etwa einen Zentimeter und glänzt silbrig, daher der Name. Silberfischchen sind diese flinken Insekten, die abends im Badezimmer oder in der Küche über den Boden huschen. Ein Papierfischchen ist größer und auf der Oberseite fleckig. Es ist erst vor Kurzem in Europa aufgetaucht. Woher die Tiere stammen, ist unklar. In Deutschland wurden sie 2007 erstmals nachgewiesen. Sie verbreiten sich rasant. Ein Grund ist der Erfolg des Onlineshoppings: Die Tiere gelangen in Rillen und Faltenklappen von Kartons in Häuser und Wohnungen.

Während Silberfischchen vor allem lästig sind, knabbern Papierfischchen an Büchern, Dokumenten, Fotos, Zeitschriften und Tapeten. Sie loszuwerden, ist schwierig. Papierfischchen fühlen sich am wohlsten bei 21 bis 24 Grad Celsius und einer Luftfeuchtigkeit von 50 bis 55 Prozent. Da unterscheiden sie sich kaum vom Menschen. Oft sind Neubauten befallen, weil sie gut isoliert,



trocken und warm sind. Die moderne Bauweise mit Wänden aus Gipskarton bietet auch viele Hohlräume als Versteck. Der Biologe Bill Landsberger vom staatlichen Rathgen-Forschungslabor in Berlin rät, mit Klebefallen aus der Drogerie festzustellen, wo sich die Papierfischchen vermehrt aufhalten.

Dort sollte man Sockelleisten und Fugen abdichten. Wichtig sei intensives Staubsaugen. Fachleute empfehlen, Bücher auszuschütteln und befallene Gegenstände einzufrieren. Wollte man die Tiere mit einem Biozid bekämpfen, müsste man alle »Risse, Fugen und deren unmittelbare Umgebung« besprühen. Das müsse »im gesamten zusammenhängend bebauten Gebiet« stattfinden. Macht der Nachbar nicht mit, ist es vergebens. MAG



EBOLA

»Ich habe überlebt«

US-Mediziner Craig Spencer, 44, erkrankte im Jahr 2014 an dem Virus. Er erklärt, warum der aktuelle Ausbruch in der Demokratischen Republik Kongo so katastrophal ist.

SPIEGEL: Herr Spencer, 2014 haben Sie in Guinea während des bisher größten Ebolaausbruchs in Westafrika gearbeitet und sich angesteckt. Was wissen Sie noch von Ihrer Behandlung?

Spencer: Die 19 Tage haben sich wie eine Ewigkeit angefühlt. Ich erinnere mich an viele Stunden allein, an Krankenpfleger und Ärzte in Schutzkleidung. Es gab keinen Fernseher, nur ein kleines Fenster, durch das ich nach draußen schauen konnte. Ich lag lange im Bett und fühlte mich schlecht.

SPIEGEL: Hatten Sie Schmerzen?

Spencer: Keine starken. Aber es war zermürend. Stellen Sie sich vor, tagelang viel kränker zu sein, als Sie es jemals zuvor waren, ohne zu wissen, ob Sie überleben werden oder nicht. Als Arzt in Guinea hatte ich Ebolapatienten versorgt, die eben noch recht stabil wirkten, ein paar Stunden später waren sie tot. Das hatte ich im Hinterkopf.

SPIEGEL: Sie dachten, dass Sie sterben würden?

Spencer: Zweifellos ist mir dieser Gedanke durch den Kopf gegangen – es ist unmöglich, zu sehen, was ich gesehen habe, ohne an den eigenen Tod zu denken. Aber in dem Moment gab es ohnehin nicht viel, was die Ärzte hätten tun können. Es gab damals keine Therapie, die nachweislich mein Leben hätte retten können. Ich hatte Glück, ich habe überlebt.

SPIEGEL: Hätten Sie auch überlebt, wenn Sie kein US-Arzt gewesen wären?

Spencer: Es gibt einen dramatischen Unterschied zwischen der Versorgung, die ich in New York erhalten habe, und der Versorgung, die ich als Arzt in den betroffenen Regionen oft anbieten konnte. Ich war jung und gesund

und hatte keine weiteren medizinischen Probleme. Ich zweifle nicht daran, dass die Überlebenswahrscheinlichkeit in den USA dramatisch höher war, als sie es in Guinea gewesen wäre, weil es in den USA mehr als genug Infusionen, Medikamente und Geräte gab.

SPIEGEL: Wenn Sie auf den aktuellen Ausbruch in der Demokratischen Republik Kongo blicken: Was beunruhigt Sie am meisten?

Spencer: Als der Ausbruch gemeldet wurde, waren schon mehr Menschen erkrankt als am Ende der meisten früheren Ausbrüche. Zudem gab es wenige Stunden nach der ersten Meldung aus der DR Kongo weitere Fälle in Kampala, der

»Das Virus ist bereits weitverbreitet.«

bevölkerungsreichsten Stadt im Nachbarland Uganda – also Hunderte Kilometer entfernt. Das zeigte mir: Das Virus ist bereits weitverbreitet. Kein Ebola-Ausbruch ist einfach, aber dieser wird vielleicht der bislang schwierigste.

SPIEGEL: Woran mangelt es bei der Versorgung heute noch?

Spencer: Wir haben noch immer keine spezifischen Impfstoffe oder Behandlungen gegen das aktuell auftretende Bundo-bugyo-Ebolavirus. Es ist also viel schwieriger, das Sterberisiko zu senken. Und die Bedingungen in der DR Kongo sind alles andere als ideal: Es gibt Konflikte, es gibt einen Mangel an qualitativ hochwertiger Gesundheitsversorgung, es gibt Misstrauen gegenüber Außenstehenden. ALW, MHA

KULTUR



Opa Sasel, Kriegsverbrecher

NSDAP-Datenbank Viele Deutsche haben auf der SPIEGEL-Website nach Naziverstrickungen ihrer Vorfahren recherchiert. Wir haben Künstler, Schriftsteller und Schauspieler befragt, wie es ihnen dabei ergangen ist.

Familienfoto (Symbolbild)

Fabian Hinrichs, 51, Schauspieler, Regisseur und Autor

Opa ist ein schönes, niedliches, liebevolles Wort. Der Großvater, über den ich hier schreibe, mein Opa, war der Vater meiner Mutter. Sein Name war Werner Pufahl, geboren am 21.06.1910. Laut NSDAP-Mitgliederarchiv des SPIEGEL ist er 1937 in die NSDAP eingetreten, Beruf »Leutnant der Schutzpolizei«. Doch mein Cousin Florian hat – auch um das viele Unglück, die Selbstmorde und die zahlreichen Suchterkrankungen in unserer Familie in einen anderen als in einen psychiatrischen Zusammenhang bringen zu können – vor Jahren mehrere Anfragen an verschiedene Archive gestellt: an das des Polizeimuseums Hamburg, an das Sonderarchiv in Moskau. Ihm und den Archiven bin ich auf schmerzhafteste Weise dankbar, dass bestimmte Spuren meines Großvaters, den ich als Kind nach dem Wohnort meiner Großeltern in Hamburg-Sasel »Opa Sasel« rief, den seine Ehefrau Irmgard »Herrchen« und meine Mutter »Vati« nannten, nicht vernichtet wurden. Denn Opa Sasel war nicht nur Mitglied der NSDAP, Opa Sasel war Kriegsverbrecher und Leiter einer Einheit, die Völkermord beging.

Im Sonderarchiv Moskau steht: »Werner Pufahl (*1910) war Leiter einer motorisierten Polizeieinheit in Hamburg-Altona, später, im Rang eines Oberleutnants, Chef der motorisierten Einheiten des Bataillons IV 12 in Brünn sowie Leiter der motorisierten Einheit des 45. Polizeibataillons im ostpolnischen Rzeszów«. Verschiedene Dokumente sind im Folgenden dort aufgelistet, Berichte, Briefe, Prüfungen, »Fragebogen zum Arier-Nachweis«. Was das Polizeibataillon 45 war, was es getan hat und woran auch Opa Sasel beteiligt war, steht dort nicht. Aber es steht, zusammengefasst, hier, in einem Wikipedia-Eintrag, auch das Polizeimuseum Hamburg kennt Opa Sasel gut: Auszugsweise: »Im September 1941 beteiligte sich das Bataillon an der Ermordung von Juden in der Stadt Berdyschiw. Die Aufgabe bestand dabei, den Hinrichtungsplatz abzusperren und die Opfer zu den Gruben zu bringen. Dort wurden sie dann von anderen Soldaten erschossen. Bei diesen Aktionen wurden 16.000 Juden ermordet. Während des Massakers von Babyn Jar riegelte das Bataillon das Gebiet ab.«

Recherchiert man weiter, was schwerfällt, sehr schwer, erfährt man, dass Offiziere vor den Gruben Frauen und Kinder aus der langen Reihe herausholten, um an ihnen vor den unerfahrenen Soldaten und Polizisten zu demonstrieren, wie man schnell und präzise Genickschüsse setzt; wie man die Opfer so vor den Gruben positioniert, dass sie bestmöglich nach dem Schuss in diese hineinfallen, hinabgleiten. Und man liest, dass viele der deutschen Soldaten und Polizisten



Schauspieler Hinrichs:

Verbrechen dem Vergessen entreißen

bereits während der Massenexekutionen zu Alkoholikern wurden, um die Tötungsschwelle überwinden zu können, um die Spiegelneuronen auszuschalten, das natürliche Mitgefühl mit den Männern, Frauen, mit den kleinen Kindern.

Ich erinnere mich nicht an besonders viel aus meiner Kindheit.

An Opa Sasel aber schon. Er hatte halblange weiße Haare, ziemlich ähnlich der Frisur Albert Einsteins. Er rauchte unentwegt Roth-Händle-Zigaretten, später erfuhr ich, dass sie so stark waren, dass man sie auch »Toth Händle«, »Lungentorpedo« oder »Roter Tod« nannte. Daran starb er dann auch: an Lungenkrebs. Doch bevor er starb, trank er ungemein viel, in meiner Erinnerung ist er immer besoffen, selbst beim Fahren in seinem schönen goldenen Ford, der fremd und aufregend nach Leder und diesen Roter-Tod-Zigaretten roch. In meinen Erinnerungen sitzt er am Klavier oder spielt das Banjo in schweren Chesterfield-Ledersesseln, raucht Zigarren oder Toth Händle und er berlinert, in Hamburg, laut. Und ist völlig besoffen. Ich hatte Angst und empfand Vergnügen, gleichzeitig. Er war in Berlin-Rixdorf/Neukölln aufgewachsen, einem harten Arbeiterstadtteil, sein Vater beging Selbstmord und trieb als Wasserleiche im Landwehrkanal, der an der Graefestraße vorbeifließt, in der ich lange wohnte. Von meinem Balkon aus konnte ich die Stelle sehen, wo mein Urgroßvater 80 Jahre vorher aufgedunsen und einsam trieb und wie ein toter Fisch aus dem Wasser gezogen wurde. Wahrscheinlich besuchten Opa Sasel und sein Vater auch das Lichtspieltheater am Zickenplatz, heute Movimiento Kino, über dem ich danach wohnte, mit meiner späteren geliebten Frau und unserem ersten geliebten Sohn. Dort wohnte ich, ein Hamburger aus Hamburg-Bramfeld, dem Stadt-

teil, aus dem auch Shirin David kommt. Doch all das erfuhr ich erst nach meinem Wegzug aus Berlin. Unheimlich. Wie die Erinnerungen der Schwestern meiner Mutter, dass Opa Sasel manchmal nachts an ihrem Bett saß. Nackt. Im Garten des Hauses in Hamburg-Sasel gab es eine Hollywoodschaukel. Ich sehe meinen Großvater noch, Opa Sasel, wie er auf der Terrasse aus Schieferplatten betrunken mit nacktem Oberkörper vor mir steht, ich bin ein Kind im Grundschulalter. Er hat das Ende eines Springseils in jeder Hand und will mir und allen anderen Verwandten zeigen, wie sportlich er noch ist, mit Ende siebzig. Er fängt an zu springen, seine enormen nackten Biertitten wogen auf und ab, im Hintergrund sehe ich die Hollywoodschaukel. Sie schaukelt, aber niemand sitzt drauf, kein Mensch. Auf einmal höre ich zweimal kurz hintereinander einen lauten Knall. Opa Sasels Achillessehnen, sie waren beide durchgerissen. Diesen Knall habe ich nicht vergessen, er hat jetzt einen anderen Klang.

Der altgriechische Begriff »aletheia« meint »die Wahrheit«. In seiner Mitte findet sich der Wortteil »leth«, der dem Wort »léthê« entstammt, die »Vergessenheit«. Die Göttin des Vergessens heißt Lethe auch ein Unterweltfluss heißt Lethe, er spendet »den Seelen der Verstorbenen Vergessenheit«, langes Vergessen. Und so könne man die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Wahrheit, der aletheia, auch »als das Unvergessene, das Nichtzuvergessene« auffassen, schrieb der Linguist Harald Weinrich.

Aletheia und Lethe: Werner Pufahls Name und seine Verbrechen sollen dem Vergessen entrissen werden, auch hier. Denn sie sind wahr.

Opa Harburg, der Vater meines Vaters, aus Hamburg-Harburg, in meiner Erinnerung ein schwerhöriger Postbeamter, im Pflegeheim durchaus auffällig als Schwerenöter?: »Eintritt in die NSDAP am 01. März 1930«. Der erste große Wahlerfolg der Partei war im September 1930. Fragen, viele Fragen.

Monika Grütters, 64, CDU-Politikerin und ehemalige Kulturstatsministerin

SPIEGEL: Frau Grütters, mit welchen Gefühlen haben Sie die Namen von Familienmitgliedern in die Datenbank eingegeben?

Grütters: Mit gemischten Gefühlen. Ich war neugierig, aber natürlich auch nervös. In unserer Familie wurde über die Vergangenheit gesprochen, recht unaufgeregt sogar, aber doch eher lückenhaft. Trotzdem hat sich über Generationen ein emotionales familiäres Gedächtnis gebildet, und natürlich berührt es einen, jetzt einen vorsichtigen Abgleich vorzunehmen.

SPIEGEL: Verraten Sie, was Sie in der Datenbank herausgefunden haben?

Grütters: Ich habe mütterlicherseits und väterlicherseits gesucht, über mehrere Stich-

worte, Namen, Geburtsdaten, verschiedene Orte. Ich wollte der Sache so nahe kommen wie möglich, aber gefunden habe ich meine Vorfahren nicht. Das deckt sich mit den familiären Erzählungen. Aber bei mir war immer ein kleiner Zweifel mit im Spiel, ob es wohl wirklich so war.

SPIEGEL: Was ging Ihnen nun durch den Kopf?

Grütters: Meine Familie war in einem sehr katholischen Umfeld in Münster verortet, und ich habe mich durchaus gefragt, ob das zu einer Abwehrhaltung beigetragen hat. Damals war Clemens August Graf von Galen, der Bischof von Münster, eine zentrale Figur. Er wurde aus guten Gründen auch »Löwe von Münster« genannt, nachdem er gegen die Euthanasie angepredigt hatte. Die Nazis haben es nicht gewagt, ihn anzugreifen, weil sie fürchteten, Widerstand auszulösen unter den Münsteraner Katholiken und Anhängern Galens. Im katholischen Milieu erstarkt der Rechtspopulismus auch heute nicht so leicht.

SPIEGEL: Manche fürchten sehr wohl, auf eine Parteimitgliedschaft ihrer Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern zu stoßen.

Grütters: Selbst dann sollte man die Möglichkeit zur Recherche nutzen. Denn es geht hier nicht um Schuldzuweisungen, sondern um Aufklärung darüber, wie autoritäre Systeme entstehen. Nur wenn eine gewaltbereite Minderheit auf eine schweigende Mehrheit trifft, sind Systemänderungen und bru-



Anna Mertens / KNA

Kulturpolitikerin

Grütters: Aufklärung, wie autoritäre Systeme entstehen

tale Diktaturen möglich. Deshalb finde ich ganz wichtig, dass man es persönlich nimmt. Keiner darf denken: Auf mich kommt es im Zweifel nicht an.

Till Reiners, 41, Comedian

Max Czollek hat meine Gedanken dazu in seinem Instagram-Post schon auf den Punkt gebracht: Wann kommt so ein Register für AfD-Mitglieder? Es gruselt sich so schön folgenlos, wenn die Vorfahren schon lange tot sind.

Eva Horn, 60, Literaturwissenschaftlerin

Wenn das der Führer gewusst hätte: Mit ein paar Mausclicks wird neuerdings die NSDAP-Mitgliedschaft von Opa und Uroma zum Familienspiel. Waren sie drin, oder waren sie nicht drin? Wenn ja: Wann sind sie eingetreten? Nur gut, dass beide seit Jahrzehnten tot sind. Während der SPIEGEL seinen Datensatz damit anpreist, die Leserin könne nun prüfen, was ihre »Familie unter Hitler getan hat«, geht es in Wirklichkeit ja

nur um die Vorfahren. Die heftigen Konfrontationen, in denen die 68er ihre Eltern als Nazis oder Mitläufer enttarnten, sind lange vorbei, ebenso wie die peinlichen Debatten der Neunzigerjahre über das richtige Gedenken an die Schoa oder die Verbrechen der Wehrmacht. Der historische Nationalsozialismus kann keinen mehr in Verlegenheit bringen.

Dass Ende der Dreißigerjahre ungefähr jeder achte Deutsche älter als 18 NSDAP-Mitglied war, wussten wir, und es war auch nicht unmöglich, herauszufinden, wer das war. Neu ist, dass man jetzt nicht mehr beim Bundesarchiv anfragen muss, um zu wissen, ob Opa gelogen hat. Der bequeme, KI-gestützte Zugang zum Mitgliedsarchiv ist ein Spielzeug für Hobbyhistoriker am heimischen Schreibtisch, ohne jeglichen Aufwand und Kontextkenntnisse. Man kann sich leise schauernd mit einem Kapitel der deutschen Geschichte in Verbindung setzen, das wie kein anderes die deutsche Identität prägt. Jetzt geht es nicht mehr um das Offenlegen von Verdrängtem und Verswiegenem oder um die kollektive Anerkennung einer nationalen Schuld. Es geht nur noch um die Frage, wer man selbst eigentlich ist vor dem dunklen Spiegel dieser Geschichte. Nachfahren einer Familie von »Alten Kämpfern«? Urenkel von SS-Leuten? Es war Nazi-Zeit, und mein Opa war mittendrin! Solche Einsichten klären vielleicht noch am ehesten das Verhältnis zu Eltern und Großeltern, die von diesen Verstrickungen selbst nur vage etwas geahnt haben.

Judith Hermanns im Februar erschienene Autofiktion über ihren SS-Großvater, den sie nicht gekannt hat, »Ich möchte zurückgehen in der Zeit«, ist ein schöner Ausdruck dieses neuen, durch und durch selbstbezüglichen Interesses am Nationalsozialismus. Sie schreibt: »Ich hatte das Gefühl, stehen bleiben zu müssen und mir das eigene und das Leben meiner Familie ansehen zu müssen. Es war erstaunlich, auf wie viele leere Räume ich da gestoßen bin.« Sie reist nach Radom in Polen, wo ein Foto ihres Opas gemacht wurde, läuft in der Stadt herum, guckt einen Film über den Holocaust-Überlebende Avrom Sutzkever und schreibt allen Ernstes, sie fühle sich seiner Enkelin »verwandt«. Dass ihr Opa kein jiddischer Lyriker, sondern ein SS-Mann war, wird in der historischen Distanz zunehmend diffus. Die Frage ist eigentlich nur noch: Was macht das mit mir? Welche Leerstellen, welches Ungesagte gab es in meiner Familie, und wer bin ich also? Hermann hat wenig Interesse an historischen Details, Generationentraumata und Schuldkomplexen, sondern spürt vor allem ganz tief in sich selbst hinein. Frei von Schuld und Scham gibt uns die Verstrickung unserer Vorfahren immerhin so etwas wie einen späten Abglanz historischer Zeugenschaft. Es ist dieses neue, selbstbezügliche

1 | Rapper Podkowiak 2 | Literaturwissenschaftlerin Horn 3 | Regisseurin Link
4 | Schriftstellerin Hennig von Lange 5 | Comedian Reiners 6 | Verleger Ehler



Christoph Hardt / Geisler-Fotopress / picture alliance



Jürgen Bauer / ullstein bild



Spötel Picture / IMAGO



Marcus Höhn



Jens Krick / Flashpic / picture alliance



Zeynep Bozday

Befindlichkeitsgedenken, das nun erfrischend einfach geworden ist.

Caroline Link, 62, Filmregisseurin und Oscarpreisträgerin für »Nirgendwo in Afrika«

Meine Tochter, die Politikwissenschaften studiert an der LMU, kam mit dem Wunsch zu uns, das Tool zur NSDAP-Vergangenheit der Familie auszuprobieren. Wir hielten das für eine interessante Möglichkeit. Dazu mussten wir erst mal alle Geburtstage der Großeltern recherchieren. Da mein Vater schon tot ist, kam ich ins Gespräch mit meiner alten Tante, die mir daraufhin ihre Erinnerungen an die Vierzigerjahre erzählte. Ein paar Wochen später ist sie gestorben. Meine Tochter hat alle Familienmitglieder in das System eingefügt und Gott sei Dank nichts Beunruhigendes herausgefunden. Das Gespräch mit meiner Tante hat mich bewegt und wird mir in Erinnerung bleiben. Ohne diesen Impuls hätten wir es nie geführt.

Alexa Hennig von Lange, 53, Schriftstellerin

Meine Großmutter mütterlicherseits, Jahrgang 1908, hat im hohen Alter fast 150 Tonbandkassetten mit ihren Lebenserinnerungen besprochen. Das war die Grundlage für meine »Heimkehr«-Trilogie. Bei der Arbeit daran habe ich intensiv nachverfolgen können, wie meine Großmutter sich als junge Lehrerin in das nationalsozialistische System verstrickt hat, obwohl sie aus einem absolut sozialdemokratischen Haushalt kam.

Auf den Kassetten erzählt sie, dass ihre Eltern ihr entgegen der eigenen politischen Überzeugung geraten haben, in die Partei einzutreten, das war Anfang der Dreißigerjahre. Sie leitete damals ein Frauenbildungsheim, dessen Zukunft ungewiss war. Ihre Eltern sagten sinngemäß: »Dann können sie dich schwerer loswerden.«

Als ich den Namen meiner Großmutter in die Suchmaschine eingab, war ich sicher, genau das bestätigt zu finden. Stattdessen war ich überrascht: Die Akte zeigt, dass sie 1937 eingetreten ist, mindestens fünf Jahre später, als ich bislang angenommen hatte, wahrscheinlich kurz bevor sie die Leitung eines zweiten Heims übernommen hat.

Dass sie nicht so früh wie gedacht in die Partei eingetreten ist, hat meinen Blick auf sie verändert. Es lässt mich vermuten, dass sie trotz ihrer Arbeit in einem NS-Heim versucht hat, sich nicht gänzlich vereinnahmen zu lassen. Und das berührt mich sehr, denn es entspricht dem, was sie auf den Kassetten beschrieben hat: ein Leben im inneren Zwiespalt. Ich stelle mir vor, dass sie immer mit der Frage kämpfte: »Wie weit kann ich mich jetzt noch raushalten, und wie weit bin ich schon involviert?«

Das soll meine Großmutter von nichts freisprechen. Es zeigt nur, dass es bei ihr, wie womöglich auch bei anderen Menschen, kein klares Entweder-oder gab.



Ich habe die Datenbank tatsächlich nicht benutzt. Die Verstrickungen der Deutschen ins nationalsozialistische Reich sind uns hinlänglich bekannt, ob die Großeltern in der NSDAP waren oder nicht, ändert meiner Meinung nach nicht viel daran.

Daniel Richter, 63, Maler

Dass dieses Material vom SPIEGEL zur Verfügung gestellt werden kann, ist so kostbar. Wir dürfen jetzt tatsächlich gucken: Wer waren unsere Eltern? Wer waren unsere Großeltern? Und wir können uns wirklich fragen, wie ihre Entscheidungen bis heute in unseren Familien nachwirken und was wir daraus lernen. Dass das Interesse so groß ist, bedeutet für mich, dass das Schweigen der vorherigen Generationen überwunden werden möchte.

Wir fragen uns: Was bedeutet das für mich heute, was trage ich heute noch in mir, was hat mich geprägt, was hält mich zurück? Das ist eine emotionale und psychologische Ebene, die aufgearbeitet werden muss, damit all die Traumata nicht immer in die nächste Generation weitergegeben werden.

Scannen Sie den QR-Code, um nach Personen in der NSDAP-Datenbank des SPIEGEL zu suchen



Kolja Podkowik, 40, Rapper der Antilopen Gang

Ich freue mich, dass der SPIEGEL nachfragt, aber ich will mich an der Diskussion lieber nicht beteiligen. Nicht nur, weil es bei mir keine besonderen Erkenntnisse gab, sondern auch, weil ich den Drang habe, vor allem, was nach selbstmitleidiger Nabelschau des Tätervolks riecht, Reißaus zu nehmen. Mir fällt kein Szenario ein, in dem deutsche Künstler öffentlich betroffen über die Nazi-Vergangenheit ihrer Familie sprechen und schlimmstenfalls einen moralischen Auftrag daraus ableiten, ohne dass sich mir dabei die Fußnägel hochrollen.

Sascha Ehlert, 39, Verleger des Magazins »Das Wetter«

Was sagen uns die Toten? Das ist die eigentliche Frage, die sich einem stellt, wenn man die Namen von Menschen eingibt, die man nie kennengelernt hat, die aber den gleichen Namen wie die eigenen Großeltern, Eltern oder man selbst tragen. Was ist verloren, jetzt, da die Menschen, die als Kinder dieser Menschen aufwuchsen, die in den Dreißigerjahren in die NSDAP eintraten, beinahe alle tot sind? Was von ihnen ist erhalten geblieben? Ich maße mir nicht an, eine dieser Fragen mit Gewissheit beantworten zu können. Als ich den Namen meines Urgroßvaters eingebe, von ihm habe ich den Nachnamen Ehlert weitergegeben bekommen, finde ich ihn nicht. Das deckt sich mit dem, was sein Sohn mir erzählt hat. Dennoch finde ich weder Klarheit noch Ruhe. Darf man erleichtert aufatmen, wenn bei der Recherche herauskommt, dass die Geschichten, die über die eigenen Vorfahren am Familieness-tisch erzählt wurden, vermutlich stimmen? Dass die einen nur ganz spät eintraten, damit ihre Kinder an der Kinderlandverschickung teilnehmen konnten, Berlin verlassen, der Bombardierung entkommen? Die anderen wiederum: glühende Verehrer schon vor '33 – zumindest hier gebietet es eine eindeutige Antwort. Ich klicke mich durch Dut-zende Seiten, auf denen ich dieselben Buchstaben sehe, jeweils zwölfmal: E-H-L-E-R-T. Ich spüre ein leicht pulsierendes Stechen, wie meine Brust verkrampft.

All diese Menschen, die nichts mit mir und meiner Familie zu tun haben – und doch machen ihre Namen etwas mit mir. Ich werde unruhiger, je mehr Karteikarten ich anklicke. Seite 10, Seite 11, Seite 12, es hört nicht auf. So viele Ehlerts, allesamt Nazis, fast alle von ihnen mit Sicherheit längst gestorben. Was verbindet mich mit ihnen? Ich schließe den Tab mit den Karteikarten. Sind sie wirklich tot? Am Abend lasse ich den Laptop zu, aber die Karteikarten kreisen weiter in meinen Gedanken. Deutschland. Vielleicht sind die Nazis heute wirklich alle tot. Nicht jedoch: die Deutschen. Ich falle in unruhige Träume. **S**

»Mir war wichtig, dass wir miteinander reden« – »Aber wenn man gerade abgefickt ist, nervt es«

SPIEGEL-Gespräch Was ist bloß los mit den Jungs und den jungen Männern? Die Schriftstellerin Simone Buchholz sucht Antworten im Dialog mit ihrem Sohn Rocco Bruno.

Buchholz, 54, hat zehn Kriminalromane geschrieben, in denen die Staatsanwältin Chastity Riley im Hamburger Kiezmilieu ermittelt. Für einen bekam sie den Deutschen Krimipreis. In einem neuen Sachbuch, »Über Söhne«, schreibt sie nun über sich als Mutter und über ihren Sohn Rocco Bruno, 17. Wie zieht man in kriminell männlichen Verhältnissen einen Jungen auf?*

SPIEGEL: Frau Buchholz, ist es eine politische Aufgabe, heutzutage einen Jungen großzuziehen?

Buchholz: Es ist immer eine politische Aufgabe, Kinder großzuziehen. Ich wollte, dass Rocco erstens ein glücklicher Mann wird und zweitens ein guter, also einer, an dem Frauen Freude haben.

SPIEGEL: Und das heißt was?

Buchholz: Ach, ich erinnere mich daran, wie ich ihn als Baby im Arm hielt und dachte: »Irgendwie müssen wir das hinkriegen, dass aus dir kein Arschloch wird.« Dafür muss man zu Hause keinen feministischen Aktivismus betreiben, dem Jungen nichts vorbeten, sondern ihm etwas vorleben.

SPIEGEL: Was lebt eine Feministin einem Sohn vor?

Buchholz: Ich bin eine autonome Frau, die Geld verdient, die für jemanden sorgen kann, die auch für sich sorgen kann. Ich bin auf Augenhöhe mit allen Männern in unserer Umgebung. Es gibt überhaupt keinen Grund, warum ich klein beigeben sollte. Schließlich habe ich einem Menschen das Leben geschenkt – ja, genau, dich hab ich rausgedrückt!

SPIEGEL: Rocco, hat es manchmal genervt, von einer feministischen Mutter erzogen zu werden?

Bruno: Nö.

Buchholz: Weil ich dich nicht vollgequatscht habe?

Bruno: Doch, hast du. Also nicht speziell mit Feminismus, aber vollgequatscht hast du mich. Und das nervt halt, wenn die Mutter einen vollquatscht.

Buchholz: Mir war wichtig, dass wir miteinander reden, wenn wir miteinander leben. Auch wenn es anstrengend ist.

Bruno: Wenn ich abgefickt bin, fragst du, was los ist. Und ich sag dann: »Nichts.« Aber du machst immer weiter: »Sag doch mal.« – »Sag mal jetzt.« – »Was ist denn?« Reden ist wichtig, aber wenn man gerade abgefickt ist, nervt es halt.

Buchholz: Na ja, ich merke natürlich, wenn es dir nicht gut geht, und lass dann nicht locker. Meist brauchst du eine Weile. Kommunikation zwischen uns geschieht anfallartig.

SPIEGEL: Sie haben ein sehr persönliches Buch über das Leben mit Ihrem Sohn geschrieben. Warum?

Buchholz: Weil wir als Gesellschaft in den vergangenen Jahren die Jungen vergessen haben. Klar, den Grund kenne ich: Wir haben vorher jahrhundertlang die Mädchen und Frauen vergessen. Aber Roccas Geschichte erscheint mir ideal, um die Lücke zu schließen. Denn sie ist typisch für die Jungs in den nicht ganz so reichen Vierteln einer Großstadt. Er und seine Freunde haben vollkommen unterschiedliche Hintergründe, kulturell und finanziell. Sie sind keine Fridays-for-Future-Jugendlichen, die wahnsinnig politisch engagiert sind, nicht die Jungen und Mädchen aus der Gymnasialblase, die Geigenkastenkinder, aber politisiert sind sie sehr wohl.

Bruno: Hier auf St. Pauli gibt es schon alles: rich kids, die am Wochenende in die Bars gehen und Wein trinken. Aber auch die Typen, die richtig Scheiße bauen, Drogen verkaufen. Und dazwischen Jungs wie mich, die draußen chillen, weil die Kohle fehlt.

Buchholz: Die Probleme von Rocco und seinen Freunden sind recht normale Probleme.

SPIEGEL: Was heißt das?

Buchholz: Mädchen und Schule – das Musical. Jungs und Schule – der Katastrophenfilm.

Bruno: Ich hab die Lehrerinnen von Anfang an richtig abgefickt, schon in der Vorschule. Weil die einfach nicht verstanden haben, wie ich bin und warum. Ich meine, ich war kein Weirido, ich war einfach nur ein wilder Junge.

SPIEGEL: Was fiel Ihnen schwer?

Bruno: Still sein, zuhören, mich melden. Ich passte nicht in das System.

Buchholz: Ein siebenjähriger Bewegungsmensch sollte funktionieren wie ein perfekter Mitarbeiter. Ich habe sofort gemerkt, dass ihn das verbiegt, zurechtschnitzt, auseinandernimmt.

Bruno: Wie kann man von einem siebenjährigen Jungen erwarten, dass er eine Stunde lang auf seinem Arsch sitzt? Der will doch den ganzen Tag nur draußen rumrennen und Fußball spielen. Aber wenn er das will, heißt es sofort: Der hat ADHS, da stimmt was nicht in seinem Kopf.

SPIEGEL: Tatsächlich performen Mädchen heute im Schnitt besser in der Schule. Woran liegt das?

Bruno: Daran, dass Jungs in jungen Jahren noch mehr Chaos im Kopf haben und dass sie erst mal Quatsch machen, bevor sie nachdenken.

Buchholz: Ein Problem war sicher, dass in Grundschulen aufgrund der damaligen Besoldungsstruktur viel mehr Frauen arbeiteten, weil die meisten Männer für die Kohle diesen Job nicht gemacht haben. Die Lehrerinnen wussten aber nicht so recht, was sie mit Jungs wie Rocco anfangen sollen. Da fehlte ein Typ. Jungs brauchen feste Leitplanken. Aber auch die Erlaubnis, mal im Zickzack zu laufen, statt straight vorwärts wie viele Mädchen.

SPIEGEL: Hat es Sie geärgert, Rocco, dass es für die leistungsstarken Mädchen auch noch allerlei Mädchenförderprojekte gibt?

Bruno: In der Grundschule ist es schon so, dass das Selbstbewusstsein der Mädchen gefördert werden sollte, weil sie oft leiser sind und stiller als wir Jungs. Aber jetzt in der Oberstufe bei mir wird der Unterricht zu 90 Prozent von Mädchen geleitet.

Buchholz: »Geleitet«? Das ist lustig.

Bruno: Pro Doppelstunde meldet sich vielleicht ein Junge, weil die anderen sich denken: »Digga...«

Buchholz: Die denken »Digga« und sonst nichts?

Bruno: Wenn es drei, vier Mädchen gibt, die in jedem Fach 14 Punkte haben und sich zu jedem Thema melden und da gefühlt bessere Sachen beitragen als der Lehrer – ja, dann sitzt du als Junge an deinem Platz und denkst: »Digga, es macht gar keinen Sinn, sich zu melden!«

* Simone Buchholz: »Über Söhne«. Rowohlt; 96 Seiten; 18 Euro.

Das Gespräch führten die Redakteurin Fiona Ehlers und der Redakteur Tobias Becker in Hamburg.



Niklas Grapatin / DER SPIEGEL

Krimiautorin Buchholz, Sohn Bruno: »Irgendwie müssen wir das hinkriegen, dass aus dir kein Arschloch wird«

SPIEGEL: Rocco, gibt es Dinge, die Sie nie mit Ihrer Mutter besprechen würden?

Buchholz: Ich weiß, dass ich 80 Prozent nicht weiß von dem, was du in den Jahren zwischen 13 und 15 angestellt hast.

Bruno: Ja, das stimmt.

SPIEGEL: Im Buch ist die Rede von einer polizeilichen Hausdurchsuchung.

Bruno: Ich will darüber nicht viel sagen. Es gab einen Gewaltkonflikt, als ich 14 war. Nach dem Vorfall wurde nach mir gesucht, auch mit Bildern einer Überwachungskamera. Meine Mutter hat die Bilder in der Zeitung gesehen und ist sofort mit mir zur Polizei. Ich habe mich freiwillig gestellt, mein Handy abgegeben. Ein Jahr später, am Tag, an dem alle in Hamburg ESA geschrieben haben, die zentrale Prüfung zum ersten allgemeinbildenden Schulabschluss, sind die um sechs Uhr morgens bei uns in die Wohnung rein und haben mein Zimmer auseinandergenommen, weil sie auch mein neues Handy einsacken wollten. Die haben uns echt respektlos behandelt.

SPIEGEL: blieb es bei diesem einen Vorfall?

Bruno: Ich war einmal draußen mit einem Kollegen, und die Polizei hat uns zufällig gesehen,

kontrolliert und mit 0,8 Gramm Ott erwischt, also Marihuana. Die Polizei hat es uns weggenommen und uns gehen lassen. Aber 40 Minuten später hat es auf einmal geklingelt.

Buchholz: 22.40 Uhr auf einem Dienstag: »Aufmachen, Polizei!« Ich war so sauer. Ich habe zehn Kriminalromane geschrieben, ich weiß, dass man wegen so einer Lappalie nicht zu Leuten nach Hause fährt. Die waren nur da, um mich einzuschüchtern.

SPIEGEL: Waren Sie gar nicht sauer auf Ihren Sohn? Haben Sie nicht viel gestritten?

Bruno: Mal so, mal so. Du hast schon oft impulsiv mit mir geredet, Mama. Wenn ich das dann nicht gecheckt habe und vielleicht noch frech geworden bin, bist du laut geworden. Und dann bin auch ich laut geworden.

Buchholz: Eigentlich habe ich mir meine Erziehungsidee von der GSG 9 geliehen: die situative Führung. Man gibt den eigenen Leuten viel Freiraum, lässt sie im Außeneinsatz je nach Lage selbst entscheiden, was zu tun ist. Fehler können vorkommen. Aber dann muss halt hinterher gemeinsam besprochen werden, wie es beim nächsten Mal besser klappen könnte.

SPIEGEL: Was denken Sie, ab welchem Alter situative Führung bei Kindern funktioniert?

Buchholz: Ab dem Moment, in dem sie allein zur Schule gehen, mit sieben oder acht Jahren. Ich habe Rocco damals zwei große Straßen als Grenzen genannt. Dazwischen durfte er sich frei bewegen, darüber hinaus durfte er nicht. Ich weiß natürlich nicht, ob du dich auch dran gehalten hast.

Bruno: Sicher bin ich mir nicht.

Buchholz: Viele Eltern sind nicht mehr in der Lage, ihren Kindern den Raum zuzugestehen, in dem sie lernen, Verantwortung für sich selbst zu tragen. Dafür müssen Kinder auch mal ins Leere laufen. Oder gegen die Wand. Dein Kind macht Fehler. Das gehört dazu, daraus lernt das Kind. Wenn es älter wird, überschreitet es auch mal Grenzen. Adoleszenz ist Delinquenz, gerade bei Jungs.

SPIEGEL: Warum gerade bei Jungs?

Buchholz: Weil bei denen im Gehirn das Zentrum für Risikobewertung erst mit 25 überhaupt leuchtet. Mädchen haben oft schon im Vorschulalter mehr Impulskontrolle. Der zweite Grund ist banal und heißt Testosteron, ein echt anstrengendes Hormon. Junge sein und Teenager sein heißt, delinquent sein.

SPIEGEL: Klingt ziemlich sexistisch.

Bruno: Es ist faktisch. Wir müssen doch hier nicht durch die Blume reden. Das Testosteron lässt dich dumme Sachen machen.

SPIEGEL: Der Psychologe Markus Theunert sagt, dass Jungen mit einer verwirrenden Doppelbotschaft aufwachsen: Sie sollen anständige, empathische und emotional weiche Typen sein. Aber beobachten in den Medien, welch Riesenerfolg das Dominanzgehabe der Alphamänner noch immer hat.

Bruno: Da muss jeder seinen Weg finden.

SPIEGEL: Wie ist Ihr Weg?

Bruno: Meinen Charakter habe ich durch Kampfsport gefunden. Ich habe dort gelernt, was es bedeutet, männlich zu sein. Und was nicht. Männlich bedeutet: Respekt haben für andere, auch freundlich sein, aber trotzdem hinter dem stehen, was man sagt.

Buchholz: Rocco hat durch den Kampfsport einen anderen Zugang zu seiner Gefühlswelt bekommen.

SPIEGEL: Wissen Sie, was Ihre Mutter meint?

Bruno: Nein.

Buchholz: Du bist wieder viel emotionaler, so wie früher als kleiner Junge. Zwischenzeitlich hattest du nur Zugang zu deiner Wut und zu sonst nicht viel. Durch den Kampfsport hast du für dich eine selbstbewusste, sichere Männlichkeit gefunden.

Bruno: Wenn du 15 bist, denkst du leicht mal, dass du der Heftigste bist. Aber wenn du auf einmal im Ring stehst, mit Zuschauern und einem anderen Typen, der dich schlagen will, dann musst du liefern. Und wenn du nicht lieferst, kriegst du auf die Fresse.

SPIEGEL: Und damit können Sie leben?

Bruno: Das habe ich gelernt. Männlich sein bedeutet nicht, der Allerheftigste zu sein. Nach meiner ersten Niederlage bin ich in

»Humor hilft immer. Zwischen Mutter und Sohn, zwischen Frauen und Männern.«

Simone Buchholz

der Umkleide crashout gegangen, bin echt durchgedreht. Und dann hat mir mein Trainer gesagt: »Kämpf wie ein Mann, aber nimm auch die Niederlage wie ein Mann! Heul nicht rum!«

SPIEGEL: Was ist das für ein Machospruch?

Bruno: Aber so ist es doch. Du kämpfst im Ring nicht wie ein Kind, du musst deine Eier in die Hand nehmen.

Buchholz: Nein, du musst Verantwortung übernehmen.

Bruno: Für dich selber. Das ist keine Kinderwelt. Und kein Sport, in dem du dich halt auswechseln lassen kannst, wenn es nicht läuft, wie im Fußball. Im Ring, wenn ich das hier so sagen kann, sind deine Eier die Einzigen, die dich da rausholen können.

Buchholz: Der Trainer sagt euch aber auch, dass es okay ist, bei einer Niederlage mal zu heulen.

Bruno: Aber kein großes Drama zu machen, kein Palaver, dass irgendetwas unfair gewesen sei. Auf gut Deutsch geht es darum, dass du die Fresse hältst und zu dir selbst sagst: »Das ist Sport, der andere war besser.«

SPIEGEL: Wie fanden Sie es, als Ihr Sohn beschloss, zum Kampfsport zu gehen?

Buchholz: Aufregend. Ich habe mir als junge Frau nachts den Wecker gestellt, wenn Vitali Klitschko in den USA boxte. Während der

Pandemie hab ich Rocco dann einen Boxsack in die Wohnung gehängt, weil ich Schiss hatte, dass der mir sonst die Wände hochgeht. Na gut, dass es für ihn dann ausgerechnet K1 werden musste, eine Variante des Kickboxens, hat mir anfangs auch Angst gemacht: »Gott, das Gesicht meines Kindes, die Augen, das Gehirn!« Aber er wird gar nicht so oft von einem Knie an der Nase getroffen, wie ich gedacht hatte. Und ich habe sofort seine Begeisterung gesehen, dieses Feuer in den Augen.

SPIEGEL: Wie blicken Sie darauf, dass Männer wie Elon Musk und Donald Trump Kampfsportfans sind? Die Käfigkämpfe der Mixed Martial Arts sollen auch in Deutschland Zulauf aus der rechten Szene haben.

Buchholz: Die Kämpfe des Veranstalters UFC sind gekapert von den Antifeministen der Manosphere, das muss man schon so sagen.

Bruno: Aber dass Kampfsport generell rechts sei, stimmt nicht. Das ist ein Vorurteil, das ärgert mich. Bei uns im Gym ist es total egal, woher jemand kommt oder welche Religion er hat. Es herrscht Respekt. Wer bei uns jemanden beleidigt, fliegt raus und braucht auch nicht wiederzukommen.

SPIEGEL: Aber die Kampfsportszene ist schon sehr maskulin. Wird dort nicht just das zelebriert, was vielen heute als »toxische Männlichkeit« gilt, also Härte gegen andere, aber auch gegen sich selbst?

Bruno: Ich bin mir durch Kampfsport meiner Kraft bewusst geworden. Ich weiß jetzt, dass ich jemandem den Kiefer brechen könnte, wenn ich richtig zuschlage. Und ich weiß gleichzeitig, wie es sich anfühlt, selbst geschlagen zu werden. Ich habe meine Impulse deswegen safe unter Kontrolle. Kampfsport steht oder fällt mit dem Trainer. Ich habe einen sehr besonderen. Er trainiert uns nicht nur, er erzieht uns. Als ich 15 war und teilweise relativ assi drauf, hab ich oft An-sagen von ihm bekommen.

SPIEGEL: Ist er ein Vaterersatz?

Bruno: Kein Vater, eher eine Art Onkel.

Buchholz: Roccas Vater und ich sind erst seit drei Jahren getrennt, seitdem leben Rocco und ich allein. Aber unser Sohn hatte immer einen super Vater.

Bruno: Mein Trainer Ashkan ist jemand, der uns versteht. Uns Jungs aus schwierigen Verhältnissen, die auf der Straße aufgewachsen sind.

Buchholz: Du bist nicht auf der Straße aufgewachsen!

Bruno: Mama, denk mal kurz nach – wo war ich denn jeden Tag, als ich 13, 14, 15 war?

Buchholz: Du bist halt ein Draufsi. Und draußen bedeutet auf St. Pauli eben Straße ... na ja, okay, immerhin bist du nicht Haftbefehl.

SPIEGEL: Rocco, Sie werden im Sommer 18. Brauchen Sie Ihre Mutter noch?

Bruno: Für fast alles, ja. Um in der Wohnung klarzukommen, meinen Alltag zu überstehen. Zum Reden.

Gesprächspartner Buchholz, Bruno: »Du hast schon oft impulsiv mit mir geredet, Mama«



Niklas Grapatin / DER SPIEGEL

Buchholz: Ich habe den Eindruck, dass du mich viel weniger brauchst, als du denkst. Ich finde, dass wir längst auf einer freiwilligen Basis zusammenleben, und das ist schön. Noch vor zwei, drei Jahren war das anders. Im Nachhinein denke ich manchmal, dass es damals nicht mich als arbeitende Mutter gebraucht hätte, sondern einen Zivi, der nachts nicht schläft und Essen ranschaft: Pizza, Pasta, Döner, alles am besten mit Käse überbacken. Ich fühlte mich, als würde ich einen Tyrannosaurus Rex großziehen.

SPIEGEL: Finden Sie Ihre Mutter lustig?

Buchholz: Ich bin es, die Rocco lustig findet – ich werde nie vergessen, wie er mit seinem besten Freund Len bei uns allein zu Hause war. Sie waren 14, 15, ich war unterwegs. Rocco fragte per SMS: »Mama, haben wir Backpulver?« Ich, irritiert: »Wofür braucht ihr denn Backpulver?« Er: »Zum Koks strecken.« Ich voll am Durchdrehen. Bis er schrieb: »Mama, Len will backen«. Rocco konnte schon früh sehr komisch sein. Das ist ein Segen.

SPIEGEL: Warum ein Segen?

Buchholz: Weil Humor immer hilft. Zwischen Mutter und Sohn, zwischen Frauen und Männern. Und weil Humor vor rechten Ideen schützt. Er bewahrt Jugendliche davor, in den asozialen Medien in die falsche Ecke gezogen zu werden. Wer Humor hat, merkt schnell, dass die AfD keinen Spaß versteht. **SPIEGEL:** Unter jungen Männern sind antifeministische Positionen besonders populär. Woran liegt das?

Bruno: An Social Media. Dank meiner Mutter weiß ich, was Feminismus bedeutet: sich dafür einzusetzen, dass Frauen gleichberechtigt sind. Aber auf Social Media ist der Feminismus falsch um die Ecke gekommen. Moment, ich muss einmal die richtigen Worte suchen. Das ist schwer zu erklären.

Buchholz: Mach mal weiter ...

Bruno: Kennt ihr die Musikerin Ikkimel? Sie vertritt in ihren Songs harten Männerhass und rappt darüber, dass sie mit allen rumfickt und harte Drogen nimmt. Auf Social Media verkauft sie das als Feminismus. Auch viele Content-Creatorinnen, TikTokerinnen und Influencerinnen labeln hirnlosen Männerhass als Feminismus. Das Verrückte ist, dass sie selbst denken, sie setzten sich für die Rechte der Frauen ein. Aber sie verbreiten nur Hass zwischen den Geschlechtern.

SPIEGEL: Junge Frauen wählen tendenziell links, junge Männer tendenziell rechts.

Bruno: Das liegt genau daran. Viele Typen kommen nur in Kontakt mit dem Fake-Feminismus – und wählen deswegen eine Partei, die sich antifeministisch positioniert. Mit echtem, richtig verstandenem Feminismus hätten viele von ihnen vielleicht gar nicht so ein Problem. Ihr Gegner ist der Bullshit in Social Media, nicht der Feminismus.

SPIEGEL: Frau Buchholz, Herr Bruno, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. **S**

BELLETRISTIK



Wilbur ist am Ende seines Lebens angekommen. Doch er stirbt nicht, stattdessen wartet ein merkwürdiger Zug auf ihn, der ihn auf eine Reise durch sein Leben mitnimmt. Schnell wird Wilbur klar, wie viel er falsch gemacht hat. | Platz 2

- 1 (4) **Die Straße**
Robert Seethaler
Claassen; 25 Euro
- 2 (5) **Die Mitternachtsreise**
Matt Haig
Droemer; 24 Euro
- 3 (9) **Yesteryear**
Caro Claire Burke
Heyne; 24 Euro
- 4 (7) **Die Riesinnen**
Hannah Häffner
Penguin; 24 Euro
- 5 (-) **The Long Game**
Rachel Reid
Adrian Wimmelbuchverlag; 20 Euro
- 6 (14) **Pause**
Lena Kupke
dtv; 23 Euro
- 7 (17) **Pina fällt aus**
Vera Zischke
List; 21,99 Euro
- 8 (18) **Wenn die Kraniche nach Süden ziehen**
Lisa Ridzén
btb; 24 Euro
- 9 (13) **Widdersehen**
Leonie Swann
DuMont; 25 Euro
- 10 (-) **Mirabellentage**
Martina Bogdahn
Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro
- 11 (16) **Bredouille**
Martin Walker
Diogenes; 26 Euro
- 12 (-) **Erzähl mir alles**
Elizabeth Strout
Luchterhand; 25 Euro
- 13 (-) **Crown of War and Shadow**
J.R. Ward
Bramble; 25 Euro
- 14 (12) **Der Sommer, der uns blieb**
Greta Herrlicher
Vani; 26 Euro
- 15 (-) **Weißer Sommer**
Eva Pramschüfer
Rowohlt; 24 Euro
- 16 (-) **Ghost Stories**
Siri Hustvedt
Rowohlt; 25 Euro
- 17 (-) **Blümerant**
Susanne Fröhlich
Knaur; 21 Euro
- 18 (2) **The Ballad of Falling Dragons**
Sarah A. Parker
Penguin; 24 Euro
- 19 (-) **Feine Risse**
Elisa Hoven
S. Fischer; 22 Euro
- 20 (15) **Das Mosaik der Frauen**
Rafik Schami
Hanser; 25 Euro

SPIEGEL-Bestseller werden im Auftrag des SPIEGEL ermittelt von »BuchMarkt« und media control. Informationen unter [spiegel.de/bestseller](https://www.spiegel.de/bestseller)

SACHBUCH



Der Autor erzählt die Geschichte des Alchemisten Johannes Kunkel, der im 17. Jahrhundert davon überzeugt ist, Gold herstellen zu können. Das gelingt nicht, aber bei seinen Versuchen entsteht ein anderes Luxusgut. | Platz 1

- 1 (-) **Träume aus Feuer**
Florian Illies
Pfaffeninsel; 20 Euro
- 2 (1) **Dear Britain**
Annette Dittert
DuMont; 24 Euro
- 3 (3) **Nein sagen**
Matthias Brandt
Kiepenheuer & Witsch; 16 Euro
- 4 (2) **Alt genug**
Ildiko von Kürthy
Ullstein; 22,99 Euro
- 5 (-) **Gegenmacht – Die Zivilgesellschaft schlägt zurück**
Arne Semsrott
Droemer; 22 Euro
- 6 (4) **Du bist nicht allein**
Jan Fleischhauer
DVA; 25 Euro
- 7 (6) **Bakterien – Die heimlichen Helden**
Peter Wohlleben
Malik; 23 Euro
- 8 (8) **Wiedersehen mit mir selbst zwischen Pasta und Limoncello**
Melanie Pignitter
Gräfe und Unzer; 20 Euro
- 9 (10) **Punkt Punkt Komma Strich, fertig ist die Kunstgeschichte**
Jakob Schwerdtfeger
dtv; 25 Euro
- 10 (9) **Die Geschichte in mir**
Rüdiger von Fritsch
Siedler; 26 Euro
- 11 (7) **Udo Fröhliche**
Benjamin von Stuckrad-Barre
Kiepenheuer & Witsch; 20 Euro
- 12 (5) **100 Staple Pieces**
Ben Bernschneider
Ullstein; 22,99 Euro
- 13 (13) **Organisch**
Giulia Enders
Ullstein; 24,99 Euro
- 14 (19) **Ein Sommer mit Goethe**
Gustav Seibt
C. H. Beck; 25 Euro
- 15 (14) **Abschied leben**
Gabriele von Arnim
Rowohlt; 24 Euro
- 16 (12) **Wenn die Sonne untergeht**
Florian Illies
S. Fischer; 26 Euro
- 17 (15) **Geld als Waffe**
Ulrike Herrmann
Kiepenheuer & Witsch; 25 Euro
- 18 (16) **Eine Hymne an das Leben**
Gisèle Pelicot
Piper; 25 Euro
- 19 (20) **Wiedersehen mit mir selbst zwischen Pizza und Aperol**
Melanie Pignitter
Gräfer und Unzer; 19,99 Euro
- 20 (-) **Warum macht ihr uns kaputt?**
Peter Hahne
LMV; 15 Euro

Analog, sexy und irgendwie gefährlich

Modernes Leben Charli xcx und Dua Lipa lassen Zigaretten auf ihren Hochzeiten verteilen, Kylie Jenner posiert mit Feuerzeug und Kippe für »Vanity Fair«. Warum ist ausgerechnet die Gen Z begeistert vom Rauchen?

Es ist ein glamouröses Bild, das kurz nach Ende des Filmfestivals in Cannes herumging. Aufgenommen in der Nacht, die Schauspielerin Renate Reinsve sitzt auf einem Sofa in einer Strandbar, und alles glitzert: ihre Wangen, die Lichter auf dem Meer im Hintergrund, ihre silberne Paillettenhose, und vor allem glitzert die Goldene Palme, die sie auf dem Schoß hält. Die Palme, der erste Preis bei den Filmfestspielen in Cannes, hat der Film »Fjord« ein paar Stunden zuvor gewonnen. Reinsve spielt darin die weibliche Hauptrolle. Die Palme hält sie mit der linken Hand. In der rechten hält sie eine lange, dünne Zigarette. Aus ihrem halb geöffneten Mund wabert eine kleine Rauchwolke.

Interessant ist, dass Reinsve es ganz offensichtlich darauf anlegte, beim Rauchen fotografiert zu werden. Sie wusste, dass das Bild um die Welt gehen würde, und sie wusste auch, dass die Leute sie mit ihrer Zigarette wahnsinnig cool finden würden.

Noch vor einigen Jahren hätte eine aufstrebende Schauspielerin vielleicht zweimal überlegt, bevor sie sich mit einer Zigarette fotografieren ließ. Heute trifft Reinsve damit offenbar den Nerv der Zeit. Kylie Jenner lässt sich mit Kippe auf dem Cover der »Vanity Fair« fotografieren, TikTok-Sängerinnen singen vom Rauchen gegen den Schmerz, Popstars wie Dua Lipa und Charli xcx lassen bei ihren Hochzeiten Zigaretten an die Gäste verteilen, Kippen-Memes fluten die sozialen Medien. Zuletzt hat sogar Barbara Schöneberger erklärt, dass sie jetzt mit dem Rauchen angefangen hat. Nachdem dieses Laster über die vergangenen rund 20 Jahre einen langsamen Tod zu sterben schien, ist das Rauchen plötzlich wieder da, und zwar vor allem bei der Gen Z. Ausgerechnet die Generation Vape, von der man glaubte, sie würde echten Stinketabak sicherlich verabscheuen, ist plötzlich wie versessen auf Zigaretten. Wie konnte es dazu kommen?

Hendrik Streeck kann es auch nicht erklären. Drei Tage, nachdem Renate Reinsve ihren Rauch in die Nachtluft der Côte d'Azur geblasen hat, sitzt Streeck in einem Hinterhof in Köln-Ehrenfeld und verbreitet schlechte Nachrichten. »130.000 Menschen sterben in Deutschland pro Jahr an den Folgen des Tabakkonsums. Das sind rund 360 Menschen pro Tag«, sagt er. Streeck ist der Bundesdrogenbeauftragte, und er findet Zigaretten überhaupt nicht cool. »Dahinter stehen Krebs, Herzinfarkt, Schlaganfall«, fährt

er fort. »Unglaubliches Leid, Pflegebedürftigkeit und verlorene Lebensjahre.« Er schaut ernst in die Kameras, die vor ihm aufgebaut wurden.

Zusammen mit dem Bundesinstitut für Öffentliche Gesundheit hat Streeck anlässlich des Weltnichtrauchertags die Presse nach Köln eingeladen, um zu warnen: Die jungen Leute rauchen wieder mehr. Laut einer Umfrage des Instituts konsumiert heute fast jeder Zehnte der 12- bis 17-Jährigen Nikotinprodukte, 2021 waren es nur rund sechs Prozent. Den Großteil des Anstiegs machen tatsächlich die Vapes aus, die mit ihren fruchtigen Geschmacksrichtungen und »poppiger Aufmachung« (Streeck) vor allem die Jüngeren anziehen. Aber auch bei den Zigaretten passiert was: Nachdem der Anteil der Zigarettenraucher unter deutschen Jugendlichen in den vergangenen zwei Jahrzehnten fast durchgehend abgefallen war, hat die Zahl in den vergangenen Jahren plötzlich wieder leicht zugenommen.

Woran das liegen könnte, darüber möchte Streeck nicht spekulieren. Er redet lieber über Prävention, über höhere Tabaksteuern und Jugendschutz. Was natürlich alles sinnvoll ist. Aber kommt man damit wirklich an,

wenn plötzlich die coolsten Menschen des Internets verbreiten, dass Rauchen ziemlich sportlich aussieht?

Die am weitesten sichtbaren Rauchzeichen verursachte die Sängerin Charli xcx im Sommer 2024, als sie den »brat summer« ausrief. Die »brat« oder »Göre« definierte sich laut der Sängerin übers Feiern, über eine gewisse Verpeiltheit und ihren zügellosen Hedonismus. Sie sollte die vorher beliebte »clean girl«-Ästhetik ein für alle Mal zu Grabe tragen. Die Uniform dafür lieferte Charli xcx gleich mit: Alles, was man brauche, sei »eine Packung Zigaretten, ein BIC-Feuerzeug und ein weißes Trägertop ohne BH«.

Die Sängerin liebt ihr Nikotin auch privat. Bei ihrer Hochzeit auf Sizilien im vergangenen Jahr ließ sie ihren Gästen Zigaretten auf Silbertablets anbieten. Das wurde so aufgeregt kommentiert und verbreitet, dass ihre Popstar-Kollegin Dua Lipa es ihr nun vor Kurzem bei ihrer eigenen Hochzeit, ebenfalls auf Sizilien, nachmachte. Das aktuell heißeste Accessoire für die Popstars der neuen Generation: das gute alte Zigaretten-Buffer.

Dua Lipa und Charli xcx sind britische Popstars. Auf der anderen Seite des Atlantiks sieht es nicht anders aus. Wirklich unerwartet an dem neuen Trend ist, mit welcher Begeisterung sich die Amerikaner hineinstürzen. Die Sängerin Lana Del Rey ist schon länger als legendär elegante Raucherin bekannt. Jetzt folgen ihr jüngere Künstlerinnen nach: Sabrina Carpenter lässt sich mit Zigaretten fotografieren, weil es so schön in ihre Fünfziger-Showgirl-Ästhetik und die generelle provokative Pose passt. Die 25-jährige Sängerin Addison Rae, der vielleicht erste echte Popstar, dessen Karriere auf TikTok begonnen hat, steckte sich für ein Musikvideo gleich zwei Kippen in den Mund. Als ihr jemand online eine Frage zum Vapen stellte, antwortete Rae mit einem entschlossenen »Bäh, ich hasse Vapen! Rauch lieber eine Zigarette!« Der Frau folgen auf TikTok und Instagram mehr als 100 Millionen Menschen, die meisten davon junge Frauen.

In den sozialen Medien wimmelt es von Memes und Posts über das Rauchen. Der Instagram-Account »Cigfluencers« existiert nur, um Fotos von berühmten Menschen beim Rauchen zu verbreiten. Als Hudson Williams, der 25-jährige Star der Serie »Heated Rivalry«, während der Mailänder Fashion Week auf der Straße rauchend aufge-

Schauspielerin Reinsve:
Die Zigarette nach dem Sieg



madmanfilms / instagram



Francisca Pinochet / PVMCA / Photoshot / picture alliance

Rauchende junge Frau: Faszination mit der Ästhetik der Neunziger- und Nullerjahre

nommen wurde, hob das seinen Status als Sexsymbol enorm. Im vergangenen November meldete ein Modelforschungs-Account, dass es 2025 auf Pinterest in den USA 70 Prozent mehr Suchanfragen nach dem Begriff »Smoking Pose« gegeben habe als im Jahr zuvor – und zwar bei den 18- bis 24-Jährigen. Auf TikTok posten Frauen in sexy Outfits Listen von »Kippen, die nicht zählen«: die betrunkene Kippe, die Kippe im Urlaub oder die »Mädels-Heul-Sitzung-Kippe«.

Für jeden, der in den vergangenen Jahrzehnten versucht hat, in den USA zu rauchen, ist der neue Trend besonders verwirrend. In Städten wie New York oder Los Angeles wurde man die längste Zeit wie ein Aussätziger behandelt, wenn man auf die Idee kam, sich eine Zigarette anzustecken. Das spiegelte sich auch in den Filmen, die aus Hollywood kamen, in denen eigentlich nur noch Psychopathen oder Europäer rauchten. Große Studios wie Disney verpflichteten sich ganz offiziell, in den meisten ihrer Filme keine Raucher mehr zu zeigen.

Doch wer genau hinsah, konnte zuletzt eine Umkehr beobachten. Wann die anfang, ist nicht genau zu datieren, aber vielleicht

so ungefähr 2022, mit der ersten Staffel der US-Serie »The Bear«. Die gestressten Gastronomen rauchten in den Kochpausen, ohne dass das groß thematisiert wurde. Seitdem sind immer häufiger Raucher auf den Leinwänden und Bildschirmen zu besichtigen, und die sehen ziemlich gut aus. Eine Anti-Tabak-Organisation stellte vergangenes Jahr fest, dass die Darstellung von Tabak zum ersten Mal seit 2020 zugenommen hat. 2025 wurde in 80 Prozent der für den Oscar als bester Film nominierten Titel geraucht, unter anderem in »Anora« und »The Substance«. Auch bei den diesjährigen Oscars lieferten sich mit »Sinners« und »One Battle After Another« zwei Filme ein Kopf-an-Kopf-Ren-

»Wenn man Bilder von sich beim Rauchen postet, will man ein gewisses Image von sich rüberbringen.«

Clara, Studentin

nen, in denen Menschen häufig beim Rauchen zu sehen waren.

Offenbar lebt man in Hollywood die Begeisterung für Kippen auch hinter der Leinwand wieder aus. »In ganz Los Angeles, von Branchenpartys bis zu trendigen Clubs, scheinen Zigaretten ihr Comeback zu feiern«, begann jüngst ein fassungsloser Artikel in dem Branchenmagazin »The Ankler«.

Der Sog ist so groß, dass selbst Stars, die schon lange keiner mehr für besonders rebellisch hielt, plötzlich mitmachen wollen. Beyoncé hat vor Kurzem auf der Bühne geraucht. Bei Kylie Jenner, die die Welt noch unlängst mit Botschaften über Self-Care und den gesunden Lebenswandel bombardierte, um ihre Hautcremes zu verkaufen, wäre es undenkbar gewesen, sich beim Rauchen zu zeigen. Im März erschien sie auf dem Cover der »Vanity Fair«, wie sie sich im BH auf dem Bett sitzend eine Zigarette anzündete.

Ein letztes Beispiel: Während der New York Fashion Week stellte Gwyneth Paltrow – Schauspielerin, Unternehmerin und allgemein anerkannte Hohepriesterin der Self-Care-Bewegung – ihre neue Modelinie vor. Die Frau, die mit ihrer Wellness-Firma Goop seit Jah-



Gedion Taleb / Bestimage / IMAGO

Popstar Dua Lipa in Paris: Provokative Pose

ren Cleanses und Detoxes verkauft und selbst so aussieht, als würde sie immer dezent nach frisch gestärktem Leinen, Meeresluft und Orangenschalen duften – diese Frau ließ bei ihrer Modeschau im September Zigaretten auf den Tischen auslegen, die man sich mit einer putzigen Zinnzange nehmen konnte.

Wie erklärt sich das alles? Was steckt hinter dem Comeback des Rauchens in der Popkultur?

Es könnte einfach die zyklische Natur aller Trends sein. Dass die Gen Z eine starke Faszination mit der Ästhetik der Neunziger- und Nullerjahre hat, wussten wir schon. Wir hatten vielleicht nur vergessen, dass die immer sexy rauchende Kate Moss auch dazu gehörte. »Zigaretten sind untrennbar mit der Ästhetik und den Epochen verbunden, die wir derzeit romantisieren«, erklärt die Trendanalystin Molly Rooyakkers im Magazin »Newsweek«.

Ästhetik ist ein zentrales Stichwort, war es beim Rauchen ja schon immer. Feldforschung bei lokalen Vertretern der Gen Z bestätigt das. Der Raucher-Look von Lana Del Rey, erzählt die Studentin Clara, habe sie als Teenager sehr beeindruckt. »Meine Freundinnen und ich haben das früher total romantisiert«, sagt die 20-Jährige. »Für junge Frauen war das ein Ding, ich fand das schon sehr ästhetisch.« Heute sei ihr das nicht mehr so wichtig, vielen ihrer Altersgenossen aber schon, vermutet sie. »Wenn man Bilder von

sich beim Rauchen postet, dann will man so ein gewisses Image von sich rüberbringen. So eine Coolness, eine Fuck-it-Attitude, eine Zugehörigkeit zu einer rebellischen Subkultur.« Ihren Nachnamen möchte sie lieber nicht in der Zeitung haben, sagte sie. Ihr Vater wisse noch nicht, dass sie rauche.

Die gute Nachricht für Hendrik Streeck ist: Oft reicht es schon, das Bild von der Kippe zu posten, wirklich rauchen muss man sie gar nicht. Man kann die Statistik über die Suchen nach der »Smoking Pose« auch so interpretieren, dass es vor allem um die Pose geht. Bei Gwyneth Paltrow hat sich wohl auch kaum jemand getraut, sich neben der neuen Kollektion wirklich eine Zigarette anzuzünden.

Das passt zur Gen Z, die daran gewöhnt ist, sich online von einem Look zum nächsten zu hangeln, ohne sich festzulegen. Dass Rauchen wieder als cool gilt, muss nicht heißen, dass tatsächlich so viel mehr geraucht wird. Aus dem kleinen Anstieg in den vergangenen Jahren muss keine echte Trendwende werden.



Thomas Bannayer / dpa / picture alliance

Drogenbeauftragter Streeck:

»Dahinter stehen Krebs, Herzinfarkt, Schlaganfall«

Nur, was möchte jemand eigentlich signalisieren, der sich selbst mit Kippe postet?

Zunächst sind da die Elemente, die die Zigarette immer schon attraktiv gemacht haben: Sie lässt junge und gut aussehende Menschen noch besser aussehen und außerdem irgendwie gefährlich. Zweitens macht sie natürlich genau deshalb Spaß, weil die Eltern sie verboten haben. Die Rolle der Eltern spielt in diesem Fall die ganze Gesellschaft, die sich über die letzten zwei Jahrzehnte mühsam gesunde Gewohnheiten antrainiert hat, mit Yoga-Retreats und Detox-Kuren. In einer großen kollektiven Anstrengung haben wir das Rauchen für völlig unmöglich erklärt – nur um jetzt herauszufinden, dass es dadurch wieder sexy geworden ist.

Interessant ist, dass der Trend maßgeblich von Frauen getrieben zu sein scheint. Gut möglich, dass Rauchen als trotziges Geste gegen den Schönheitswahn und den Zwang zur Selbstoptimierung Frauen gerade besonders reizt: eher »brat« als »clean girl«. Dazu ist gerade auch nicht klar, wofür man sich eigentlich fit halten soll, während die Welt im Chaos versinkt. Wenn der US-Präsident an einem Dienstagmorgen ganz nonchalant mit dem Ende einer Zivilisation droht, kann man die Pilates-Klasse auch ausfallen lassen und sich mit einer Schachtel Kippen vor den Späti hocken.

Für die Gen Z macht die Zigarette aber noch etwas anderes attraktiv: Sie ist durch und durch analog. Die Neunzigerjahre-Nostalgie der Jüngeren verdankt ihren Schwung auch der Sehnsucht nach einer Zeit ohne Smartphones, die sie selbst kaum noch erlebt haben, die sie sich aber umso romantischer vorstellen. Weil man sie in den Händen halten und zumindest anfangs auch mit beiden Händen anzünden muss, tritt die Zigarette auch haptisch in Konkurrenz zum Handy. Während die einen noch doomscrollen (ängstlich, passiv), haben die anderen das Telefon längst weggelegt und sich stoisch eine Kippe angemacht (abgebrüht, aktiv).

Und schließlich: Rauchen steht für Gemeinschaft. In einer Generation, die sich selbst als einsamer, neurotischer und schüchterner empfindet als alle Generationen zuvor, signalisiert derjenige Status, der locker mit Menschen abhängen und reden kann. Die Zigarette symbolisiert das. Die Bilder vom Kippentablett bei der Hochzeit eines Popstars sagen: Seht her, meine Freunde sind cool und ein bisschen wild. Und während ihr zu Hause vor euren Feeds hängt, blasen wir einander Rauch ins Gesicht, quasseln uns voll und formen echte, tiefe Bindungen.

Rauchen ist nicht cool. Es sieht nur immer noch sehr cool aus. Wenn es den Jüngeren wirklich gelingt, die Ästhetik und die Philosophie des Rauchens zu vereinnahmen, ohne wirklich mehr zu rauchen, könnte man ihnen dazu eigentlich nur gratulieren.

Matern von Boeselager

Warten auf Beckett

Zeitgeschichte In lange verschollenen »German Diaries« hat der irische Schriftsteller Samuel Beckett einst seine Monate im »Dritten Reich« festgehalten. Mehrfach ist ihre Veröffentlichung verschoben worden. Ende August sollen sie erstmals erscheinen. Hoffentlich.

Von Andreas Bernard



Roger Pic / adoc-photos / bpk

Chronist Beckett 1977: Schwer lesbare Handschrift, die mikroskopisch entziffert werden musste

Zwischen dem 2. Oktober 1936 und dem 2. April 1937 hielt sich Samuel Beckett in Deutschland auf, unter anderem in Hamburg, Berlin, Dresden und München. Der 30-jährige Schriftsteller führte ein Tagebuch über seine Reise durch das nationalsozialistisch regierte Land, das erst nach seinem Tod 1989 gefunden wurde. Die »German Diaries« sind die letzten unveröffentlichten Texte des irischen Nobelpreisträgers.

Viermal war das aufwendig kommentierte Tagebuch, 1350 Seiten, im Suhrkamp Verlag schon angekündigt, im April 2024, im September 2024, im Januar 2025 und im September 2025. Man kommt nicht umhin, die immer wieder verschleppte Erwartung an diese Aufzeichnungen mit dem bekanntesten Theaterstück Becketts in Verbindung zu bringen, das ja, wie er einmal verriet, Anfang 1937 von einem Caspar-David-Friedrich-Gemälde in Dresden inspiriert wurde. Im Gegensatz zum ausbleibenden Godot sollen die »German Diaries« aber am 20. August tatsächlich erscheinen.

Der wiederholten Verschiebung des Buchs lagen laut Suhrkamp »editorische Herausforderungen zugrunde«. Der

Berner Literaturwissenschaftler Oliver Lubrich, einer der Herausgeber, erläutert im Gespräch, dass sich diese Herausforderungen nicht zuletzt durch die zum Teil schwer lesbare Handschrift Becketts ergeben haben, die an manchen Stellen mikroskopisch entziffert werden musste, und durch das aufwendige Glossar der vielen deutschen Formulierungen Becketts, das Teil der Edition ist.

Erste Leseproben des 550 Seiten umfassenden Tagebuchmanuskripts geben faszinierende Einblicke in ein Land, dessen bedrohliche Veränderungen sich bei Beckett gerade auch in der Transformation der Alltagssprache zeigen. Ähnlich wie Victor Klemperer veranschaulicht er die Etablierung einer neuen politischen Realität vor allem durch das Einsickern neuer Wörter und Formulierungen, was umso bemerkenswerter ist, als Deutsch für Beckett nur die dritte Sprache war.

»Wir haben die Arbeit an dieser Edition mit fröhlicher Langmut begleitet«, sagt Suhrkamp nun vor dem fünften Anlauf der Publikation. Die Beckett-Leser können voller Hoffnung sein. Aber das waren Estragon und Wladimir auch. **S**

FILM

Wir sind immer noch nicht allein im Universum

Die Vorstellung, dass wir Menschen auf unserem Planeten mutterseelenallein durchs weite Weltall trudeln, ist ein trauriger Gedanke, der nicht tanzen kann. Man kann auch keine Außerirdischenfilme damit drehen. Die aber bereiten vielen Erdbewohnern großes Vergnügen. Deshalb hat Steven Spielberg, Hollywoods führender Fachmann für extraterrestrische Intelligenz, nun einen Film fertiggestellt, der sich als nahezu bibelgleiche Offenbarung zu verstehen scheint.

»Wir waren nicht allein, seit Anfang der Zeitrechnung nicht«, verkündet der 79-jährige, freundlich fusselbärtige Regisseur Spielberg selbst in einem der Trailer für **Disclosure Day**, zu Deutsch »Tag der Enthüllung«. Die Aliens und ihre Werkzeuge und Errungenschaften, so behauptet sein Film, seien längst unter uns. Den zentralen Satz des Trailers spricht Spielbergs Hauptdarsteller Josh O'Connor aus: »Die Menschen haben ein Recht auf Wahrheit.«

Zum Glück ist »Disclosure Day« trotzdem auf weiten Strecken keine Feierstunde interstellarer Verschwörungstheorien, sondern ein netter Abenteuer- und Actionfilm. Also eindeutig menschengemachtes Handwerk.

Man sieht mit Stirnstöpseln, Kabeln, Lichtblitzen und Augenflackern inszenierte Experimente der Gedankenübertragung. Man freut sich über tolle Verfolgungsjagden in rasenden Autos und das Aufspringen des Hauptdarstellerpaars auf einen donnernden Güterzug in allerletzter Sekunde, bevor das vom Zug mitgeschleifte Schrottmobil der beiden Helden in tausend Stücke zerfetzt wird. Und man ist hingerissen vom Schweben des diamantglitzernden Zauberstabs, der in diesem Film Menschen in Sternengraub verwandeln kann und sie zu allerlei anderem Hokusokus befähigt.

Die Jagd nach dem oft in ein Futteral gehüllten Zauberstab ist

der Motor des Films. O'Connor spielt einen abtrünnigen Mitarbeiter der für die Vertuschung von Alienspuren zuständigen Geheimorganisation Wardex namens Daniel, der den Stab in einem Rucksack mitgehen ließ.

Auf der Flucht vor Wardex-Chef Noah (Colin Firth) und dessen Häschern landet Daniel erst in einem Nonnenkloster und dann im Auto der von Emily Blunt gespielten Provinz-Fernsehmoderatorin Margaret. Sowohl Daniel als auch Margaret sind Erleuchtete. In ihren Köp-

fen ist das Wissen der Extraterrestrischen eingepflanzt, seit sie jeweils einem besonders hübschen Vogel begegnet sind – die außerirdische Intelligenz tritt in diesem Film oft diskret in Tiergestalt auf, damit Menschen sich nicht zu sehr erschrecken.

Der Regisseur Spielberg gilt dank Filmen wie »Der weiße Hai« oder »Jurassic Park« als gewieftester Märchenerzähler Hollywoods. Doch während frühere Filme wie »Unheimliche Begegnung der dritten Art« oder »E.T.« in einer von außen wenig bedroh-

ten, grundsätzlich heiteren US-amerikanischen Gesellschaft spielten, verdüstert diesmal ein unmittelbar bevorstehender Krieg der Großmächte die Weltlage, auch in den USA herrschen Sturmweather, Chaos und Depression, an den Tankstellen hantieren Hamsterkäufer mit Kanistern und räumen die Kioskregale leer.

Gleich geblieben ist die noble, friedensstiftende und zur Hoffnung auf Erlösung Anlass gebende Strahlkraft der extraterrestrischen Intelligenz. Die Gabe maximaler Empathie ist es, die Margaret und Daniel plötzlich Superheldenpower verleiht. Blunts Heldin treibt einem grimmigen Streifenpolizisten mit Trostworten zu dessen Zoff zu Hause die Tränen in die Augen. O'Connors Superhacker räumt Gegner mit sanftem Hypnoseblick aus dem Weg und kämpft missionarisch für die Idee, dass die Menschen durch eine weltweite TV-Schalt die unterdrückte Wahrheit erfahren, damit sich alle Leute glücklich in die Arme fallen.

Wir sind nicht allein – das ist zugleich die feierlich zelebrierte Gebetsformel und der fröhliche, quasi religiöse Schwindel dieses Films. Alle Spekulationen und pseudowissenschaftlichen Mythen, die über die Ankunft von Außerirdischen seit dem sogenannten Roswell-Zwischenfall im US-Bundesstaat New Mexico im Jahr 1947 verbreitet wurden, werden hier für komplett wahr erklärt. »79 Jahre der Vertuschung müssen aufhören«, sagt einer der Mitspieler im Film.

Natürlich wird es Kinobesucher geben, die das für bare Münze nehmen.

Steven Spielberg findet zumindest, das schadet nicht. Doch ob er seinem eigenen, unterm Strich herrlich albernem Film wirklich über den Weg traut? Im Trailer seufzt er zuletzt: »Wäre es nicht wunderbar, wenn all das wahr wäre?«

Wolfgang Höbel

Steven Spielberg zeigt in »Disclosure Day« rasante Verfolgungsjagden – und Helden, die der Menschheit dringend das Wirken von Aliens erklären wollen.



Universal Pictures und Amblin Entertainment (2)

KINO

Verdaute Vergangenheit

Erinnerungen sind gefährliche Orte. Man kann es sich darin gemütlich machen, aber wer zu lange trödelt, riskiert, den Ausgang nicht mehr zu finden. **Backrooms**, das Kinofilmdebüt des 20-jährigen Regisseurs Kane Parsons, übersetzt diese Gefahr in eine Umgebung, die es nach den Gesetzen der Physik nicht geben dürfte: ein Labyrinth aus fensterlosen Büroflächen, vollgestellt mit Bergen aus Sperrmüll. Man findet diese Räume in keinem Grundriss, man kann nur darüber stolpern, wie es der einsame Möbelverkäufer Clark (Chiwetel Ejiofor) und seine Therapeutin (Renate Reinsve) tun. Und man kann unter fluoreszierendem Licht und pissgelben Tapetendecken auf Erstaunliches stoßen: Alles in diesen Hinterzimmern erinnert an die menschengemachte Welt und ist doch seltsam deformiert. Wie in vielen ambitionierten Horrorfilmen verarbeitet Parsons die Traumata seiner Hauptfiguren, etwa den Verlust des Zuhauses und die Unfähigkeit, dieser Verletzung auf gesunde Art zu begegnen. Man kann diesen Film aber auch als Kommentar eines »AI-Natives« zu den neuen Gesetzen seiner Branche lesen. Wie ChatGPT können auch die »Backrooms« nichts Originäres schaffen. Sie reproduzieren und verdauen die Wirklichkeit und haben kein Gefühl dafür, ob ein Mensch nun zwei Augen hat oder drei. Parsons lehnt generative KI in Filmen ab, und der Erfolg gibt ihm recht: »Backrooms« hat bisher das 20-Fache seiner Produktionskosten eingespielt, Gespräche über Fortsetzungen laufen. Den Raum dafür hat sich der junge Regisseur selbst geschaffen. RAI



»Backrooms«. Regie: Kane Parsons. Mit Chiwetel Ejiofor, Renate Reinsve, Mark Duplass. 110 Minuten. Ab 18. Juni im Kino.



»007 First Light« von IO Interactive.

GAME

Spiel-Film

Seit September 2021 wartet die Welt auf einen neuen James Bond. Die Produktionsfirma Amazon MGM Studios macht aus dem möglichen Nachfolger für Daniel Craig ein großes Geheimnis. Dabei könnte man sich die Spekulationen sparen: Einen neuen Bond gibt es längst. Er heißt Patrick Gibson, ist irischer Schauspieler, und das Abenteuer, in dem er die Hauptrolle spielt, ist vor wenigen Wochen erschienen. Es ist allerdings kein Film, sondern ein Videospiel. **007 First Light** vom dänischen Entwicklerstudio IO Interactive ist nicht das erste Game, in dem James Bond Bösewichter jagt. Aber es ist vermutlich das erste, das es mit den Filmvorbildern aufnehmen kann. Mal kauert man hinter dem Wrack eines alten Land Rovers und verteidigt Bond bis zur letzten Patrone. Mal stürzt man ohne Fallschirm aus einem Flugzeug. Manchmal schleicht man aber auch nur unbemerkt durch verwinkelte Gebäude oder klettert Fassaden entlang, bis der MI6 die »Lizenz zum Töten« ausspricht. Erst dann wird geschossen. Diese Balance aus Ruhe und Exzess macht die besten Filme der Reihe aus, sie funktioniert auch im Spiel. Dessen größte Parallele zu den Filmen aber zeigt sich darin, was nicht hängen bleibt: Überfordert vom Bombast und den in Adrenalin getränkten Rauschmomenten, kann man sich am Ende nur bruchstückhaft daran erinnern, wovon dieses Abenteuer eigentlich erzählen wollte. MHE

COMIC

Krämerseelen im Wilden Westen

Lucky Luke war nie der einsame Cowboy, als der er stets im letzten Bild beim Ritt in den Sonnenuntergang gezeichnet wurde. Oft genug hatte er Touristen aus Europa an der Hacke, die er gegen Saloon-Rowdys und Rinderbarone verteidigen musste. In seinem jüngsten Abenteuer hat Lucky Luke nun die mit Abstand größten Nervensägen im Schlepptau: die Brüder Grimm aus good old Germany. Szenarist Flix und Zeichner Reinhard Kleist legen die beiden Märchenonkel für ihren Lucky-Luke-Band **Die Grimm Brothers** als spießige, geltungsbedürftige Kulturbetriebsnudeln auf großer Lesetour an. Deutsche Krämerseelen im Wilden Westen. Die Geschichte erscheint in einer Hommage-Reihe, in der Comic-Künstler ihre Vision von Lucky Luke zeigen. Flix und Kleist betreiben eine konsequente Aneignung des Lucky-Luke-Mythos: In einem Seitenstrang lassen sie den legendären Bandit Jesse James auftreten, der hier aussieht wie Nick Cave. Das ergibt Sinn, Cave ist der größte und grimmigste Märchenonkel der Popmusik. Einer der Grimms erklärt denn auch im Duktus des Literaturwissenschaftlers, worum es sich bei dem Genre handelt: »universelle Geschichten, in denen wir uns selbst begegnen. Unseren Wünschen und unseren Ängsten«. Stark, wie Flix und Kleist diese dahindoziierte Klugscheißerei in hintersinnige Comic-Kunst übersetzen, wie sie den Wilden Westen mit dem deutschen Wald kollidieren lassen. Rotkäppchen, Froschkönig und Lebkuchenhaus – alles da. Und als Großmutter fungiert die garstige Ma Dalton, die ja gefährlicher ist als jeder Wolf. CBU



Flix, Reinhard Kleist: »Die Grimm Brothers«. Egmont; 48 Seiten; 17 Euro.

SPORT



Bessermacher

Fußball Als Kapitän reist Joshua Kimmich mit der deutschen Nationalmannschaft zur WM. Am liebsten würde er sie allein bis zum Titel treiben. Sein Problem ist: Das wird nicht funktionieren.

Ein warmer Maitag in München. Die Sonne scheint auf das satte Grün des Trainingsplatzes. »Durchdribbeln, durchdribbeln!«, ruft Joshua Kimmich; der Anführer ist in seinem Element. Dann stoppt er und fixiert einen Spieler.

»Musst du mal aufs Klo?«

Ein verschämtes Nicken.

»Dann los, schnell.«

Am Vormittag stand Kimmich auf dem Trainingsplatz des FC Bayern München. Jetzt ist er Coach beim TSV Grünwald, dem Team seines Sohns. Ein paar Eltern schauen zu, wie er Hütchen aufstellt, im Hintergrund bolzen zwei Jugendliche.

Vor einiger Zeit hatte der eigentliche Trainer Kimmichs Ehefrau Lina gefragt, ob Joshua mal einspringen könne. Lina Kimmich nannte sofort mögliche Termine. So erzählt es Joshua Kimmich.

Am Anfang hatten die Kinder Fragen. Ob er Manuel Neuer kenne. Oder schon mal mit Thomas Müller gesprochen habe. Inzwischen haben sie sich an den Mann gewöhnt, den sie nur aus dem Fernsehen kannten.

Acht Jungen sind heute gekommen. »Immer mit der Außenseite dribbeln«, ruft Kimmich. »Und guckt nach oben, damit ihr eure Mitspieler seht.« Vergibt jemand eine Torchance, preist er die Parade des Torwarts; verliert jemand den Ball, würdigt er die Eroberung. Nur einmal wird seine Stimme eine Nuance härter. »Weitermachen, nicht aufhören«, fordert er, als ein Junge nach einem Missgeschick einfach liegen bleibt.

Seine erste Einheit habe er wie ein echter Trainer geplant, sagt Kimmich. Er entwarf Übungen, setzte Schwerpunkte. Dann prallten seine Ideen auf die Vorstellungen der Kinder. Seither lässt er sie Spaß haben. Zum Abschluss einer Einheit treten zwei Teams gegeneinander an. Wenn die Zeit um ist, aber kein Sieger feststeht, lässt Kimmich weiter spielen, bis ein Tor fällt.

Paul Breitner, Weltmeister von 1974 und langjähriger Münchner Führungsspieler, sprach kürzlich über die besondere Wirkung des Münchner Trainings. Wer beim FC Bayern trainiere, sagte er, werde von der ersten Minute an 25 Prozent besser als jemals zuvor. Wenn man präzisere Pässe und klarere Vorgaben erhält, wird Fußball plötzlich kinderleicht.

Am Sonntag startet Deutschland in die Weltmeisterschaft. Erstmals bei einem Turnier ist Joshua Kimmich Kapitän. Der Anführer der Kinder ist dann der Anführer der Nationalelf.

2018 und 2022 scheiterte das Team jeweils in der Vorrunde. Ein Halbfinale bei einer WM oder EM erreichte es zuletzt vor zehn Jahren; die Kinder im Training waren da noch nicht geboren.

Der SPIEGEL hat Kimmich in dieser Saison mehrmals beobachtet: auf dem Trai-

ningsplatz, während er die Kinder coachte; rund um Profispiele des FC Bayern München; in seiner schwäbischen Heimat. Je näher die WM rückte, desto mehr dominierte sie die Gespräche. Gut möglich, dass dies der wichtigste Sommer seiner Karriere wird.

Wobei es immer noch denkbar ist, dass Kimmich irgendwann Lothar Matthäus als Rekordnationalspieler ablöst, ohne je ein WM-Halbfinale bestritten zu haben. 110 Länderspiele hat er inzwischen absolviert, noch nie erlebte er ein K.-o.-Spiel bei einer WM. In den USA könnte er die eigene DFB-Geschichte korrigieren. Es könnte seine letzte Chance werden, er ist 31. Aber das wird nicht einfach mit einer Nationalelf, die manchmal merkwürdig antriebslos wirkt. Als wäre sie das Gegenteil von Kimmich.

Als der FC Bayern im August 2020 die Champions League gewann, hielten Fotos die Siegesfeier fest, sie zeigen lachende Gesichter und aufgerissene Augen. Kimmich lacht nicht. Seine Augen sind zusammengekniffen. Auf einem Bild steht er zwischen glücklichen Mitspielern, er selbst sieht aus, als befände er sich in einer Schlacht: Den Pokal reckt er über den Kopf wie den Skalp eines Gegners.

»Guck den mal an! Boah, ist der verbissen«, sagt Kimmich. »Das höre ich oft.«

Einige Stunden vor dem Kindertraining empfängt er in einem Büro in Grünwald bei München. Kimmich, schwerer Hoodie, kurze Hose, sitzt an einem rustikalen Holztisch. Wenn er redet, schaut er einem direkt in die Augen. Er hält den Blick einen Tick länger als die meisten anderen Menschen.

Es geht auch um die Frage, wie jemand, der so ehrgeizig ist, damit umgeht, dass die großen Erfolge im DFB-Trikot bisher fehlen.

Auf das WM-Debakel 2018, als die Mannschaft in Russland in der Vorrunde scheiterte, folgte ein Umbruch. Ein halbes Dutzend Spieler aus den Jahrgängen 1995 und 1996 bildeten fortan den Stamm der Mannschaft, sie hießen Kimmich, Leon Goretzka, Serge Gnabry, Julian Brandt, Leroy Sané oder Niklas Süle. Es folgte das Aus in der Vorrunde 2022, »Generation Tiefpunkt« schrieb der SPIEGEL.

Viele dieser Spieler waren mal dabei, mal außen vor, einige verschwanden ganz aus dem DFB-Team. Der Einzige, der wirklich alles mitgemacht habe, sei er selbst, sagt

**»Früher hätte ich gesagt:
Boah, ich habe gerade verloren,
lasst mich alle in Ruhe.«**

Joshua Kimmich über Bayerns Aus gegen Paris

Kimmich. »Natürlich fühle ich mich dafür mitverantwortlich.«

Gerade deshalb birgt diese WM für Kimmich auch eine Gefahr. Was, wenn Deutschland wieder früh scheitert?

In einer zwei Jahre alten TV-Dokumentation sieht man Kimmich während seiner Hochzeitsreise auf den Malediven. In der Ferne glitzert der Ozean, er sitzt am Laptop und analysiert die vergangene Saison. »Verbessere dich«, schreibt er als Überschrift und beginnt mit den Notizen.

Matthias Sammer, einst selbst ein in seinem Eifer beinahe manisch wirkender Fußballer, sagt in dem Film über Kimmich: »Der Hund ist von Ehrgeiz zerfressen.«

Diese extremen Bilder, die man mit ihm verknüpft, weil man sie schon so oft gesehen hat, entstünden inzwischen seltener, sagt Kimmich im Grünwalder Büro. Er könne seine Emotionen etwas besser kanalisieren.

Überhaupt sei das Leben abseits des Fußballs ein anderes geworden. Kimmich hat vier Kinder. Nach dem Aus in der Königsklasse im Mai gegen Paris habe er zwar nicht einschlafen können, weil ihm Spielszenen durch den Kopf wanderten. Aber dann hätten die Kinder fertig gemacht und in den Kindergarten gebracht werden müssen. »Früher hätte ich gesagt: Boah, ich habe gerade gegen Paris verloren, lasst mich alle in Ruhe. Das hätte mich wochenlang beschäftigt.« Aber heute gehe das nicht mehr, und das tue ihm sehr gut.

Er wolle das Verlieren nicht schönreden, aber er habe gelernt, dass das eigene Glück nicht von Titeln abhängt, sagt Kimmich.

Auf den Ehrgeiz seines Kapitäns angesprochen, sagt Bundestrainer Julian Nagelsmann, dass er »Joshua nicht verändert wahrnimmt«. Ist Kimmich wirklich gelassener als früher? Und, wenn das stimmt: Könnte er seinen Frieden damit machen, wenn Deutschland auch bei dieser WM die Ziele verfehlt?

An dieser Stelle schaut Kimmich einem nicht mehr in die Augen, sondern starrt aus dem Fenster. Lange sagt er nichts.

Auf die Nationalmannschaft wartet eine komplizierte WM. Gruppengegner Ecuador qualifizierte sich vor Brasilien. Die Elfenbeinküste besiegte bei ihrer Generalprobe Frankreich. Schon im Achtelfinale droht ein Duell mit den Franzosen.

Laut einer ZDF-Umfrage glauben nur 15 Prozent der Deutschen an den Turniersieg. Das muss kein Nachteil sein. »Wir waren jahrelang einer der Topfavoriten – geholfen hat es uns bei den letzten Turnieren nicht«, sagt Kimmich.

Dass mit Deutschland bei der WM vielleicht doch zu rechnen ist, habe er beim 6:0 über die Slowakei im November gespürt. Erstmals nach langer Zeit habe er gefühlt, dass jedem Spieler wichtig sei, zu gewinnen und als Mannschaft aufzutreten. In den



Fußballer Kimmich in Grünwald: »Musst du mal aufs Klo?«

Jahren davor habe das nicht immer gegolten. Jetzt sei ein echtes Team entstanden.

Das wird auch nötig sein. Weil die Franzosen oder Spanier bessere Spieler aufstellen können, muss Deutschland härter arbeiten als sie. Deshalb arbeitet Kimmich an sich selbst ebenso wie an den Mitspielern.

»Wir können nur erfolgreich sein, wenn sich jeder dem Erfolg der Mannschaft unterordnet«, sagt Kimmich. Er weiß, dass das gerade für ihn gelten wird.

Ein trüber Sonntagvormittag im September. Vor dem Stadion im schwäbischen Rottweil parkt das Familienauto der Kimmichs, ein schwarzer Kleinbus. Im Kofferraum türmen sich Kindersitze neben Kartons mit Autogrammkarten bis unters Dach. Vor dem Wagen gehen Kimmich und seine Frau Lina den Zeitplan durch. Auch Kimmichs Vater Berthold ist dabei.

In Rottweil, Kimmichs Geburtsort, findet das Fußballcamp seiner Akademie statt. 120 Kinder aus der Region sind gekommen. Mindestens eines solle es zum Profi schaffen, sagt Kimmich, das sei seine Vision. Ihm selbst sei das gelungen, weil sein Vater ihn mehrmals pro Woche rund 90 Kilometer zum VfB Stuttgart und zurück fuhr. Nicht viele Eltern können sich dieses Privileg leisten.

Durch die Schiebetür klettert Kimmich in den Bus und setzt sich nach hinten. Ein Vertrauter sitzt am Steuer, auf dem Beifahrersitz: Berthold Kimmich. Der Fahrer tritt aufs Gas, der Kleinbus brettert durch eine Kurve. »Sag mal, was rast denn du so?«, ruft Kimmich. »Wir liegen doch gut in der Zeit!«

Im 17 Kilometer entfernten Bödingen, wo Kimmich aufgewachsen ist, hat die Stiftung von Lina und Joshua an diesem Sonntag ein inklusives Fußballturnier organisiert. Kimmich pendelt hin und her, während der Fahrten tauscht er auf der Rückbank den schwarzen Akademiepulli gegen das weiße Stiftungsshirt. Es sieht so aus, als wäre er am liebsten an zwei Orten gleichzeitig.

Dem Fußballer Kimmich wurde das manchmal vorgehalten. Etwa in der Zeit, als Thomas Tuchel den FC Bayern trainierte. Damals war zu hören, dass Kimmich auf dem Platz zu viel wollte: hinten Bälle erobern, danach Angriffe einleiten und vorn Tore vorbereiten. Aber weil er überall sein wollte, fehlte er manchmal dort, wo er tatsächlich gebraucht wurde, befand Tuchel und zog ihn aus dem Mittelfeld ab. So erzählte es zu jener Zeit ein Club-Insider.

An Tuchel erinnert in München an diesem Septembertag wenig. Am Vortag haben die Bayern mit Vincent Kompany das fünfte Saisonspiel gewonnen, später holen sie den DFB-Pokal und die Meisterschaft. Mit 122 Bundesligatoren werden sie den 54 Jahre alten Rekord um 21 Treffer überbieten.

»Es ist für mich nicht erstrebenswert, irgendwann mal eine reine Fußballlegende zu sein.«

Joshua Kimmich

Als er nach München kam, stellte Kompany Kimmich wieder ins Mittelfeld. Niemand beim FC Bayern hat jetzt mehr Ballkontakte, niemand spielt mehr Pässe. So gut wie jeder Angriff läuft über Kimmich. Nur selten wird das zum Problem. Im Champions-League-Halbfinale gegen Paris fehlten zwei Tore, also schlug Kimmich eher Pässe mit links übers halbe Feld, als quer zu passen. Er spielte, als laufe ihm die Zeit davon.

Paris umwarb Kimmich heftig, ehe er vor einem Jahr in München dann doch bis 2029 verlängerte. In einer neuen Dokumentation erzählt er, dass er zu 95 Prozent sicher war, dass er die Bayern verlassen würde. Der Club war damals offen für eine Trennung.

Kimmich blieb auch, weil er der Mannschaft unter Kompany Großes zutraut. Kurz danach scheiterten die Bayern dann in der Königsklasse, der Titel ging, genau wie in diesem Jahr, nach Paris.

In München hofft man, dass die Mannschaft, die keine junge ist, in der kommenden Saison die Champions League gewinnt. Allzu viele Chancen erhalten ihre Führungsspieler nicht mehr.

Der Kleinbus erreicht Bödingen. Nach der Ankunft betritt Kimmich ein eigens errichtetes Kleinfeld. Dort beginnt eine Frageunde mit den Kindern.

»Wie geht's Jamal Musiala?«

»Viel besser, er arbeitet am Comeback.«

»Spielst du eigentlich ›Fifa‹?«

»Keine Zeit, ich hab vier Kinder.«

Danach hastet ein Junge, vielleicht zehn Jahre alt, zu seinen Eltern. »Ich hab Kimmich eine Frage gestellt, und er hat mich direkt angesehen«, ruft er und strahlt.

Wenn man ihn fragt, als was man den Nationalspieler Joshua Kimmich einmal in Erinnerung behalten soll, spricht Kimmich nicht nur über Fußball. Er wolle als Mann mit Werten und Prinzipien in Erinnerung bleiben, sagt er. Als einer, der Menschen in seinem Umfeld geholfen habe. Titel und Kapitänsrolle seien vergänglich. »Irgendwann kommt wieder einer, der gewinnt das Ding noch öfter, und auch nach mir wird wieder jemand die Binde für Deutschland tragen.«

Kürzlich hat sich Kimmich einen Account in einem Berufsnetzwerk eingerichtet. Dort steht unter seinem Namen zwar »Fußballprofi«. Aber daneben stehen Begriffe wie Unternehmer, Investor, Vater. Er sagt: »Es ist für mich nicht erstrebenswert, irgendwann mal eine reine Fußballlegende zu sein.«

Zurück im Kleinbus, der Kartonturm ist geschrumpft, es geht wieder nach Rottweil. Kimmich zieht sich um und schwärmt von seinem Trainer. »Seit Vincent Kompany da ist, fahre ich wieder in jedes Training und denke: Heute habe ich Bock auf Fußball!«, sagt er. Auch nach Niederlagen.

Zuvor habe er sich manchmal selbst in erfolgreichen Saisons geärgert, weil er mit dem Spiel der Bayern unzufrieden war. Im

Moment des Titelgewinns zerstreuten sich diese Gedanken, aber bald kehrten sie zurück. Inzwischen wisse er, sagt Kimmich, wie wichtig auch der Weg zu Titeln sei.

Unter Kompany müssen selbst die Offensivkünstler in der Abwehr helfen. Alle ordnen sich unter. Unter Vorgänger Tuchel lagen die Bayern in der Bundesliga-Rangliste der gelaufenen Kilometer auf dem letzten Platz. Inzwischen rennen sie fast immer mehr als der Gegner.

Ein starker FC Bayern führt meist zu einer starken DFB-Elf. Als Deutschland 2014 Weltmeister wurde, hatten die Bayern ein Jahr zuvor die Champions League gewonnen. Joachim Löw kopierte vieles von dem, was Jupp Heynckes und Pep Guardiola in München vorgemacht hatten.

Paul Breitner erzählte vom Bayern-Training auch deshalb, weil davon die Nationalspieler der übrigen Vereine profitierten. Ein Bayern-Block und Spieler, die die Münchner Abläufe lernen, das ist ein bewährtes Rezept. »Das haben wir im Moment in der Nationalmannschaft nicht«, sagt Breitner.

Bundestrainer Nagelsmann hat seine eigenen Vorstellungen. Er sprengt das Münchner Mittelfeldduo. Er stellt zwar Aleksandar Pavlović ins Zentrum, Kimmich aber nannte er »Diener für sein Land« und beordnete ihn nach hinten rechts.

Vielleicht wäre der Mannschaft geholfen, wenn Nagelsmann spielen ließe wie Kompany, wo immer es geht. Mit Kimmich im Mittelfeld. Aber wer verlangt, dass sich alle unterordnen, darf sich nicht ausnehmen.

Kurz vor der WM wird Kimmich in einem DFB-Video auf Social Media gefragt, wo er am liebsten spiele. »Rechtsverteidiger«, antwortet er und verzieht keine Miene.

Kimmich war 20, als er 2015 aus der zweiten Liga zum FC Bayern kam, er galt als Wunschspieler von Pep Guardiola. Trotz vieler Stars stellte der Trainer das Talent bald in die Startelf.

Einmal, direkt nach Abpfiff einer Partie gegen Borussia Dortmund, knöpfte ihn sich Guardiola vor laufenden Kameras vor. Angeblich war er sauer, weil eine Anweisung nicht bei Kimmich angekommen war. Das Video findet sich im Internet. Guardiola schubst Kimmich weg und zieht ihn zu sich heran, für einen Moment stehen sie sich Stirn an Stirn gegenüber, Guardiola redet unentwegt, ein echter Schwall, er wirkt ein bisschen irre. Kimmich sieht verloren aus.

Kimmich sagte damals, dass er zwar nicht alles verstanden habe, was Guardiola gesagt hatte, aber: »Er kritisiert öfter. Er ist einfach nie zufrieden, will immer das Maximale herausholen.«

Guardiolas Drive ist legendär. Mit Spielern arbeitet er derart detailversessen, dass die, die durchhalten, automatisch zu besseren Fußballern werden. Der Katalane wird stets



Frank Hörmann / Sven Simon / dpa / picture alliance



Team 2 / IMAGO



Christian Kolbert / kolbert-press / IMAGO

11 Spieler Kimmich beim Champions-League-Sieg 2020 21 Mit damaligem Bayern-Trainer Guardiola 2016 31 Mit Bayern-Coach Kompany

als Taktiker beschrieben, aber was ihn prägte, sei der absolute Wille, alles zu gewinnen, sagte kürzlich Bayern-Coach Kompany, einst selbst in Manchester Profi unter Guardiola.

Während der gemeinsamen Zeit in München erzählte Guardiola einmal, was er an Kimmich schätzte. »Er hat jeden Tag Hunger«, sagte er, »er will jeden Tag lernen.« Genau darum werde man Trainer, sagte Guardiola dann noch: damit man mit Fußballern wie Kimmich arbeiten darf.

An einem Freitagabend Ende Januar sitzt Kimmich in der Lobby eines Hamburger Hotels. Das Licht ist gedimmt, nur wenige Menschen sind im Foyer. Kimmich spricht über Schmerzen. Im November hatte er sich bei der Nationalelf am rechten Sprunggelenk verletzt, drei Spiele setzte er aus, aber die Schmerzen blieben. Noch immer kann er keinen Pass ohne Beschwerden schlagen, das wird erst in einigen Wochen gelingen.

Jetzt steht für die Bayern das Bundesligaspiel beim HSV an. Um Titel geht es erst im Frühjahr. Sollte er nicht besser auf einen Einsatz verzichten?

Kimmich schaut einen an, als hätte man ihn um eine Niere gebeten. Tags darauf wird er 90 Minuten absolvieren.

Fußballspiele und Leiden sind oft verknüpft. Seit ein paar Jahren nutzen Trainer das Leiden als Lob für ihre Mannschaft. »Wir haben gelitten«, sagen sie, es bedeutet: Wir haben viel ausgehalten – gegnerischen Druck, lange, schmerzhaft Laufwege – und sind standhaft geblieben.

Selbst eigene Tore gelten im Fußball bisweilen als Gefahr. Als Kimmich 2020 das Siegtor im Champions-League-Finale vorbereitete, freute er sich nur kurz. Jemand aus dem DFB-Trainerteam hatte ihm irgendwann mal erzählt, dass Mannschaften in den zwei Minuten nach einem Torerfolg besonders anfällig seien. Aber wenn man selbst Erfolge nicht feiert, wird alles zum Kampf.

»Alles, was jetzt in meiner Karriere noch kommt, ist ein Bonus«, das habe er nach jenem Finalsieg gedacht, sagt Kimmich heute. »Aber so war es nicht. Du willst das Gefühl wieder erleben, und mit jeder Saison, in der du das nicht schaffst, fühlt es sich ein bisschen schlechter an.«

Ein Fußballteam spielt so, wie seine Führungsspieler ticken. Ihr Charakter formt das Kollektiv. Tore entspannen den FC Bayern nicht, Erfolge entspannen nicht; sie spornen an. Nichts wurde erreicht, solange nicht alles erreicht wurde.

Das mag radikal wirken, aber zweifellos treibt es die Mannschaft zu Siegen. Nur muss ein Trainer diesen Einfluss auch gestatten. Hätte Kompany Kimmich nicht wieder ins Mittelfeld gestellt, ihn stattdessen einen Diener für seinen Verein genannt, hätten die Bayern trotzdem diese historische Saison gespielt?

Im Hamburger Hotelfoyer ist es inzwischen fast leer, nur der Rezeptionist steht

steif hinter seinem Tisch. In der Sitzzecke geht es nun um Tennisstar Novak Djokovic. Kimmich bewundert den Serben.

Djokovic, der Rekord-Grand-Slam-Sieger, debütierte 2003, bis heute spielt er auf Top-niveau, er ist 39. »Wen haben wir in Deutschland, der über die ganze Karriere hinweg so beständig performt?«, fragt Kimmich.

Das ist ein Kompliment an Djokovic, es zeigt aber auch, dass es dem deutschen Sport an großen Persönlichkeiten fehlt. Von Manuel Neuer ahnt man spätestens seit der Verlängerung in München und der Rückkehr ins DFB-Tor, dass er unersättlich sein muss wie Djokovic. Aber sonst?

So wie Kimmich über Djokovic sprechen nur Ausnahmeathleten über ihresgleichen. Was es braucht, um an die Spitze zu gelangen, kann man sich vorstellen; aber was es braucht, um dort zu bleiben, verstehen Sportler am besten.

Auch Djokovic galt lange als ungeheuer verbissen. Als jemand, der das Spiel zu ernst nimmt, dem egal ist, ob er geliebt oder ausgebuht wird, der nur gewinnen will.

Aber stimmt das?

Wenige Tage nach diesem Abend in Hamburg wird Djokovic nach seiner Finalniederlage bei den Australian Open mit feuchten Augen berichten, wie sehr ihn die Zuneigung von den Rängen rühre.

Die Kapitäne der Nationalelf waren schon immer Ausnahmefiguren im deutschen Fußball. Sobald sie sich die Binde überstreifen, wurden aus Spielern Symbole, Repräsentanten ihrer Zeit.

Franz Beckenbauer stand für die Leichtigkeit, mit der er Deutschland 1974 zum WM-

Titel führte. Oliver Kahn verbiss sich ins Amt wie sonst in Gegenspieler. Auch er stand für unbändigen Ehrgeiz, aber Kahn war ein Einzelgänger. 2002 brachte er Deutschland fast im Alleingang ins Finale und verlor.

Und Joshua Kimmich?

Kimmich weiß, dass er Spiele nicht allein entscheiden kann wie früher Kahn oder sein Münchner Teamkollege Harry Kane. Er ist abhängig von der Mannschaft. Aber manches beeinflussen kann er schon.

Etwa den Teamgeist. Er versucht, die Atmosphäre so zu steuern, dass sich alle Profis wohlfühlen und ihr Maximum abrufen können. Dafür müssten die Nationalspieler auch dann ein Team sein, wenn sie im Club sind. Deshalb hält er mit vielen Mitspielern Kontakt per WhatsApp.

Nick Woltemade schickt er nach dessen Treffern für Newcastle United jedes Mal ein Foto von Fritze, dem Stuttgarter Maskottchen. Ein Running Gag der beiden, die einst für den VfB spielten. Als sich kurz vor der WM-Nominierung Anton Stach verletzt, erkundigte sich Kimmich sofort bei ihm.

Julian Brandt vom Bayern-Rivalen Dortmund erzählte einmal, dass Kimmich ihm nach Spielen seit Jahren Nachrichten schreibe. Kimmich lobe und rüge, er sei »sein größter Kritiker«, sagte Brandt, der in der Nationalelf mit Kimmich zusammenspielte. Brandts BVB-Kollege Niklas Süle charakterisierte Kimmich einmal als »strengen Papa«.

Ein bisschen wie die Kinder im Training leitet Kimmich auch die DFB-Elf. Am liebsten würde er sie allein zum Titel führen. Sein Problem ist, dass das im Fußball nicht funktioniert. Also treibt er sie an, die Mannschaft

soll sich verbessern, wie er es selbst auf seiner Hochzeitsreise versuchte.

»Er hat die Erwartung, dass jeder Spieler wie er sein soll«, auch das sagte Dortmunds Brandt. Wenn nur ein paar mehr DFB-Profis wären wie Kimmich, was wäre dann möglich bei der WM?

Julian Brandt hat es nach einer durchwachsenen Saison nicht einmal in den WM-Kader geschafft, und Niklas Süle verkündete gerade erst sein Karriereende mit 30 Jahren. Er habe keine Lust mehr, sich zu schinden, sagte er. Ihm fehle der Antrieb.

Kimmichs Problem ist weder, dass er kein Spielentscheider ist wie Kane, noch, dass er zu verbissen wäre. Sein eigentliches Dilemma ist, dass er zur falschen Zeit in der Nationalmannschaft spielt.

Die Führungsspieler der Weltmeisterei von 2014, Philipp Lahm, Bastian Schweinsteiger, gewannen den Titel erst, als sie 30 und 29 waren. Kimmich ist inzwischen 31. Aber Lahm und Schweinsteiger hatten einen Vorteil: Um sie herum wuchs eine ganze Generation gemeinsam zu Topspielern heran, Mesut Özil, Sami Khedira, Toni Kroos.

Kimmich ist ebenfalls von besonderen Fußballern umgeben, Florian Wirtz, Jamal Musiala, Pavlović, aber sie wachsen nicht mit ihm – sie sind acht, neun Jahre jünger. Ihre größte Zeit kommt sehr wahrscheinlich erst nach dieser WM. Auch deshalb begrüßt Kimmich die DFB-Rückkehr von Torwart Neuer. Der 40-Jährige benötigt keinen strengen Papa, er ist selbst ein Großer.

Vielleicht erlangt die neue Generation irgendwann Titelreife. Für Kimmich könnte es dann allerdings zu spät sein.

Zurück im Büro in Grünwald. Also, könnte er mit einer weiteren enttäuschenden WM seinen Frieden machen?

»Ein Scheitern im Fußball war für mich früher wie ein Versagen im Leben, weil ich dachte, die Person Joshua Kimmich ist gleichzeitig nur der Fußballer Joshua Kimmich«, sagt Kimmich. Aber jetzt hänge sein Glück nicht mehr allein am Sport.

Ist er überzeugt von dem, was er sagt? Oder schützt sich da jemand vor einer Kluft zwischen Ambition und Ertrag?

Einige Tage später wird er mit dem FC Bayern das DFB-Pokalfinale gewinnen. Auch bei dieser Siegesfeier entstehen etliche Fotos, sie zeigen Harry Kane, wie er den Pokal fast schon verliebt anlächelt. Sie zeigen auch Kimmich, die Augen eng, der Mund weit aufgerissen, er reckt auch diesen Pokal über den Kopf wie den Skalp eines Gegners. Er wirkt so, als wäre der Kampf nicht mit dem Abpfiff vorbei gewesen, sondern als endete er nie.

In Grünwald schaut Kimmich auf die Uhr, dann steht er auf und reicht die Hand zum Abschied. Er müsse los, sagt er. Die Kinder abholen.

Danial Montazeri

DFB-Profi Kimmich, Mitspieler in Winston-Salem: Umgeben von besonderen Fußballern





◀ Randsportart

Poledancer benötigen bloß eine Stange, ganz egal wo. Sie sind Königinnen und Könige einer Disziplin, die oft im Nachtclub verortet wird, die aber auch ein populärer Fitness- und Wettkampfsport ist. Poledance verlangt Akrobatik, Mut und Kraft. Schon im 12. Jahrhundert sollen indische Ringer an Holzmasten trainiert haben, um Beweglichkeit und Körperspannung zu schulen. Der Sport war einst Männersache. Später zog der Stangentanz in Zirkusse ein, als Show. Heute ist Poledance beides: Kraftakt und Tanz, für Männer und Frauen. JAN

HALTUNGSNOTE

Gutes Verlieren ist (fast) wie Gewinnen

Im Sport geht es ums Gewinnen. Wer gewinnt, macht sich unsterblich: Olympiasieger, Weltmeister, Träger des Gelben Trikots, Grand-Slam-Sieger. Sie alle finden Eingang in die ewige Statistik. Dort steht jetzt auch Alexander Zverev, jener Tennisspieler, der im 41. Anlauf zum ersten Mal ein Grand-Slam-Turnier für sich entschieden hat. Bis dahin galt er als bester Spieler, der nie bei Grand Slams triumphierte. Wenn man so will, hat er sein Alleinstellungsmerkmal eingebüßt.

Bislang war Zverev an Endspieltagen jedes Mal dort, wo am Sonntag sein Gegner Flavio Cobolli stand: auf der Verliererseite. Der Italiener hatte zum ersten Mal ein solches Finale erreicht, er hat mehr als vier Stunden und fünf Sätze um den Erfolg gefightet. Er war ganz nah am Triumph, und es ist ungewiss, ob er es jemals wieder so weit schaffen wird. Cobolli hatte allen Grund, am Ende am Boden zerstört zu



Flavio Cobolli verlor das French-Open-Finale gegen Alexander Zverev in fünf Sätzen. Danach sagte er das, was den Sport adelt.

sein – und sagte danach zu Zverev: »Niemand verdient den Grand-Slam-Titel mehr als du.«

Im Verlieren zeigt sich Größe, das ist ein Allgemeinplatz; wahr ist er trotzdem. Wie schäbig sind die Bilder schlechter Verlierer, die dem Gewinner den Applaus verweigern, die ihre Silbermedaille mit größtmöglicher Verachtung entgegennehmen, die keinen Hehl daraus machen, dass für sie nur Rang eins zählt. Und sonst nichts.

Cobolli hat in Paris gezeigt, wie es geht. Er weiß: Wenn die Superstars des Tennissports, sein Landsmann Jannik Sinner und der Spanier Carlos Alcaraz, fit und in Form sind, wird es vermutlich unmöglich sein, wieder so nah an einen Grand-Slam-Erfolg zu kommen. Es war eine einmalige Chance, sich unsterblich zu machen.

Trotzdem oder gerade deswegen hat Cobolli im Moment der Niederlage bewiesen: Ein Verlierer kann ein Gewinner sein. AHA

HERAUSGEBER

Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTION

Dirk Kurbjuweit (V.i.S.d.P.), Thorsten Dörting, Cordula Meyer

LEITENDE REDAKTEURE

Editorial Desk: Judith Horchert, Barbara Hardinghaus, Alexander Neubacher, Hendrik Tarnieden, Oliver Trenkamp, Stefan Weigel. **Managing Editor:** Birger Menke, Bente Kirscheim (Geschäftsführende Redakteurin). **Leiterin**

Derivate: Dr. Susanne Weingarten. **Redaktionelle Entwicklung:** Matthias Streitz

CHEFS VOM DIENST

Leitung: Patricia Dreyer, Malte Müller-Michaelis, Jörn Sucher, Anselm Waldemann (stellv.). **CvD Digital:** Melanie Ahlmeier, Lisa Erdmann, Kevin Hagen, Björn Hengst, Olaf Kanter, Sabrina Knoll, Nicolai Kwasniewski, Florian Merkel, Charlene Opstenstein, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens Radü, Daniel Raecke, Martin Wolf

AUTOREN/REPORTER DER CHEFREDAKTION

Susanne Beyer (SPIEGEL-Solutions), Anna Clauß, Ullrich Fichtner, Lothar Gorriss, Marc Hujer, Stefan Kuzmany, Thomas Schulz, Dr. Markus Verbeet

NEWS

Leitung: Janko Tietz, Benjamin Schulz (stellv.); Henrik Bahlmann, Anna Ehlebracht, Malte Göbel, Miriam Khan, Charlotte Luder, Jonas Mielke, Jan Petter, Florian Pütz, Sven Scharf, Elisa Schwarze, Kim Staudt, Sebastian Stoll, Anastasia Trenkler, Nadine Wolter

HAUPTSTADTBÜRO

Leitung: Christoph Hickmann, Roland Nelles, Maria Fiedler (stellv.), Marina Kormbaki (stellv.). **Redaktion:** Sophie Garbe, Florian Gathmann, Milena Hassenkamp, Fabian Hillebrand, Paul Anton Krüger, Ann-Katrin Müller, Andreas Niesmann, Anna Reimann, Jonas Schaible, Christoph Schult, Christian Teves, Severin Weiland. **Autoren, Reporter:** Deike Diening, Markus Feldenkirchen, Sebastian Fischer, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Philipp Wittrock

POLITIK

Hamburg: Felix Keßler, Marc Röhligh

DEUTSCHLAND

Leitung: Anke Dürr, Sophia Schirmer, Guido Mingels (stellv.), Ansgar Siemens (stellv.). **Redaktion:** Birte Bredow, Lisa Duhm, Fiona Ehlers, Silke Fokken, Kathrin Fromm, Hubert Gude, Kristin Haug, Armin Himmelfarb, Levin Kubeth, Annette Langer, Katrin Langhans, Gunther Latsch, Christopher Plitz, Swantje Unterberg, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler.

INVESTIGATIV/INNERE SICHERHEIT:

Wolf Wiedmann-Schmidt, Astrid Geisler; Susanne Amann, Maik Baumgärtner, Sven Becker, Lukas Eberle, Roman Höfner, Philipp Kollenbroich, Ulrich Kraetzer, Sven Röbel, Fidelius Schmid, Sara Wess.

AUTOREN, REPORTER:

Jürgen Dahlkamp, Julia Jüttner, Dr. Klaus Wiegrefe.

BERLIN:

Frauke Böger, Florian Kistler, Juliane Löffler, Hannes Schrader

WIRTSCHAFT/NETZWELT

Leitung: Markus Brauck, Yasmin El-Sharif, Stefan Kaiser, Cornelia Schermgall, Simon Hage (stellv.). **Redaktion:** Vicky Bargel, Dr. Philip Bethge, Benjamin Böcker, Michael Brächer, Florian Diekmann, Kristina Grike, Max Hoppenstedt, Heinrichs (Teamleitung Netzwerk), Henning Jauernig, Dr. Matthias Kaufmann, Katharina Koerth, Matthias Kemp, Martin U. Müller, Nicola Naber, Alexander Preker, Stefan Schultz, Kim Staudt, Udo Tricht.

AUTOREN, REPORTER:

Markus Becker, David Böcking, Angela Gruber, Alexander Kühn, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach.

BERLIN:

Markus Dettmer, Michael Kröger, Timo Neumann, Gerald Trautfeiler (Chefredakteur)

AUSLAND

Leitung: Mathieu von Rohr, Özlem Topçu, Maximilian Popp (stellv.), Julia Prossinger (stellv.), Kurt Stukenberg (stellv.). **Redaktion:** Mohannad Alkhalil Alnajjar, Ann-Dorit Boy, Alexander Chernyshev, Francesco Collini, Georg Fahrion, Katharina Graça Peters, Jan Pühl, Serafin Reiber, Anna-Sophie Schneider. **Autoren, Reporter:** Alexandra Berlin, Christian Esch, Susanne Koelbl, Katrin Kuntz, Steffen Lüdke, Juliane von Mittelstaedt, Nadia Pantel, Christoph Zander, Alexander Sarovic, Fritz Schaap, Bernhard Reut.

WISSEN

Leitung: Julia Merlot, Katja Thimm, Patrick Beuth (stellv.). **Redaktion:** Marco Evers, Anika Freier, Johann Grolle, Arvid Hattsch, Max Hasse, Lukas Kissel, Guido Kleinhubert, Julia Koch, Julia Köppe, Martin Schlack, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität). **Autoren, Reporter:** Jörg Blech, Maik Großekathöfer, Christoph Seidler, Olaf Stampf, Antje Windmann.

BERLIN:

Susanne Götzte, Kerstin Kullmann, Alina Schadwinkel

KULTUR

Leitung: Philipp Oehmke, Eva Thöne, Elisa von Hof (stellv.), Anton Rainer (stellv.). **Redaktion:** Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Büß, Oliver Kaever, Ulrike Knöfel, Carola Padtberg, Katharina Stiegelmann. **Autoren, Reporter:** Laura Backes, Andreas Borcholte, Xaver von Cranach, Sebastian Hammehle, Michail Hengstenberg, Wolfgang Höbel, Enrico Ippolito.

BERLIN:

Lars-Olav Beier, Matern von Boeselager, Tobias Rapp, Jurek Skrobala

REPORTER

Leitung: Özlem Gezer, Christoph Scheuermann, Felix Dachsel (stellv.). **Redaktion:** Nora Gantenbrink, Julia Kopatzki, Jonah Lemmi, Timofey Neshitov, Dialika Neufeld, Max Polonyi, Cathrin Schmiegke, Jonathan Ost. **Autoren, Reporter:** Frauke Hunfeld, Alexander Osang

SPIEGEL-VERLAG

Rudolf Augstein GmbH & Co. KG

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

SPORT

Leitung: Hauke Goos, Lukas Rilke, Jörn Meyn (stellv.). **Redaktion:** Peter Ahrens, Matthias Fiedler, Marco Fuchs, Jan Göbel, Nina Golombek, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Jonas Kraus, Marvin Rishi Krishan, Jochen Leffers, Daniel Montazeri, Gerhard Pfeil, Jörg Römer, Tobias Scharnagl, Annika Schultz, Cedric Voigt

REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG

Friederike Freiburg, Lena Greiner, Maximilian Rau, Anne Seith. **Tests:** Markus Lindert

MEINUNG & DEBATTE

Leitung: Ralf Neukirch, Katrin Elger (stellv.). **Redaktion:** Tom Franke, Swantje Klink, Martina Kix (Teamleitung), Charlotte Klein, Hannah Piliarczyk

LEBEN

Leitung: Ayla Kiran, Frauke Lüpke-Narberhaus, Helene Endres (stellv.), Nike Laurenz (stellv.). **Redaktion:** Julian Aß, Irene Beres, Antje Belds, Christopher Bornen, Franziska Bulban, Markus Deggerich, Tanya Falencyk (Teamleitung Start), Helene Flachsenberg, Florian Gontek, Sylvie Gühmann, Dr. Veronika Hackenbroch, Lukas Hildebrand, Katharina Höller, Maren Hoffmann, Maren Keller, Heike Klovert, Eva Lehnen, Dr. Heike Le Ker, Philipp Löwe, Benjamin Maack, Franca Quecke, Claudio Rizzello, Marthe Ruddat, Sandra Schulz, Julia Stanek, Markus Suter, Verena Toppner, Nina Weber. **Autoren:** Jule Lutteroth, Marianne Wellershoff

GESCHICHTE

Leitung: Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Felix Bohr (stellv.). **Redaktion:** Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Frank Patalong, Frederik Seeler, Frank Thadeusz. **Autoren:** Rafaela von Bredow

CROSSMEDIA

Leitung: Carolin Katschak, Anne Martin, Johanna Röhr, Aleksandra Janewski (stellv.), Leonie Voss (stellv.). **Redaktion:** Ilyass Alaoui, Elena Bock, Benjamin Braden (CvD), Sven Christian, Dennis Deumermeier (Teamleitung), Philipp Dreyer, Benjamin Eckert, Philipp Fackler, Simon Garschhammer, Birgit Großekathöfer, Janita Hämläinen, Lucia Heisterkamp, Maria Herbst, Olaf Heuser, Kim Höbel, Florian Hofmann, Martin Jäschke (Leitender Redakteur), Amrei Jöns-Anders (CvD), Lenne Kaffka, Marco Kasang, Andreas Landberg, Fabius Leibrock, Sebastian Maas, Petra Maier, Marius Mestermann (Teamleitung), Annina Metz, Jonathan Miske, Julia Parker, Luana Partimo, Fabian Pieger, Rachelle Pouplier, Jerrit Schmidtke, Alexander Schmitt, Mathis Schneider, Dirk Schulze (CvD), Maximilian Sepp, Sandra Sperber, Marie Steffens, Regina Steffens, Martin Sümming (CvD), Christian Weber, Sebastian Wilke, Katharina Zingerle

DATEN & VISUALISIERUNGEN

Leitung: Dr. Matthias Stahl, Klaus Neumann (stellv.), Patrick Starz (stellv.); Anna Behrend, Helen Szelawa, Guido Grigat, Max Heber, Ferdinand Holsten, Franziska Kalinowski, Anna-Lena Kornfeld, Nina Krug, Christa Kurt, Niklas Marienhausen, Dawood Ohdah, Marcel Pauly, Bernhard Riedmann, Anna-Lena Schou, Achim Tack, Alexander Templer, Lina Wilkin, Christoph Winterbach, Mascha Zuder

DEIN SPIEGEL

Leitung: Bettina Stiebel, Alexandra Klaußner (stellv.). **Redaktion:** Antonia Bauer, Claudia Beckscheibe, Pelle Kohrs, Marco Wedig

SCHLUSSREDAKTION

Christian Albrecht, Gerted Afeis, Esther Bloch, Gesine Bock, Regine Brandt, Ursula Junger, Birte Kaiser (Teamleitung), Dörte Karsten, Sylke Kruse, Stefan Moos, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sandra Waage

PRODUKTION

Leitung: Angela Ölscher, Petra Thormann; Kathrin Beyer, Christoph Brüggemeier, Linda Grimmecke, Julia Kemp, Gesche Säger, Stefan Schlitt, Martina Treumann, Holger Uhlig, Valérie Wagner, Katrin Zabel

BILDREDAKTION

Leitung: Maxim Sergienko, Nicole Neumann (stellv.); Claudia Apel, José Blanco, Tinka Dietz, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Philine Giesmarth, Niklas Haussner, Signe Heide, Daniel Hofmann (Teamleitung), Rosa Kaiser, Jan Kappellmann, Carolin Klemm, Theresa Lettner, Parvin Nazemi, Daniel Nide, Inka Recke (Teamleitung), Jens Rensing, Oliver Schmitt, Ireneus Schubalt, Erik Seemann, Henriette Simons (Teamleitung), Anke Wellnitz, Lennart Wöock

Mail: foto@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

DESIGN

Leitung: Jens Kuppi (Art Director), Ann-Kristin Kühn (stellv.); Lisa Debacher, Sarah Dillon, Linen Dohrmann, Bettina Fuhrmann, Unna Grage, Fabian Greve, Lennart Hespeneheide, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Annika Loebel, Dagmar Nothjung, Franziska Palma, Kamila Ramezani, Lea Rossa, Marco Stede

TITELBILD

Teamleitung: Johannes Unselt; Suze Barrett, Torben Bockholt, Pia Marx

KORREKTORAT

Leitung: Sebastian Hofer; Dr. Sebastian Bartosch, Bastian Bredtmann, Thomas Fuchs, Claudia Garcia, Matthias Reinsner, Barbara Schulz-Kamm, Catrin Zander

SEO

Teamleitung: Insa Winter; Alexandra Knappe, Bastian Midosch, Veronika Silberg, Heiko Stammel, Hanna Zisch

TELEFON

+49 (0) 40 3007-0

FAX

-2246 (Verlag) | -2247 (Redaktion)

MAIL

spiegel@spiegel.de

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

Berlin Katharina-Paulus-Straße 2, 10557 Berlin, Tel. 030 886688-100

Dresden Carlotta Böttcher, Steffen Winter, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0

Düsseldorf Markus Böhm, Alexander Demling, Tobias Großekemper, Torsten Kleinz, Miriam Ölbrisch, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01

Frankfurt am Main Matthias Bartsch, Tim Bartz, Fellnerstraße 7-9, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680

Karlsruhe Dietmar Hipp, Stephaniestraße 30, 76133 Karlsruhe, Tel. 071 22737

Leipzig Peter Maxwell, Postfach 310315, 04162 Leipzig

München Jan Friedmann, Martin Hesse, Maria Marquart, Katherine Rydlink, Tirmo Schober, Kathrin Werner, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 45459510

Baden-Württemberg Christine Keck

REDAKTIONSVERTRETUNGEN/KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND

Bangalore Laura Höflinger

Boston Dr. Claus Hecking

Brüssel Timo Lehmann, Benedikt Müller-Arnold, Britta Sandberg, Rue Le Tiliën 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, rv.brussel@spiegel.de

Kairo Dunja Ramadan

London Christoph Giesen

Los Angeles Jonas Leppin

Mexiko-Stadt Jens Glüsing (frei)

Moskau Christina Hebel, Glazowski Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 3637623

Nairobi Muriel Kalisch

New York Nicola Abé, Marc Pitze

Paris Leo Klimm, René Pfister

Peking Maria Stöhr

Rom Frank Hornig

San Francisco Simon Book

Sydney Anna-Lena Abbott, Johannes Korge

Taihi Holger Dambeck

Taipei Cornelius Dieckmann

Tel Aviv Thore Schröder

Washington Julia Amalia Heyer, Britta Kollenbroich, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. +1 202 3475222

Wien Jörg Schindler

STÄNDIGE FREIE AUTOREN

Dr. Andreas Bernard, Marina Blasberg, Christo Buschek, Ann Frank, Christo Grozev, Oliver Das Gupta, Jochen-Martin Gutsch, Florian Haug, Katharina Kott, Jasmin Löhrner, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel, Ron Ulrich

DOKUMENTATION

Leitung: Cordelia Freiwald, Kurt Jansson, Dr. Julia Lange (stellv.), Dr. Gerret von Nordheim (stellv.); Zahra Akhgar, Nikolai Antoniadis, Dr. Susmita Arp, Dennis Barg, Lars Böhm, Eva Bräth, Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Eltschig, Catrin Fandja, Dr. Matthias Fett, Jannis Frach, Leonie Charlotte Geiger, Janine Große, Imko Haan, Chris Häuser, Asifa Haidar, Thorsten Hagke, Dr. Dorothee Heineke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Jonas Huggins, Bertolt Hunger, Stefanie Jockers, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Roman Kierst, Anna Köster, Ines Köster, Mara Küpper, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt, Anna Sophia Martin, Dr. Andreas Meyhoff, Marvin Milatz, Cornelia Moormann, Claudia Niesen, Sandra Öfner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Sara Maria Ringer, Friederike Röhreke, Dr. Eva Saß, Andrea Sauerbier, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Ulla Siegenthaler, Melike Stapf, Tüsko Steinhoff, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Louisa Uzuner, Peter Wahle, Dr. Charlotte Weichert, Peter Welter, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE

AFP, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

ANZEIGEN Britta Ermrich

Einzelanpreisliste 2026

Mediaunterlagen: www.spiegel.media, www.igmedia.de

VERTRIEB Torben Sieb

HERSTELLUNG Silke Kassuba

DRUCK

Mohn Media Gütersloh

Die Inhaltsseiten sind auf Recyclingpapier gedruckt.

FSC FSC® C011124

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Thomas Hass

WEBSITE

spiegel.de

INSTAGRAM

instagram.com/spiegelmagazin

FACEBOOK

facebook.com/derspiegel

SERVICE

LESERBRIEFE

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, www.spiegel.de/leserbrieft, Fax: 040 3007-2966, Mail: leserbriefe@spiegel.de

Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

HINWEISE FÜR INFORMANTEN

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ.

Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet: 6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

OMBUDSSTELLE

Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: ombudsstelle@spiegel.de.

Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter: hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de

REDAKTIONELLER LESERSERVICE

Telefon: 040 3007-3540

Fax: 040 3007-2966 Mail: leserservice@spiegel.de

NACHDRUCKE IN MEDIEN ALLER ART

Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken oder Videos Kontakt, Beratung: www.gruppe.spiegel.de/syndication und Bestellung: syndication@spiegel.de, Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz.

Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing, Simone Daley, Mail: simonedaley@nytimes.com, Telefon: +44 20 7061 3507, ISSN 0038-7452

NACHBESTELLUNGEN

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter amazon.de/spiegel innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

HISTORISCHE AUSGABEN

Historische Magazine Bonn, www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

ABONNEMENT FÜR BLINDE

Audioversion: Deutsche Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265; elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

ABONNEMENTSPREISE

Inland: 52 Ausgaben € 358,80, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 218,40, Auslandspreise auf Anfrage, Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

ABONNENTENSERVICE

Persönlich erreichbar Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070

Mail: aboservice@spiegel.de

ABONNEMENTSBESTELLUNG

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 6,90 pro gedruckte Ausgabe

☐ für € 0,70 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur gedruckten Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,69)

Der Bezug ist monatlich kündbar. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)



Manfred W. Hentschel

* 20. 4. 1930 † 1. 6. 2026

Alle nannten ihn respektvoll-ironisch »Billy«, nach seinem zweiten Vornamen Wilhelm. Als Leiter des Ressorts D II, zuständig für alle inländischen Themen außer der Berichterstattung aus der damaligen Bundeshauptstadt Bonn, war Manfred W. Hentschel von 1963 bis 1987 gestrenger Lehrmeister für eine ganze Generation von SPIEGEL-Redakteuren. Er verpflichtete seine Leute zu hartnäckiger Recherche und präziser Schreibe, akribisch redigierte er und ließ keine Sprachschlüdereien durchgehen. Unter seiner Ägide entstanden seitenlange Reports und mehrteilige Serien über die gesellschaftlichen Zustände in der Republik. Von ihm selbst sind nur wenige Geschichten und SPIEGEL-Gespräche überliefert, vornehmlich zu Bildungs- und Sicherheitsfragen. So interviewte er 1967 den Studentenführer Rudi Dutschke und den Chef des südkoreanischen Geheimdienstes nach der Entführung von 17 Koreanern aus der Bundesrepublik. Nachdem in Seoul Hentschels batteriebetriebenes Tonbandgerät nach wenigen Minuten den Geist aufgegeben hatte, half ihm der Gastgeber mit einer eigenen Aufzeichnung aus. Sein letztes SPIEGEL-Gespräch als D-II-Ressortleiter führte er 1986 mit dem ehemaligen Präsidenten des Bundeskriminalamts, Horst Herold, über den Terrorismus der Roten Armee Fraktion. Mit ihm, dem »Kommissar Computer« der Polizei, hatte der SPIEGEL jahrelange Auseinandersetzungen über die von Herold propagierten elektronischen Fahndungsmethoden geführt. Nach seinem Ausscheiden als D-II-Chef leitete Hentschel das Serienressort bis zum Eintritt in den Ruhestand 1996. Manfred W. Hentschel starb im Alter von 96 Jahren in Bad Homburg. NFP

Jean Ziegler

* 19. 4. 1934 † 10. 6. 2026

Er war der bekannteste Intellektuelle der Schweiz – und ihr umstrittenster. Mit niemandem war die moralische Kritik am eigenen Land so tief verbunden wie mit dem Soziologieprofessor, der mit seinen Angriffen auf Bankgeheimnis und Geldwäsche vielen Eidgenossen als Inbegriff des linken Nestbeschmutzers galt. Der Kampf gegen die Banken, den Che Guevara ihm aufgetragen haben soll, und gegen den globalen Hunger bestimmte sein Leben. Geboren als Hans Ziegler in einer bürgerlichen Familie in Thun, floh er in den Fünfzigerjahren nach Paris; Simone de Beauvoir soll seinen Vornamen in Jean geändert haben. 1990 erschien sein Buch »Die Schweiz wäscht weißer«, das die Schweiz als »Finanzdrehscheibe des internationalen Verbrechens« schilderte. Eine Prozesslawine und Millionenschulden folgten. Fast drei Jahrzehnte saß er für die Sozialdemokraten im Nationalrat, reiste als Uno-Sonderberichterstatter um die Welt. Seine hohen Maßstäbe legte er nicht an Diktatoren wie Muammar al-Gaddafi an, mit denen er sympathisierte. Wer ihn zu Hause besuchte, den vereinnahmte er bei Essen und Weißwein mit seinem universellen Du. Selbst der Rechtspopulist Christoph Blocher sagte: »Ich mag ihn halt.« Jean Ziegler starb im Alter von 92 Jahren in Genf. MVR

Bernadette Chirac

* 18. 5. 1933 † 5. 6. 2026

Es gibt Videoaufnahmen von 1996, die zeigen, wie sie am Steuer ihres kleinen roten Peugeot 205 durch das damals übliche Verkehrschaos an der Pariser Place de la Concorde navigiert. Man erkennt sie als Frau des französischen Präsidenten – und lässt ihr die Vorfahrt. Bernadette Chirac verkörperte das Symbol der Première dame, der ersten Frau im Staat, wie seither keine andere. Sie sah es als ihre Lebensaufgabe, ihrem Mann Jacques Chirac seine Karriere zu ermöglichen. Er war erst Bürgermeister von Paris, von 1977 bis 1995, dann französischer Präsident bis 2007. Immer an seiner Seite: Bernadette. Das Paar siezte sich, sie tolerierte seine Affären, er gab sich jovial, sie wirkte streng. Sie zog die zwei Töchter groß. Sie sagte, keinen Satz habe sie von ihrem Mann so oft gehört wie: »Gut, also, ich muss los.« Er sei schnell gewesen, sie langsam. Wie zum Beweis sammelte sie Schildkröten. Er lenkte die Weltgeschäfte in Paris, sie arbeitete, auf seinen Wunsch, mehr als 35 Jahre lang als Lokalpolitikerin, unter anderem im Generalrat des Département Corrèze, an die 500 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Auch dort war sie in ihrem roten Peugeot unterwegs. Als 2012 der Sozialist François Hollande und Nicolas Sarkozy, der Kandidat aus Chiracs konservativer Parteifamilie, im Präsidentschaftswahlkampf gegeneinander antraten, unterstützte Bernadette Chirac Sarkozy, Jacques hegte Sympathien für Hollande. Und Frankreich wurde vor Augen geführt, was sich über Jahrzehnte entwickelte: Die treue, tief katholische, großbürgerliche Première dame hatte sich über die Jahrzehnte entschieden emanzipiert. Bernadette Chirac starb im Alter von 93 Jahren. NPA

PERSONALIEN

»Ging mir
sofort unter
die Haut«



Jella Haase, 33, Schauspielerin

SPIEGEL: Frau Haase, im Film »Gentle Monster« spielen Sie eine Polizistin, die gegen einen mutmaßlichen Pädokriminellen ermittelt. Haben Sie lange überlegt, ob Sie in einem Film zu dem Thema mitspielen wollen?

Haase: Nein. Als ich dieses Drehbuch las, ging es mir sofort unter die Haut. Aber die Reaktionen, sobald man über den Film spricht, sind tatsächlich extrem.

SPIEGEL: Sie haben zur Recherche auch Zeit mit Ermittlern verbracht. Wie haben Sie deren Arbeit erlebt?

Haase: Mich haben die Polizisten und Polizistinnen bei der Recherche sehr beeindruckt. Man hat ja Vorurteile, wie Ermittler in dem Feld sein müssen: maximal depressiv, weil das alles so furchtbar ist. Aber in Wirklichkeit sind das hoch motivierte junge Menschen, die sagen: »Wir wissen, dass wir hier etwas Gutes tun.«

SPIEGEL: Hat diese Arbeit Ihr Menschenbild verändert?

Haase: Sie hat meine Sicht aufs Leben verändert, weil mir die Dimension des Missbrauchs erstmals bewusst geworden ist. Das macht etwas mit einem – und das ist auch etwas, das die Beamten nicht unterschlagen. Die müssen selbst Wege finden, damit umzugehen. MBO



Lesen Sie das
gesamte Interview
auf SPIEGEL+



Die Hinweise verdichten sich

Der Große Preis von Monaco ist im Rennkalender der Formel 1 ein Ausnahmeereignis: Der Stadtkurs durch das Fürstentum bietet nicht nur eine glamouröse Kulisse (und notorisch wenig Platz zum Überholen), sondern zieht auch Jahr für Jahr internationale Prominenz an – ein einzigartiges Spektakel. Dieses Mal gehörte ein Großteil der Aufmerksamkeit dem Realitystar **Kim Kardashian**, 45. Das lag allerdings nur bedingt an der US-Amerikanerin selbst. Vielmehr ging es um ihre mutmaßliche Liebesbeziehung zu Rekordweltmeister Lewis Hamilton: Seit Wochen verdichten sich die Anzeichen auf eine Romanze zwischen Kardashian und dem Ferrari-Piloten, sie stehen unter verschärfter Beobachtung. US-Medien berichteten über Dates in Paris, beim Super Bowl oder beim Coachella-Festival. Kardashian selbst postete zuletzt auf Instagram von einer gemeinsamen Radtour durch New York City. Nun lud er sie in Monaco sogar ins Fahrerlager ein. Und Kardashian brachte ihm Glück: Hamilton wurde Zweiter und zeigte sich äußerst gut gelaunt. CEV



Bomben und Haftbefehle

Der frühere Chef von Renault und Nissan, **Carlos Ghosn**, 72, lässt sich offenbar weder von internationalen Haftbefehlen noch von Bomben aus der Ruhe bringen. Der Mann, dem unter anderem Veruntreuung von Firmengeldern vorgeworfen wird, floh 2019 bei einem spektakulären Coup in einem Koffer vor der Justiz aus Japan. Er sagt, er sei unschuldig. Heute inszeniert er sich im Libanon als jemand, der auch im Chaos den Überblick behält: entspannt zurückgelehnt, meist im hellblauen Hemd. Auf Instagram veröffentlicht er Kurzvideos auf Englisch, in denen er rund 200.000 Followern Tipps zu Krisenmanagement oder Kindererziehung gibt. »Burn-out. Das ist ein Mythos«, sagt der von Interpol gesuchte Ex-Manager in einem seiner Beiträge, die wohl in seinem Haus in Beirut entstehen. Der Krieg zwischen Israel und der Hisbollah, die wirtschaftliche Krise im Libanon und die gegen ihn laufenden Verfahren spielen in seinen Auftritten keine Rolle. Nur einmal äußerte er sich laut »Le Monde« öffentlich zum Krieg, er sprach von einem »Konflikt ohne sichtbares Ende, ohne erkennbare Logik«. Ghosn verkauft seine spektakuläre Flucht längst als Teil einer größeren Erfolgsstory. In einem Spotify-Podcast schilderte er sie 2025 ausführlich. Der Titel: »Out of the Box: Business-Meisterklasse des Ausreißers des Jahrhunderts«. Die Justiz bleibt Ghosn auf den Fersen: Drei internationale Haftbefehle liegen gegen ihn vor, ein Pariser Gericht hat ihn für September 2026 wegen Korruptionsverdachts vorgeladen. Er bestreitet alle Vorwürfe und wird nicht persönlich erscheinen, der Libanon liefert ihn nicht aus. PE

UND DAVON KANN MAN LEBEN?

»Lernt, Eichhörnchen auszusprechen«



Samantha Sanborn, 24, liebt Idiome, sie verraten viel über eine Kultur, doch Lernende, um es mit einer Redewendung zu sagen, stehen dabei oft auf dem Schlauch. Die US-Amerikanerin Sanborn decodiert als @germanwithsammy auf Instagram und TikTok »german sayings«, seltsame Lehnwörter und Ikkimel-Texte. Sie kennt die Fallstricke des Deutschlandbesuchs (»Ihr werdet das Wort Eichhörnchen aussprechen müssen«) sowie Verhaltensregeln (»passiv-aggressive Erläuterung des Recyclingsystems«), geht auf nationale Leidenschaften ein (zwölf Ausdrücke für »sich betrinken«) und liefert wörtliche Übersetzungen deutscher Redewendungen, die mit Wurst zu tun haben, vom »poor little sausage« über »now it's about the sausage« bis zu komplizierteren Fällen wie »to use the salami tactic«. CPA

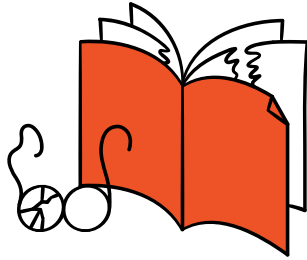


Raum für Fragen

Im Rückblick zeigt sich **Sharon Stone**, 67, Oscarpreisträgerin und dreifache Adoptivmutter, vollauf zufrieden mit ihrem gewählten Lebensmodell. Stone entschied sich, ihre drei Jungs ohne Partner großzuziehen. Das Dasein als Alleinerziehende habe auch seine Härten, räumte Stone bei einem Interviewauftritt bei »Variety« ein, für sie sei es aber das einzig Wahre gewesen, erklärte sie ihrer Gesprächspartnerin und Schauspielkollegin Keke Palmer: »Ich wollte meinen eigenen Plan umsetzen und nicht darauf warten, dass andere entscheiden, ob mein Plan gut ist ... Allein ist es besser.« Stone und die 32-jährige Keke trafen sich für das bekannte Videoformat »Actors on Actors« von »Variety« und CNN, bei dem Schauspielkollegen miteinander ins Gespräch kommen. Auch Keke ist alleinerziehend, und obwohl sie viel Unterstützung habe, sei es immer wieder eine Herausforderung, sagte sie. Stone hatte eine ziemlich unkonventionelle Art, bestimmten Bedürfnissen der Jungs zu entsprechen: Es gab, räumte Stone ein, manchmal »Papa-Fragen«, Fragen, die die heranwachsenden Jungs eher mit einem männlichen Vertrauten klären wollten. Wenn das der Fall war, so Stone, sei sie mit ihren Söhnen in einen bestimmten Raum im Haus gegangen und habe ihnen gesagt, dies sei das Zimmer für Papa-Fragen. Sie sollten frei von der Leber weg alles fragen, was sie bewege, und mit ihr sprechen, als wäre sie ihr Vater. »Und das haben wir dann gemacht«, sagte Stone. Ob die Söhne ihr Vorgehen, als sie älter waren, verstanden hätten, wollte Keke wissen. »Ja«, antwortete Stone, »sie haben mir Vatertagskarten geschenkt.« KS

POSTEINGANG

UNSER KRITIKER



»Sie verwechseln Klugheit mit Intelligenz«

Der Leser Herbert Räbel aus Neumarkt in der Oberpfalz hat die Geschichte »Besuch bei Dr. Rechtsextrem« aus Heft 23 kritisiert. Redakteur Maik Großekathöfer hat ihn angerufen.

SPIEGEL: Herr Räbel, was hat Ihnen an meinem Text nicht gefallen?

Räbel: Sie schreiben über den AfD-Politiker Hans-Thomas Tillschneider, er sei »formal betrachtet ein kluger Mann«. Das stimmt aber nicht.

SPIEGEL: Warum nicht? Tillschneider hat Islamwissenschaften, Arabistik, Philosophie und deutsche Literaturgeschichte studiert, er ist sogar habilitiert.

Räbel: Sie verwechseln Klugheit mit Intelligenz. Tillschneider mag intelligent sein, aber nicht klug. Er ist im Gegenteil dumm. Er erinnert mich an Philipp Lenard, einen deutschen Physiker, der 1905 den Nobelpreis erhielt. Lenard war hochintelligent, zugleich war er frühes NSDAP-Mitglied und glühender Hitler-Anhänger, der Albert Einstein verachtete und die Relativitätstheorie als falsche »jüdische Physik« ablehnte. Wir sollten kluge Politiker wählen, auch wenn sie vielleicht nicht so intelligent sind wie Lenard oder Tillschneider.



BRIEFE

Sport als Mittel zum Zweck

Nr. 24/2026 Titel: Spielverderber – Wie Donald Trump die Fußball-WM missbraucht

Schon wieder Trump auf dem Titel. Welche Obsession treibt den SPIEGEL, diesem Egomane permanent eine Bühne zu bieten? Dass dieser Präsident alles missbraucht, was ihm persönlich nützt, ist längst bekannt. Ebenso, dass ihm der andere Egomane bei der Fifa hilft.

Dietmar Herr, Konstanz (Bad.-Württ.)

Bei der Fußball-WM zeigt sich in den USA die hässliche Fratze des real existierenden Kapitalismus in Person von Donald Trump. Dazu gesellt sich ein Fifa-Präsident, der mittlerweile genauso größenwahnsinnig zu sein scheint wie der US-Präsident. Die höchsten Preise für die Tickets und die willkürlichen Einreisebeschränkungen sollten die Menschen zu einem Boykott dieser WM veranlassen, denn der Sport gerät vollends in den Hintergrund. Er ist lediglich Mittel zum Zweck.

Andreas Meißner, Tutzing (Bayern)

Und das Ganze könnte sich dann 2028 bei den Olympischen Sommerspielen in Los Angeles wiederholen oder sogar noch gesteigert werden. Die Frage ist doch schon jetzt nicht mehr, wer 2028

das olympische Feuer entzündet, sondern wie es Präsident Trump macht. Vielleicht ja mit einer flammenden Rede.

Uwe Heinemann, Arnstadt (Thür.)

Das ist gefährlich

Nr. 23/2026 Die Gegendarstellung

Bitte schreibt doch endlich, dass die Union die tägliche Höchst-arbeitszeit von zehn Stunden abschaffen will. Das ganze Gerede um die tägliche Arbeitszeit von acht Stunden verstellt den Blick darauf. Wir haben schon heute eine wöchentliche Höchst-arbeitszeit und eine maximale tägliche Arbeitszeit von zehn Stunden. Nur im Sechs-Monats-Zeitraum müssen 48 Stunden pro Woche eingehalten werden – das ergibt bei fünf Tagen bereits mehr als acht Stunden pro Tag, die erlaubt sind. Legal. Die wöchentliche Höchstarbeitszeit ist derzeit 60 Stunden bei zehn Tagen und 50 Stunden bei fünf Tagen. Da will die CDU ran und die Grenzen ganz abschaffen. Und das ist gefährlich.

Bernd Podey, Hamburg

Als langjähriger Arbeitstherapeut, der es in der Rehabilitation regelmäßig mit von der Arbeit ausgebrannten Menschen zu tun hatte, kann ich vor Zehn-Stunden-Arbeitstagen nur warnen. Es bleibt dann an solchen Tagen zu wenig Zeit und Kraft für Regeneration, Familie, ein gutes Buch oder gar die SPIEGEL-Lektüre. An diesem Punkt hat Frau Bas recht, auch wenn sie leider nicht in der Lage ist, das vernünftig zu argumentieren.

Thomas Schleicher, Zeuthen (Brandenb.)

Ein Text, der mich erkannt hat

Nr. 23/2026 Im Solourlaub merkte ich, wie allein ich bin

Mit Interesse habe ich den Artikel gelesen. Das Thema Einsam-

keit und Alleinsein fand ich sehr interessant und habe mir deshalb einen gewissen Erkenntnisgewinn erhofft. Leider muss ich nach der Lektüre einräumen, dass das für mich nicht geklappt hat. Die Autorin schreibt abgehakt und in teilweise unvollständigen Sätzen und Wörtern, so dass sich mir der Sinn leider oft nicht erschlossen hat. Das meiste meine ich jedoch, zumindest formal, verstanden zu haben. Dann habe ich aber komplett die Botschaft nicht begriffen, außer vielleicht, dass Frau Gühmann gewisse Zweifel hegt, die nach ihrem Cluburlaub auch augenscheinlich immer noch bestehen. Woran, ist mir aber ebenso unklar wie, warum der SPIEGEL erstaunliche fünf Seiten in der Printausgabe mit so einem textlichen Geschwurbel füllt und in ebensolchem Duktus bebildert. Jürgen Andrae, Kamen (NRW)

Ich habe Ihren Artikel sehr gern gelesen und mich in Empfindungen und Wahrnehmungen wiedergefunden. Immer wieder gelacht. »Daheim koche ich wenig, dafür schlecht« ist so ein Satz. »Zopf, der an der Kopfhaut zieht«, allein in dem Satz steckt für mich schon alles drin, was vorher das »Schulter-Hüft-Dreieck« angedeutet hat. Ein Text, der für mich viel Platz zwischen Ihren Zeilen gelassen, mich mitgenommen und erkannt hat. Stefan Spill, Rosbach vor der Höhe (Hessen)

Was für eine erfrischende Reportage zwischen all den »Tod-Leid-Verderben-Chaos-Artikeln«. Exzellent beobachtet und beschrieben, ich musste beim Lesen oft grinsen. Gern mehr davon – kleine Ablenkungen im alltäglichen Nachrichtengewitter können nie schaden.

Stefan Reber, Waltenhofen-Oberdorf (Bayern)

Hat Ihr Verlag denn kein Lektorat mehr? Was für ein unverständliches Gestammel dieser Text ist, schade um die verschwendeten Seiten 56 bis 60. Enttäuschend, so etwas im SPIEGEL zu finden.

Jenny Baatz, Berlin

Ja, so ist es. Toll beschrieben. Allein frau unterwegs, all diese Blicke! Ich will doch nur reisen mit mir. Vor allem will ich mich nicht bekümmern lassen. Und dann kommt die Frage: »Darf ich dich noch fragen, wie alt du bist?« Ich habe dann ein zuckersüßes Lächeln. 86. Na dann!

Karin Küpper, Freiburg

Ich musste lachen

Nr. 23/2026 Alles Gutsch

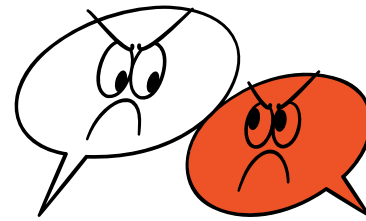
Die Kolumnen von Herrn Gutsch lese ich immer mit großem Vergnügen, aber seine Gedanken zum nicht aufzuhaltenden Eindringen englischer Ausdrücke und anglisierender Wortneuschöpfungen sprechen mir so aus dem Herzen, dass ich mich dafür ganz besonders bedanken möchte. Unsere deutsche Sprache verfügt über so viele Wörter und Ausdrucksmöglichkeiten, dass es nicht nötig ist, diese Wörter nur aus Prinzip einem offenbar drängenden modischen Zeitgeist entsprechend durch englische Wörter zu ersetzen. Bei neuen Entdeckungen und Erfindungen in Wissenschaft und Technik sehe ich ein, dass man hierfür nicht unbedingt neue deutsche Wörter erfinden muss, aber dort, wo es sie gibt, müssen sie nicht ohne Not durch englische ersetzt werden. Eine Sprache ist natürlich ein lebendiges Kulturgut und verändert sich stetig, jedoch vermisste ich sehr oft ein Bewusstsein für die Qualitäten der deutschen Sprache. Leider ist es ein Kampf gegen Windmühlenflügel, dies den Menschen bewusst zu machen und Anglizismen einzuschränken.

Heidrun Henning, Hattingen (NRW)

Ich bin 70. Am Anfang des Artikels habe ich noch verstanden, was Sie meinten. Der Schluss war etwas schwieriger, aber ich musste lachen. Ich habe vor mehr als 60 Jahren in der Schule Englisch gehabt, brauchte es im Job nicht, im Urlaub komme ich klar, aber das Kauderwelsch war dann doch zu viel für mich.

Elke Marburger, Allendorf (Hessen)

DEBATTE



Was denken Sie – wächst die AfD weiter, oder kann man sie stoppen?

60% Wächst weiter **Kann man stoppen** **40%**

Stimmabgaben: 6315

Täglich können Sie im Debatten-Ressort auf SPIEGEL.de über aktuelle Fragen diskutieren. Hier sind ausgewählte und gekürzte Antworten:

Wächst weiter

»Solange die »etablierten« Parteien so weitermachen wie bisher, wird die AfD aus Protest gewählt. Ich glaube nämlich nicht, dass alle Wähler dieser Partei rechtsextrem sind.«

Gerald Könke

Kann man stoppen

»Es wäre viel zu gewinnen, wenn wir den Leuten klarmachen können, dass Demokraten Probleme lösen wollen, während Populisten Schuldige benennen und sie mit den Problemen beseitigen wollen.«

Jürgen Brinkmann

Sagen Sie auch digital
Ihre Meinung –
auf SPIEGEL Debatte:



DRAHT IN DIE REDAKTION

Welchem Thema sollte der SPIEGEL mehr Aufmerksamkeit schenken? Worüber soll dringend berichtet werden?

Schreiben Sie an: draht@spiegel.de oder per Post an:
DER SPIEGEL / Draht, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

HOHLSPIEGEL

Aus der »Hessischen/Niedersächsischen Allgemeinen«:

»Den Storch hatte Ulrike Mose aus Wabern mit herabhängendem Flügel nahe den Kieswerken bei Niedermöllrich gesichtet und Krüger-Wiegand informiert. Da das Tier nicht fliegen und fliehen konnte, ließen sich beide Frauen von ihm einfangen.«

Schild auf einem Schiff der Veitshöchheimer Personenschiffahrt GmbH, das zwischen Veitshöchheim (Bayern) und Würzburg verkehrt:



Aufschrift auf einer Duftkerzenverpackung in einem dm-Drogeriemarkt in Köln:



Aus dem Münchner »Merkur«:

»Schluss mit Bad Münstereifel: Schlagerstar Heino (87) hat seine langjährige Wohnung in der Kurstedt endgültig aufgegeben. Seit der Corona-Pandemie lebte er bereits gemeinsam mit seiner verstorbenen Frau Hannelore in Kitzbühel in Österreich.«

Aus der »Stadtpost Dietzenbach« (Bad.-Württ.):



Die »Kieler Nachrichten« über ein Feuer auf einem Pferdehof in Kirchnüchel (Schl.-Holst.):

»Die Höhe des Schadens nach dem Brand in Kirchnüchel ist unklar. Mehrere Feuerwehren waren damals bis in die Nacht im Einsatz. Auch eine Drehleiter aus Lütjenburg eilte zur Hilfe.«

Eingesandt von Leserinnen und Lesern. Bitte schicken Sie Ihre Vorschläge an: hohlspiegel@spiegel.de

Durchweg negativ

Nr. 23/2026 Stressiges Arbeitsklima bei Label Armedangels

Der Artikel hat mich sehr traurig gestimmt – es gibt dermaßen viele Parallelen zu meinem ehemaligen Arbeitgeber: »Nachhaltige« Produkte, am Anfang die Idee, mit besseren Produkten und Arbeitsbedingungen in Produktion und Unternehmen die Welt ein Stückchen besser zu machen. Und dann genau das Gleiche: eine toxische Kultur, Mikro-managing und so weiter. Aus »wir sind feministisch, besetzen möglichst viele Führungspositionen mit Frauen und unterstützen Mütter« wurde ein Unternehmen, in dessen Leitungspositionen fast nur noch Männer, vorzugsweise ohne Care-Verpflichtung, arbeiten. Das Team ist »faul«, die »Ziele werden nicht erreicht« – dass das an einer ständig schwankenden Einstellung des Gründerpaares und jährlichen Kehrtwenden aller Strukturen liegt, kommt denen nicht in den Sinn. Viele fähige Menschen haben das Unternehmen verlassen, andere, wie ich, haben bis zum Burn-out alles gegeben, um das kränkelnde Unternehmen zu unterstützen. So viele Punkte gleichen sich – vielleicht ist das kein Einzelfall, sondern ein größeres Problem in der »Ökobranche«? Name und Wohnort sind der Redaktion bekannt

Ihr beleuchtet ausschließlich negative Erfahrungen und Feedbacks von unzufriedenen Mitarbeitern. Beim Lesen begleitete mich das Gefühl, dass die Recherchen in wenigen Wochen nach ein paar online aufgetriebenen Interviews abgeschlossen waren. Sicherlich gibt es bei Armedangels Probleme. Das durchweg negative Bild, das in Eurem Artikel vermittelt wird, entspricht aber sicher nicht der Realität und ist nicht ausgewogen. Ich habe mir mehr und detailliertere Recherche gewünscht. Vor allem zu dem Thema Nachhaltigkeit von Armedangels wären auch Gespräche mit externen Experten hilfreich gewesen. Philipp Schmitz, Köln

Im Exzeptionalismus gefangen

Nr. 23/2026 Ist der Mensch doch nicht wertvoller als Tiere?

Ich würde die Autoren am liebsten umarmen für dieses ruhig, neugierig und nicht provokativ geführte Interview mit einer Primatologin, die sich klar von der traditionellen distanzierten, zerstörerischen anthropozentrischen Wissenschaftshaltung abgrenzt. Diesen Interviewstil empfinde ich als respektvoll und nicht vorverurteilend, sehr wohl-tuend in unserem aufgeheizten, polarisierten Gesellschaftsklima. Susanne Hartmann, Harsum (Nieders.)

Ist es tatsächlich menschlicher »Exzeptionalismus«, der zu der beobachteten Entscheidung »Mensch vor Hund« führt, oder einfach nur eine Form (evolutionär bedingter) gruppenbezogener Kooperation? Würde ein erwachsener Schimpanse oder Elefant womöglich auch eher einen Artgenossen als ein artfremdes Individuum aus einer Notlage retten? Dies wäre in meinen Augen eine naheliegende und aufschlussreiche Frage gewesen, die jemand wie Frau Webb sicher gut hätte beantworten können. Ansonsten teile ich natürlich ihre Kritik am Umgang des Menschen mit seiner belebten und unbelebten Umwelt. Martin Drechsler, Leipzig

Leider sind die beiden Interviewer weiterhin im Käfig des »menschlichen Exzeptionalismus« gefangen. Eine Beschäftigung mit den Arbeiten der Umweltethikerin Val Plumwood hätte ihnen verdeutlichen können, wie problematisch die Vorstellung ist, der Mensch sei etwas grundsätzlich Besonderes und stehe außerhalb oder gar über der Natur.

Heinz Frickel, Gelnhausen (Hessen)

Leserbriefe bitte an:
leserbriefe@spiegel.de

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter SPIEGEL.de zu archivieren.

FAMILIENALBUM



Privat

»Mensch, Dieter, was ist das für ein Leben?«

SPIEGEL-Leser Dieter Rapp verkauft alles, was er besitzt, und zieht allein nach Kalifornien. Dort macht er ein Foto, das um die Welt geht.

»Wenn ich dieses Foto anschau, kann ich kaum glauben, dass ich es geschossen habe: ein Seelöwe auf der Seelöwenstatue in Sausalito, Kalifornien. Er scheint sich zu sonnen, es sieht fast so aus, als würde er für mich posieren. Es war im Sommer 1984, ich fuhr zufällig im Auto an der Statue vorbei und sah, dass sich Menschen drum herum drängten. Ich war neugierig, was los war, aber der Verkehr zwang mich zur Weiterfahrt. Zu Hause schnappte ich mir meine Kamera und fuhr zurück. Genau in dem Moment, als ich vor der Statue stand, kletterte das Tier auf die Statue und warf seinen Kopf zurück. Ich drückte ab. Der Moment ging um die Welt, aber das wusste ich damals nicht.

Ich bin ein Kriegskind aus Heilbronn, geboren 1940, meine Eltern starben früh, und ich hatte weder Geschwister noch sonstige Familie. Meine Kindheit und Jugend war nicht die schönste Zeit, ich war eher einsam, mein Studium gefiel mir mäßig. Als ich 30 war, besuchte ich einen Freund in Sausalito, mein erstes Mal USA. Herrlich. Das Klima, die Leute, die Coolness. In Deutschland wollte der Dozent mit »geehrter Herr Professor« angesprochen werden, in Kalifornien

war alles locker, entspannt. Eines Abends, kurz vor meiner Rückreise, saß ich beim Wein an der Bucht von Sausalito und dachte: Mensch, Dieter, was willst du denn in Deutschland, allein, was ist das für ein Leben?

Zurück in Deutschland verkaufte ich, was ich besaß. Ich packte das Nötigste ein und fuhr mit dem Schiff nach New York. Das war die beste Entscheidung meines Lebens. Hin und wieder bietet einem das Leben Gelegenheiten. Dann muss man zugreifen. Abdrücken. Wie bei diesem Foto.

Ich bin inzwischen 85 und habe ein gutes Leben geführt. In Sausalito habe ich die Frau meines Lebens kennengelernt, wir wohnen seit 50 Jahren in unserem Traumhaus nicht weit von der Bucht. Wir haben einen Sohn und ein Enkelkind. Mein amerikanischer Traum ist in Erfüllung gegangen.

Magazine rissen sich um mein Seelöwenfoto, es wurde damals in Zeitungen auf der ganzen Welt veröffentlicht, im »People«-Magazin, im »Stern«, in Grzimeks »Das Tier« und vielen mehr. Es gab Postkarten und Poster davon. Ich bin nicht mal Fotograf. Ich habe einfach abgedrückt.«

Aufgezeichnet von Max Polonyi

Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten?

Schreiben Sie an: familienalbum@spiegel.de

WAS HATTEN UNSERE GROSSELTERN MIT DEN NAZIS ZU TUN?



240 Seiten, gebunden - 22,00 € (D) - Auch als E-Book erhältlich



© Christina Körbe

Susanne Beyer hat ihren Großvater nie kennengelernt. Er starb unter mysteriösen

Umständen in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs. Wer hat ihn erschossen? Und was war seine Aufgabe als Chemiker im Nationalsozialismus?

80 Jahre nach dem Tod ihres Großvaters versucht sie, die Wahrheit herauszufinden – dabei wird ihr immer klarer, welche Folgen die Vergangenheit für ihr eigenes Leben hat. Ein bewegendes Buch über eine Spurensuche mit vielen hilfreichen Hinweisen zu neuen Recherchemöglichkeiten. Für alle, die mehr über die eigenen Vorfahren und sich selbst in Erfahrung bringen möchten.

DVA
www.dva.de

SPIEGEL
Buchverlag

»Deutschland tragen wir im Herzen«

*Immer mehr Deutsche verlassen ihre Heimat – so wie Marie, 28, und Alex, 38.
Hier erklären sie, warum sie sich für einen Neuanfang in Schweden entschieden haben.*

SPIEGEL: Marie und Alex, Sie sind nach Schweden ausgewandert. Hat Deutschland Sie aufgegeben oder umgekehrt?

Alex: »Aufgegeben« ist zu hart.

Marie: Wir hatten schon länger mit der Idee gespielt, auszuwandern. Mit der Geburt unseres Kindes hat sich das dann gefestigt.

SPIEGEL: Laut Statistischem Bundesamt zogen voriges Jahr fast 290.000 Bundesbürger ins Ausland, so viele wie noch nie. War das bei Ihnen eine persönliche oder eine politische Entscheidung, die Heimat zu verlassen?

Alex: In erster Linie persönlich. Die äußeren Umstände haben aber auch eine Rolle gespielt. Deutschland ist wie ein langsamer Tanker, der ewig zum Wenden braucht. Zum Beispiel bei der Kinderbetreuung: Die Absage für den Kitaplatz unseres Kindes haben wir erst in Schweden bekommen. Hier hatten wir schon nach zwei Monaten einen Platz. Allerdings wohnen wir jetzt auch sehr ländlich. **Marie:** Vorher haben wir in der Region Mannheim-Ludwigshafen gelebt, ein dicht besiedelter und industrieller Raum.

SPIEGEL: Gab es einen Moment, in dem Sie dachten: Wir müssen hier weg?

Marie: Entscheidend war die günstige Situation, in die wir vor etwa einem Jahr kamen. Ich hatte im Consulting bei einer Bank gearbeitet und war gerade in Elternzeit.

Alex: Ich arbeitete als Logistiker bei einem großen Konzern. Die wirtschaftliche Lage war in der Branche angespannt, Stellen wurden abgebaut. Das war unsere Möglichkeit, einen Schlusstrich zu ziehen.

Marie: Wir hatten eine Checkliste im Kopf und haben einen Haken nach dem anderen gesetzt: Keine Verpflichtungen gegenüber Arbeitgebern, unser Kind war noch klein. Dann haben wir gesagt: Wir probieren das jetzt.

SPIEGEL: Etwa 20 Prozent aller Menschen in Deutschland können sich vorstellen auszuwandern.

Marie: Natürlich ist es erschreckend, dass so viele darüber nachdenken. Anscheinend gibt es da wirklich ein Problem.

Alex: Wir sind aber auch Realisten: Wie soll sich ein Staat finanzieren, wenn so viele auswandern? Wir persönlich können daran aber nichts ändern. Deshalb haben wir unsere Konsequenzen gezogen.

SPIEGEL: Hatten Sie schon mal ein schlechtes Gewissen?



Auswanderer Alex, Marie:
»Wohnen jetzt sehr ländlich«

Marie: Unserer Familie gegenüber ja. Wir wollen natürlich unser Familienglück mit ihnen teilen.

Alex: Deutschland tragen wir im Herzen. Wir wünschen dem Land nichts Schlechtes, aber es muss sich viel ändern. Es muss wieder mehr Geld in Bildung und Kitaplätze investiert werden. Vielleicht überlegen es sich dann viele noch mal anders mit dem Auswandern.

SPIEGEL: Wie ist der berufliche Übergang für Sie seit Ihrer Auswanderung gelaufen?

Marie: Ich bin immer noch in Elternzeit.

Alex: Ich versuche, mich selbstständig zu machen. Das meiste läuft hier aber nur auf Schwedisch – Formulare, Behördenkommunikation, alles. Das Steuersystem funktioniert an-

ders, es gibt andere Unternehmensformen. Und obwohl die schwedische Bürokratie insgesamt schlanker ist, muss man sich da erst einmal reinfinden.

SPIEGEL: Entspricht Schweden Ihren Vorstellungen?

Alex: Wir haben den Tipp bekommen: Bevor man auswandert, soll man im schlechtesten Monat des Jahres Urlaub im Zielland machen. In Südeuropa wäre das im Sommer während der Haupthitze. Hier ist es der dunkle Winter. Im Urlaub war das für uns gar kein Thema. Aber der letzte Winter war dann doch heftig. Zur Wintersonnenwende wird es schon um 14.30 Uhr dunkel. Und es wird extrem kalt.

SPIEGEL: Haben Sie sich während des dunklen Winters mal gedacht: Was haben wir uns hier nur angetan?

Marie: Ich habe tatsächlich direkt am zweiten Tag nach unserem Umzug geweint und gesagt: Um Gottes willen, das war ein absoluter Fehler. Wir saßen im Haus fest, überall standen noch die Umzugskartons rum. Da kommen einem auch mal die Zweifel.

SPIEGEL: Denken Sie manchmal über eine Rückkehr nach Deutschland nach?

Alex: Das kommt darauf an, wie meine Firmengründung läuft. Rational gesehen geht es ums Geld. Außerdem lernt man im Ausland die deutschen Tugenden wieder zu schätzen, insbesondere Pünktlichkeit und Genauigkeit.

Marie: Wir fühlen uns in Schweden total wohl, wir haben hier auch gute Freunde gefunden. Aber manchmal fehlen mir meine Mutter oder meine Schwester.

Interview: Mayank Sharma

5



Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten

Ihr flexibles Vorteilsangebot: Die ersten 52 Ausgaben DER SPIEGEL erhalten Sie für nur 5,60 € pro Ausgabe statt 7,10 €. Inklusive Zugriff auf das digitale Magazin, alle S+-Inhalte auf SPIEGEL.de sowie in der App und vieles mehr.

Sie sparen 21 % und können jederzeit monatlich kündigen.



Jetzt bestellen und sparen:
abo.spiegel.de/flex1

oder telefonisch unter 040 3007-2700

DER SPIEGEL

MISSION TO EARTH*PHASE*



Only available at selected Swatch stores